Florian Felix Weyh
Toggle
Roman
Galiani
Berlin

Florian Felix Weyh

Toggle

Roman

Galiani
Berlin

IMPRESSUM

2. Auflage 2012

Verlag Galiani Berlin
© 2012 by Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln
eBook © 2012 by Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln

eBook-Produktion: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN: 978-3-86971-041-9 (Buch)

ISBN: 978-3-462-30479-4 (eBook)

www.galiani.de

Buch

Droht uns der digitale GAU?

Wer die Daten hat, hat die Macht – ein packender Thriller, der die Möglichkeiten digitalen Datenmissbrauchs zu Ende denkt.

Der international agierende Computerkonzern Toggle scannt in abgelegenen Lagerhallen Deutschlands Bücher ein. Nicht nur die bizarren Sicherheitsmaßnahmen und das hemdsärmelige Vorgehen des Konzerns befremden – vielen wird dessen weltweite Informationsmacht ohnehin suspekt: Als Inhaber der wichtigsten Suchmaschine im Netz kann die Firma faktisch bestimmen, was bei Computerrecherchen gefunden wird und was nicht.
Jetzt auch noch die Sache mit den Büchern! In Deutschland regt sich Widerstand. Deshalb ordnet die amerikanische Zentrale als PR-Maßnahme eine Tagung mit »kritischen Stimmen« renommierter Wissenschaftler auf Schloss Mellau an, einem 5-Sterne-Luxusresort nahe Garmisch-Partenkirchen. Die dauert allerdings nicht lange. Denn bald wird eine Teilnehmerin tot aufgefunden. Umstände ungeklärt.
Der neue Deutschlandchef von Toggle versucht, der Sache auf den Grund zu gehen. Seine Recherche führt ihn immer tiefer in die Strukturen seines eigenen Konzerns, in dem Idealisten, gewinnsüchtige Geschäftsmänner und von Regierungen bezahlte Undercoveragenten um Einfluss auf die beiden anarchisch-unberechenbaren Gründer und Mehrheitseigentümer ringen. Mehr noch, er erkennt, dass sowohl ein schwerreicher russischer Oligarch als auch ein unbekannter Dritter an die Dienste von Toggle und die ungeheuren Datenberge von deren Konkurrenzfirma Myface herankommen wollen, um die digitalen Schatten aller Nutzer weltweit für ihre Zwecke zu missbrauchen.

Autor

Florian Felix Weyh, geboren 1963 in Düren, lebt als Autor und Publizist in Berlin. Er ist ständiger Mitarbeiter des Deutschlandradios und schrieb Theaterstücke, Hörspiele und Essays (u. a. Die letzte Wahl, 2007, und Internet. Kleine Philosophie der Passionen, 2001), für die er zahlreiche Auszeichnungen erhielt. Toggle ist sein erster Roman.

Code is Law.

LAWRENCE LESSIG

Prolog

Das Ziel

Die Bold Lane in West-Lancashire, zwanzig Meilen nördlich von Liverpool, war entgegen ihrem Namen schmal und von dichtem Buschwerk gesäumt. Wer zwischen Ormskirk und Aughton seinen Wagen abstellen wollte, musste bis Aughton weiterfahren oder bei Allister McCrew den Torweg blockieren. Eingerahmt von mannshohen Hecken bot die Auffahrt zur Hausnummer 56 die einzige Parknische weit und breit. Man konnte natürlich auch klingeln und anfragen, ob man den akkurat geharkten Kiesplatz hinter dem schmiedeeisernen Tor benutzen dürfe.
»Wäre es möglich, unseren Silver Seraph für wenige Minuten auf Ihrem wunderbaren Anwesen abzustellen?«
»Bitte was?«, erklang es aus der Sprechanlage.
»Unseren Silver Seraph. Wir sind zwei Amerikaner auf Reisen und müssen für einen Moment austreten.«
Allister McCrew war perplex. Weniger, weil jemand mit einem Rolls Royce bei ihm klingelte und Parkplatzprobleme reklamierte – die Bold Lane war wirklich nicht sehr breit und das seitliche Buschwerk unüberwindbar –, als darüber, dass dieser Jemand das McCrew'sche Anwesen ›wunderbar‹ genannt hatte. Der Futtermittelhändler erlebte sonst andere Reaktionen. Als ›Baumarkt-Tudor‹ verspotteten die Einwohner von Aughton seine freistehende Villa. Dabei verband diese doch nur die praktischen Vorzüge der Fertigbetonbauweise mit der Schönheit klassischer Landhausästhetik. Das war nicht jedermanns Geschmack und erhielte wohl kaum eine Prince-Charles-Medaille für vorbildliche Traditionspflege. Aber das Foto eines Silver Seraph vor seinem Haus würde sich bei einem späteren Immobilienverkauf gut machen.
Der Futtermittelhändler drückte auf den Toröffner.
Die beiden Männer im Auto waren leger gekleidet, doch höflich, und sie parkten folgsam ihre Limousine quer auf dem Hof. Während McCrew noch Aufnahmepositionen durchprobierte, erkundigten sich die Besucher nach einer Öffnung in der dichten Buchsbaumhecke. Der Hausherr

deutete auf ein lange nicht mehr benutztes, grün überwuchertes Gartentor. Das Nachbargrundstück lag seit Jahren brach, durfte aber wie die restlichen Äcker ringsum nicht bebaut werden. Es gehörte irgendeiner ausländischen Firma. Vielleicht Sanmonto, dem Agrarkonzern.
»Sie können eines meiner Badezimmer benutzen«, sagte McCrew zuvorkommend.
Freundlich lehnten die Besucher das Angebot ab. Mit einiger Kraftanstrengung stemmten sie das überwucherte Gartentor einen Spalt weit auf und marschierten dann entlang eines verwilderten Ackers nach Norden. Wenige Meter vor dem oberen Feldrand hielten sie an. Einer der beiden zauberte einen Klappspaten hervor, der andere zog eine hühnereigroße, matt glänzende Metallkapsel aus der Tasche seines Blousons. Beide traten fünf Schritte aufs Feld hinaus, wobei der Größere sorgfältig die geografischen Koordinaten auf einem hochauflösenden GPS – Empfänger überprüfte. Dann nickte er, und der Kleinere begann ein Loch zu graben. Zehn Minuten später war die silberne Kapsel tief im Erdboden verschwunden. Die Männer machten sich auf den Rückweg. Sie bedankten sich bei Allister McCrew, schlugen mit dem Verweis auf ihren engen Terminplan eine Einladung zum Tee aus und fuhren über Aughton hinaus in Richtung Süden zum John Lennon Airport Liverpool. Als neunzig Minuten später eine Boeing 767 erstaunlich tief über 56 Bold Lane hinwegzog und Allister McCrew die Faust gen Himmel reckte, konnte er nicht ahnen, dass seine freundlichen Besucher vom Nachmittag auf ihn herabsahen. Hätten sie es zustande bringen können, wäre ein Golden Eagle als Trinkgeld auf den erneut perfekt geharkten Kiesparkplatz gefallen. Aber nicht einmal die *Toggle One* besaß eine derartige Abwurfeinrichtung. Stattdessen stießen die beiden Passagiere mit ihrer letzten Flasche 1928er Krug Collection an.
Sie befanden sich auf dem Gipfelpunkt ihres Erfolgs.

Erster Teil

Die Niederlassung

1

Mittwoch, 7. Juli, 15 : 00

Das Mädchen sah zur Lagerhalle hinüber und spürte ein Kribbeln im Bauch.
Endlich mussten sie vor der Hitze kapitulieren!
Seit Wochen wartete das Dorf auf Regen. Überall hatte sich die Erde pulverisiert, selbst Fahrradfahrer zogen auf den Feldwegen meterlange Staubfahnen hinter sich her. Manchmal konnten die Dorfbewohner Windhosen beobachten, die sich über den verkrüppelten Halmen der Roggen- und Gerstenfelder erhoben und in der Luft tanzten, bevor sie nach ein paar Minuten wieder zerfielen.
Das war außergewöhnlich.
Kein Mensch musste solche Temperaturen beim Bau von Gebäuden berücksichtigen.
Die Lagerhalle stand in der prallen Sonne, eine billige Flachdachkonstruktion ohne jegliche Isolation. Der Vater des Mädchens hatte die elektrischen Leitungen verlegt und zu Hause erzählt, dass der Hallenbesitzer knauserig geblieben war: Kabel auf Putz, ein paar Schalter, Deckenlampen – mehr nicht. Nur der Starkstromanschluss fiel aus dem Rahmen.
Klimaanlage?
Fehlanzeige.
Das Dorf lag nahe der Autobahn, Speditionen sollten die Halle als Umschlagplatz buchen. Für einen dauerhaften Aufenthalt von Menschen war sie nicht gedacht.
Ende Mai waren jedoch Männer gekommen, Männer in LKW. Sie trugen geschlossene blaue Plastikkisten in die Halle. Jeden Morgen stand nun auch ein betagter goldener Mercedes auf dem riesigen Parkplatz und verschwand erst wieder am Spätnachmittag, manchmal sogar erst nach Einbruch der Dunkelheit.
Bei der ersten Lieferung schleppten die Männer nur Kisten hinein. Nach einigen Tagen trugen sie auch wieder welche heraus. Ihrem gebückten Gang nach zu urteilen, waren die Kisten auch auf dem Rückweg gefüllt.

Der Vater wunderte sich, dass auf keinem der LKW ein Firmenschild zu sehen war. Alles Betrug, vermutete er. Jemand spiegele vor, Waren in Deutschland zu produzieren, ließ sie aber anderswo herstellen. In der Halle klebe man nur deutsche Etiketten auf.
Das Mädchen wusste es besser. Denn sechs Wochen vor diesem heißen Sommertag, als es gerade mit seinem Hund auf dem Hügel oberhalb des Gewerbegebiets gestanden hatte, war einem der Männer eine Kiste entglitten. Ihr Deckel war verrutscht, und für einen kurzen Moment hatte das Mädchen gesehen, was die Männer in die Halle trugen.
Und jetzt mussten sie vor der Hitze kapitulieren!
Das Mädchen band seinen Russellterrier an einer einsamen Krüppelkiefer fest. Jackie wollte ohnehin nur faul im Schatten liegen. Dann stieg es die Böschung hinab. Leer und öd gähnte der Parkplatz in der Sonne. Achtzig Meter vom Mädchen entfernt blitzte ein gelber Schriftzug auf einer roten Stahltür auf: Alarmbewehrt! Kein Eintritt!
Die Tür stand eine Handbreit offen.
Noch nie war sie geöffnet gewesen.
Aus dem Halleninneren drangen pfeifende, sirrende und zischende Maschinengeräusche. Das Mädchen konnte sich keinen Reim darauf machen. Es konnte sich überhaupt keinen Reim auf die Vorgänge rund um die Lagerhalle machen. Doch gleich würde es wissen, warum man den Stoff, aus dem seine Träume waren, lastwagenweise herbeikarrte, ein paar Tage lagerte und dann wieder fortbrachte. Ohne das Mädchen auch nur einen Blick darauf werfen zu lassen!
Vorsichtig drückte es gegen die Tür.
Gut geölt.
Nur die Sohlen des Mädchens quietschten, als sie den Hallenboden berührten.
Diese verdammte Hitze! Anton Purgler wischte sich den Schweiß von der Stirn. Sein Blick fiel auf das billige Plastikthermometer, das er am Rahmen einer der zwölf schnaufenden SR – 300 festgeklebt hatte.
Füüüsch … püh … füüüsch … püh … füüüsch …
34 Grad! Und dazu diese trockene Papierluft. Wahrscheinlich war die Stahltür schon wieder zugefallen. Er sollte sie mit einem Stein fixieren.
Anton Purgler seufzte.
Warum hatte er damals nicht gleich aufgelegt? Im Mai, als der Anruf

kam, war er noch nicht völlig abgebrannt gewesen. Seine Reserven hätten locker noch ein paar Monate gereicht. Aber die »körperlich leichte Arbeit« hatte vielversprechend geklungen. Obwohl es ein ausgesprochen schlechtes Zeichen gewesen war, dass sich der Anrufer auf den Bewährungshelfer berufen hatte. Darum hatte Purgler so lange gezögert, bis der Anrufer mit seinem etwas verwaschenen Deutsch seine Trumpfkarte ausspielte: »Ihre philologischen Qualifikationen werden Ihnen nützlich sein.«

Philologische Qualifikationen!

Das klang nicht nach einem jener Dreckjobs, die ihm nach zehnjährigem Vielfachstudium und diversen Vorstrafen wegen kleinerer Eigentumsdelikte noch übrig geblieben waren: Chemietanks reinigen, S-Bahnen putzen, bestenfalls Hamburger braten, das alles für 7,30 Euro die Stunde … oder weniger. Länger als vier Wochen war er nirgends geblieben. Nur bei einem Bestatter hatte er es zwei Monate ausgehalten, weil er geglaubt hatte, sich auf diese Weise zum Trauerredner fortentwickeln zu können. Doch schon nach dem ersten Emanzipationsversuch hatte ihm die rabiate Chefin einen Fünfziger in die Hand gedrückt und gesagt, er dürfe wiederkommen, sobald ihm jemand die Zunge herausgeschnitten hätte.

Wer den Sarg trägt, soll die Klappe halten.

Schon klar.

Immerhin, jetzt betrug sein Stundenlohn zwanzig Euro. Netto! Er war alleine, niemand konnte seinen Arbeitstakt kontrollieren. Oder ihn anschnauzen, wenn er morgens eine Stunde später anfing. Das war schon was – solange man beide Augen vor der Tatsache verschloss, dass er 78 Jahre lang arbeiten musste, falls ihm abends beim Bier ein Wörtchen zuviel herausrutschte. In diesem Fall musste er laut Arbeitsvertrag eine Konventionalstrafe von 250 000 Euro bezahlen.

Lachhaft!

Was konnte man denn groß erzählen über *diesen* Ort, *diese* Arbeit, *diese* Bücher?

Maschine Nummer drei gab ein akustisches Signal von sich, eine scheppernde Fanfare. Anton Purgler hätte gerne etwas Melodischeres gewählt, aber ihm war verboten worden, irgendeine Einstellung an den Geräten zu verändern. Dann fiel Nummer drei mit einem letzten

Schnaufen in den Ruhemodus.
Das lag exakt im Rhythmus.
In den vier Monaten, in denen Purgler nun mit den Buchscannern zu tun gehabt hatte, hatte er ein ausgeklügeltes System entwickelt, wie er morgens zu Schichtbeginn unterschiedlich dicke Bücher – oder Bücher verschiedener Sprachen oder Bücher unterschiedlicher Schrifttypen – in die zwölf Maschinen einlegte, damit nicht alle zugleich mit ihrer Aufgabe fertig wurden. Obwohl jede LKW – Lieferung eine unmissverständliche schriftliche Anweisung enthielt, in welcher Reihenfolge die Kisten abzuarbeiten seien, klappte das erstaunlich gut. Zwischenfälle ereigneten sich nur, wenn ein Scanner aus Not stoppte, weil er auf verklebte Seiten stieß. Oder weil er bei sehr brüchigem Papier einen Schaden am Buch angerichtet hatte.
Bei Nummer drei war alles in Ordnung.
Anton Purgler warf einen Blick auf den Computermonitor links neben dem Scanroboter, scrollte ein paar Seiten rückwärts und fand nicht ein einziges unterkringeltes Wort in der Textdatei.
Makellos.
Das OCR – Programm der SR – 300 war phänomenal. Selbst Frakturschrift wandelte es in eine für jedermann lesbare Datei um. Bei manchen Vorlagen konnte man ganze Kapitel durchforsten, ohne auf einen einzigen Umwandlungsfehler zu stoßen. Bücher, die über Jahrhunderte hinweg in dunklen Bibliotheksmagazinen vor sich hingedämmert hatten, ohne dass je ein menschlicher Blick auf sie gefallen wäre, wurden auf diese Weise der Welt wieder zugänglich gemacht.
So jedenfalls hatte es ihm der Mann beim Einstellungsgespräch erklärt: Die Textdateien wanderten ins Internet, und mit dem richtigen Stichwort in einer Suchmaschine konnte sie jedermann zum eigenen Gebrauch aufrufen.
»Wozu dann diese Geheimniskrämerei?«, hatte Purgler gefragt und die Stirn gerunzelt. »Abgelegene Lagerhalle mitten in der Pampa, keine Kollegen, Schweigepflicht?«
Der Mann hatte maliziös gelächelt: »Konkurrenzdruck. Unsere Roboter sind Spezialanfertigungen. Und das mit der Konventionalstrafe hat etwas damit zu tun, dass Ihr Lebenslauf, sagen wir mal … ein paar

Schönheitsfehler enthält.«
Daraufhin hatte es Purgler vorgezogen, keine weiteren Fragen zu stellen. Er nahm *Der Menschenseele Not* aus der Scannerwiege von Nummer drei und warf das Buch achtlos in eine der blauen Plastikkisten. 1927, das bedurfte keiner besonderen Rücksichtnahme. 20. Jahrhundert fand man überall, in Bibliotheken und Antiquariaten, da beschädigte er kein Unikat, falls er die Kiste verfehlte. Und der Autor Maximilian Bircher-Benner … ein Nobody.
Oder war das der mit dem Müsli?
Die Hitze ließ noch das letzte bisschen Bildung in seinem Kopf verdampfen!
Purgler nahm ein neues Buch vom Stapel. August Bier, *Die Seele.* Die dunkelblaue Box mit der Nummer 44-321 schien eine Psychokiste zu sein. Die hellblaue 42-845, deren letzte drei Exemplare eben in den Scannern lagen, war dagegen ausnahmslos 18. Jahrhundert gewesen, verstaubte Traktate über Gott und die Welt. Hinter der vorgeschriebenen Scanreihenfolge ließ sich keine Logik ausmachen, genauso wenig wie hinter der Nummerierung der Kisten.
Purgler klappte das schlammgrüne Buch auf – fester Einband, Erscheinungsjahr 1939 – und legte es in die Scannerwiege. Sie bestand aus zwei massiven Eichenholzbrettern, die sich im Winkel von 45 Grad spreizten.
Du geile Schlampe, öffne deine Schenkel!
Die SR – 300 faszinierte Purgler. Natürlich hatte der Mann beim Einstellungsgespräch gelogen: Man konnte diese Maschinen frei kaufen, sofern man 80 000 Euro besaß. Sie waren keine Spezialanfertigung. Möglicherweise hatte sein Arbeitgeber allerdings die Software überarbeitet. Deswegen reagierte er so nervös, als Purgler im Menü herumfingern wollte.
Ansonsten entsprachen alle Maschinen den Beschreibungen, die man auch im Internet finden konnte. Im Wesentlichen – und das war genial! – hatten die österreichischen Erfinder das Glasplattenproblem gelöst. Purgler kannte es noch aus seiner Studentenzeit, als er Handlangerdienste in der Bibliothek verrichtet hatte: Wann immer man Laien Bücher zum Kopieren aushändigte, pressten sie diese mit brachialem Druck auf die Glasplatte des Kopiergeräts. Jedem

Bibliothekar grauste es davor. Mit dem Siegeszug des privaten Scanners zu Hause waren die Leute nicht etwa sensibler geworden, sondern im Gegenteil noch achtloser. Tief in ihrem Inneren schienen sie zu glauben, dass man nur mit roher Gewalt das Beste beim Kopieren rausholen konnte.
Anton Purgler rückte *Die Seele* noch einmal in der Scannerwiege zurecht.
Doch die Bücher brachen. Je älter, desto schneller. Waren sie geklebt statt gebunden, zerfielen sie oft schon nach wenigen Kopiervorgängen. Lose Seiten flogen herum und gingen verloren. Die Österreicher hingegen waren auf eine pfiffige Idee gekommen. Bei ihnen wurde jedes Buch halb aufgeklappt auf dem Rücken in den Scanner eingelegt. Dann fuhr eine breite Düse zum Buchblock hinunter, saugte die Seite mit Druckluft an und tastete sie, sobald sie senkrecht stand, blitzschnell links und rechts mit einem Scannerkopf ab. Nach getaner Arbeit glitt die Düse ein Stückchen hoch, zwang die Seite durch einen Luftstoß zum Umblättern, senkte sich wieder herab, saugte eine neue Seite an und fraß erneut die Buchstaben in sich hinein. So blieben auch wertvolle Folianten unversehrt.
Purgler drückte auf den Startknopf und sah auf die Uhr: Der Wechsel hatte genau 120 Sekunden gedauert. Das bescherte ihm vier Minuten Pause. Bei anderen Temperaturen hätte er sich eine Zigarette angezündet, heute wäre ihm ein kaltes Bier lieber gewesen. Aber woher nehmen?
Lustlos griff er sich ein Buch aus einer der unzähligen Kisten, setzte sich auf seinen Pausenhocker und blätterte darin herum.
Wieder Seelenkram.
Er legte das Buch zurück. *Unmenschlich, diese Hitze!*
Ganz sicher war die Tür zugefallen.
Plötzlich erklang ein lautes Hupen.
Es kam von Nummer zwölf.
Purgler rannte zur betreffenden Maschine. Ihre Düse berührte gerade noch die Kante der angesaugten Seite, doch der Scannerkopf konnte nicht an ihr heruntergleiten.
Es war keine Seite.
Es war ein Bündel von Seiten.

Jemand hatte vergessen, das Buch bis zum Ende aufzuschneiden. Der letzte Bogen zeigte eine noch geschlossene Falz. Ein ärgerliches Phänomen des 18. Jahrhunderts, als Bücher unaufgeschnitten über die Ladentheke gingen. Fand sich kein williger Leser, blieb das Buch zugeknöpft wie eine alte Jungfer, manchmal über Generationen hinweg. Für diesen Fall, so lauteten Anton Purglers Anweisungen, sollte er das Papier ohne Hemmungen auftrennen. »Lesbarkeit geht vor Jungfräulichkeit«, hatte der Mann mit seinem seltsamen Akzent meckernd gelacht.
Purgler fluchte. Wenn er die Maschine nicht binnen einer Minute wieder in Gang brachte, geriet sein ganzes Scannerballett aus dem Takt. Fieberhaft überlegte er, wo er sein Tai Pan beim letzten Mal liegen gelassen hatte.
Bei Nummer acht, vor drei Tagen!
Er hechtete hinüber, fand den edlen zweischneidigen Dolch hinter der Tastatur, bekam ihn am falschen Ende zu fassen, konnte seinen Schwung jedoch nicht mehr bremsen, schnitt sich tief in die Handfläche hinein, ignorierte das Blut, obwohl er dessen Anblick normalerweise nicht ertrug, wirbelte das Messer in der Luft herum, griff nun richtig zu, hechtete zurück zur Nummer zwölf und riss mehr als er schnitt die Falz des Seitenbündels auf.
Geschafft!
Nummer zwölf begann wieder zu arbeiten.
Füüüsch … püh … füüüsch … püh … füüüsch …
»Bücher darf man aber nicht zerschneiden!«, sagte eine Stimme voller Empörung hinter ihm.
Purgler fuhr herum.
Vor ihm stand ein Mädchen.
Anton Purgler dachte an die zwanzig Euro in der Stunde, an seine Bewährungsauflagen, an 250 000 Euro Konventionalstrafe, spürte den Dolchschaft in seiner Hand, noch mehr den aufwallenden Schmerz, und wurde von einer namenlosen Wut gepackt.
Dann riss der Film.

2

Mittwoch, 7. Juli, 15 : 50

»Süßigkeiten?«
Melissa Stockdale schob mit spitzen Fingern die Jellybeans von Holzwangers Tastatur.
»Gehirnnahrung.«
»Das sagen alle!«
Eine hellgrüne Bohne kullerte aus der Packung und blieb zwischen F und G liegen.
»Es ist das einzige Feld, auf dem die USA Europa überlegen sind.«
»Bei Süßigkeiten?«
»Bei der Entwicklung künstlicher Aromastoffe, die die Natur in ihrer sensorischen Durchschlagskraft weit übertreffen. Außerdem machen sie glücklich.«
»Dachte ich mir: Es ist eine Droge!«
»Iwo«, sagte Holzwanger und steckte die hellgrüne Bohne in den Mund. *Birne.* Ganz gut, aber bei Weitem nicht so berauschend wie Wassermelone. Wassermelone in natürlicher Form enthielt Enzyme aus der Gruppe der Superoxid-Dismutase. Superoxid-Dismutase wirkte stressabbauend, weswegen ihn schon der bloße Geschmack in Urlaubsstimmung versetzte.
»Für einen Angestellten eines führenden US – Hightech-Unternehmens redest du ganz schön abfällig über die Weltmacht Nummer eins«, stellte Melissa fest. Ihr Blick fiel auf Holzwangers Monitor. In einem dunklen Bildschirmfenster liefen helle Buchstabenkolonnen von oben nach unten.
»Was ist das?«
»Twenty percent«, gab Holzwanger in der Konzernumgangssprache zurück. Melissa war die Tochter eines US – Offiziers und einer deutschen Lehrerin. Sie mochte es, wenn man ihr Gelegenheit bot, die Aussprache ihrer Untergebenen zu korrigieren.
Diesmal verzichtete sie allerdings darauf. Stattdessen starrte sie weiter auf den Bildschirm und schüttelte missbilligend den Kopf.
»Darf ich dich daran erinnern, Lady Boss«, hob Holzwanger an, »dass in

meinem Vertrag steht, ich dürfe – nein müsse! – zwanzig Prozent meiner Arbeitszeit mit sinnlosen Tätigkeiten verbringen, die man mit Müh und Not gerade noch als kreativ bezeichnen kann?«
»Was ist daran kreativ, wirre Zeichenfolgen anzustarren und dabei auf Firmenkosten Jellybeans zu vertilgen?«
»Oh, das ist ein kleines Proggie, das ich selbst geschrieben habe«, antwortete Holzwanger stolz, »und Jellybeans gehören zu unseren Sozialleistungen. Das Proggie spielt mir alle Suchworte zu, die bei uns null Treffer erzielen. Hier: *Syndoneria!* Oder *Thayesula*.«
»Herr Doktor Holzwanger«, sagte Melissa förmlich, »Sie sind 47 Jahre alt, promovierter Mediziner, nur durch einen dummen Zufall bei Toggle Inc. gelandet und haben absolut nicht das Recht, ein Wort der Jugendsprache wie ›Proggie‹ zu verwenden.«
Holzwanger seufzte. »Schon vergessen, hier herrscht ja Altersrassismus.«
Das Durchschnittsalter bei Toggle betrug 29 Jahre, seine Worte enthielten also etwas Wahres. Dennoch mussten beide lachen. Dann klickte Holzwanger mit dem Mauszeiger auf ein kleines Kästchen in der Menüleiste. »Ich bin auf etwas Merkwürdiges gestoßen. Das Proggie …« – er kostete das Wort genüsslich aus – »… speichert nämlich auch, was es über den Tag so einfängt. Mit der Zeit ergibt sich ein Verlaufsmuster. Da!«
Ein paar Kurven erschienen auf dem Bildschirm.
»Seit Wochen tauchen über Stunden hinweg immer wieder bestimmte Buchstabenkombinationen auf. Dann verschwinden sie … um nach ein paar Tagen urplötzlich zurückzukehren.«
»Na und?« Melissa Stockdale kaute an einer Haarsträhne. Sie sah aus wie die junge Juliette Binoche, ein bisschen zu mager allerdings, und wer ihr das erste Mal begegnete, hielt sie für eine hübsche, aber desorientierte BWL – Studentin. In Wahrheit unterstand ihr das Deutschlandgeschäft von Toggle Inc., dem größten Suchmaschinenbetreiber der Welt.
Holzwanger knurrte: »Wenn ich mich als User vertippe und deswegen keinen Suchtreffer erziele, korrigiere ich meine Eingabe, statt sie falsch zu wiederholen. Nein, hier sucht jemand mit voller Absicht nach nicht existenten Begriffen.«

Er hielt einen Moment inne.
»Falls es wirklich nur einer ist. Mein Programm zeigt bis zu zwanzig verschiedene IP – Nummern, unter denen der jeweilige Begriff abgefragt wird.«
»IP – Nummern sind nicht dein Ressort«, ermahnte ihn Melissa. »Du bist Personalentwickler, kein Programmierer. Außerdem überwachen die IT – Cracks in Zürich das Suchwortkorpus. Das müssen sie allein schon tun, um ihre Rechtschreibkorrektur auf dem Laufenden zu halten. Wenn es Auffälligkeiten gäbe, wären sie dort längst bekannt.«
»Mhm«, machte Holzwanger. Er schien nicht überzeugt.
»Und außerdem … warum soll jemand *nicht* sinnlose Buchstabenkombinationen suchen? Bestehen Passwörter aus sinnvollen Worten?«
Sie blickte ihn triumphierend an.
»Passwörter«, murmelte Holzwanger, »ja, das könnte es sein! Jemand sucht Passwörter.«
»Nicht, dass wir sie ihm lieferten«, sagte Melissa, die selbst im Gespräch mit ihrem Personalchef ums Image der Firma besorgt war. »Aber sicherlich gibt es da draußen immer noch ein paar Idioten deines Alters, die glauben, Passwörter schwämmen im Ozean des Internets offen herum.«
»Trotzdem bleibt es ein seltsames Muster«, beharrte Holzwanger, ohne auf den erneuten Affront einzugehen.
»Schluss jetzt!«, sagte die Chefin. »Dein kreatives Fünftel kannst du ein andermal ausleben. Wir haben ernsthafte Arbeit für dich, und ohne dir schmeicheln zu wollen, Doktor Nikolaus Holzwanger: Man hat in Valley Hills deinen Namen genannt. In Valley Hills!«
Dort, in Kalifornien, saß die Firmenzentrale.
Holzwanger zuckte mit keiner Wimper, griff aber nach der Jellybeans-Packung und warf ein buntes Bohnengemisch ein.
»Es beeindruckt dich also auch«, stellte Melissa Stockdale fest, die Holzwangers Verlegenheitsgeste kannte. »Folge mir in die Große Freiheit. Wir haben um 16 Uhr eine Videokonferenz mit Amerika.«
Toggle Inc. war ein junger, aber dennoch schon sehr großer IT – Konzern. An zwei Dutzend Standorten arbeiteten über 23 000 Menschen, und dass man in Valley Hills nach einem deutschen Angestellten mit der

Mitarbeiternummer 19 388 gefragt hatte, erschien nicht nur diesem bemerkenswert. Auch seine Vorgesetzte wunderte sich. Sie trug zwar die Nummer 4533, aber trotz ihrer Stellung als deutsche Niederlassungsleiterin kam sie nur in Ausnahmefällen – rein privater Natur – mit der obersten Ebene in Kontakt.
Melissa Stockdale war fünfzehn Jahre jünger als Nikolaus Holzwanger, doch in der Firmenkultur von Toggle spielte das kaum eine Rolle. Manchmal wünschte sich Holzwanger ein bisschen weniger Lockerheit und etwas mehr Form – Melissa mangelte es deutlich am Gespür für Anstand und Abstand –, doch der deutsche Personalchef sah die Gründe dafür: Sie lebte den *american way of career*. Als hochintelligente Praktikantin begonnen, nie Urlaub genommen, keine Mission als ehrenrührig empfunden, immer auf dem Sprung zu neuen Außenposten. Wer eine solche Schule absolviert hatte, erwies sich als ebenso begeisterungsfähig in der Sache wie nassforsch im Umgang mit anderen Menschen.
Las Holzwanger dagegen Lebensläufe deutscher Uni-Absolventen, fühlte er sich in die Zeit seines Urgroßvaters zurückversetzt. Zwar betonten alle Bewerber, mindestens zwei Semester in Rom, London, Paris oder Barcelona verbracht zu haben, aber nie schimmerte eine persönliche Neigung durch. Im Gegenteil, es wirkte wie der Vermerk, auch mal am Kaisermanöver teilgenommen zu haben. Was ihn am meisten störte, war die gerade Linie in allen Lebensläufen. Sie ließ jeden Arbeitsplatz höherwertiger erscheinen als den vorangegangenen. Schon der gesunde Menschenverstand verriet, dass das nicht stimmen konnte. Die meisten Jobwechsel vollzogen sich aus familiären Gründen oder weil jemand arbeitslos wurde. Nicht selten musste er dann eine Stufe tiefer als zuvor anfangen.
Nikolaus Holzwanger kannte das aus eigener Erfahrung.
Ganz anders bei ausländischen Bewerbern, die häufig berufliche Sackgassen aufzuweisen hatten. Amerikanische Toggle-Bewerber stellten sie sogar extra heraus. Denn die Einstellungspolitik der Firma galt als legendär: Ein Ausflug ins Musikgeschäft, ein gescheitertes Startup, eine abgebrochene Karriere als Hundetrainer, ja selbst eine psychotische Sektenerfahrung waren nicht ehrenrührig. Dahinter verbargen sich womöglich schlummernde Talente, die sich für den

Konzern nutzbar machen ließen.
Toggle liebte kreative Geister.
Aber dass kreative Geister auch Toggle liebten, bereitete dem deutschen Personalchef zuweilen Kopfzerbrechen. Regelmäßig musste er dann Kunststudenten erklären, dass die Firma vornehmlich Computerfachleute einstellte, um den Betrieb der weltweit größten Suchmaschine aufrechtzuerhalten, und nur in Sonderfällen *reine* Kreativität ankaufte. Das ließ sich umso schwerer vermitteln, je genauer die Kunststudenten den Laden kannten. Dessen Büros waren nämlich so bunt wie sein Firmenlogo, im Hausjargon Doodle genannt, und irgendjemand musste ja einst für die Farbgebung gesorgt haben.
»Ein Zufallsgenerator«, antwortete Holzwanger dann mit einem strahlenden Lächeln. »Wir sind ein Hightech-Unternehmen. Simple Gebrauchskunst erzeugen wir maschinell.«
»Lieber noch mal aufs Klo?«, fragte ihn Melissa, als sie entlang blauer und roter Wände in Richtung Große Freiheit schritten. Die Konferenzräume hießen alle nach Straßen im Rotlichtbezirk der Stadt.
»Ich denke mal, ein CEO hat gelernt, sich kurz zu fassen. Wenn er überhaupt was gelernt hat.«
»Na, du greifst nach den Sternen! Es ist nicht der CEO, sondern Weinberger vom Strategieboard.«
»Oh!« Holzwanger schien enttäuscht. »Den kenn ich sogar. Vom Annual Meeting in London, letztes Jahr. Ein ungehobelter amerikanischer Superpatriot, der ständig ein *mission* – Statement auf den Lippen hatte. Ich wusste nie, ob er gerade über Toggle oder die US – Außenpolitik spricht.«
»Er war bei der Air Force«, sagte Melissa knapp. »Fliegt noch heute seinen eigenen Jet.«
»Deswegen! Fragt sich nur, wie der zu unserem undisziplinierten Haufen stieß.«
»Kannst du dir vorstellen«, entgegnete Melissa spitz, »dass es Menschen geben muss, deren einzige Aufgabe darin besteht, Strukturen ins Chaos einzuziehen?«
»Schwer. Nennt man die Kindergärtner?«
Ihre Augen blitzten wütend auf: »Er ist ein Freund meines Vaters und so oft dekoriert worden, dass seine Uniform irgendwann mal in die

Altmetallsammlung statt in den Altkleidercontainer wandern wird.«
Holzwanger schwieg. Soldatenkinder waren unzugänglich für den leisesten Zweifel am Nutzen militärischer Kompetenzen.
Die beiden betraten das Videokonferenzzimmer und sahen Walter Weinberger schon sitzen. Respektive hängen, denn der Bildschirm war an der Decke angeschraubt.
»Hi, Mel!«, erklang eine dröhnende Stimme.
Offensichtlich erfasste die Kamera bereits den Türbereich.
»Sollen wir nicht besser hier stehen bleiben?«, raunte Holzwanger seiner Vorgesetzten ins Ohr. »Dann können wir uns aus dem Staub machen, falls er bissig wird.«
Weinberger war trotz seines Pilotenscheins ein massiger Mann mit dem Schädel eines afrikanischen Kaffernbüffels. Man konnte sich kaum vorstellen, dass sich über ihm eine Cockpithaube schließen ließ.
Holzwanger erinnerte sich daran, dass er sich in London gefragt hatte, wie viele Frauen unter diesem schweren Körper schon Atemnot erlitten haben mussten.
Melissa Stockdale stieß ihn unwirsch in die Seite.
»Ich sehe nur eine Hand!«, erklang es aus dem Monitor. »Würdet ihr euch bitte vor die Kamera setzen, Mel! Ist der Doc dabei?«
»Selbstverständlich, *Sir*.«
Weinberger grinste.
»Das nenn ich europäische Umgangsformen!«
Erst jetzt fiel Holzwanger auf, dass Weinberger deutsch konnte. So etwas gab es unter Amerikanern selten.
»Doc, in Ihren Unterlagen steht, dass Sie Englisch sprechen wie ein Litauer Russisch«, dröhnte Weinberger. »Nämlich perfekt, doch mit äußerstem Widerwillen. Keine Ahnung, warum. Aber weil ich Ihren vollen Einsatz brauche, mache ich eine Ausnahme und rede in der Sprache meines Geburtslandes.« Er hielt kurz inne. »Ich sehe immer noch bloß eine Hand!«
Die beiden Deutschen setzten sich am Konferenztisch der fest installierten Webcam gegenüber.
»So ist’s prima! Ah, seit unserer Londoner Begegnung haben Sie abgenommen, Doc! Sehen aus wie ein Strich in der Landschaft.«
»Das macht die Datenkompression«, entgegnete Holzwanger knapp.

»Er hat vier Kinder«, warf Melissa ein.
»Ach du Scheiße! So jemanden stellen wir ein?«
»Walter!«, entfuhr es der Deutschlandchefin. »Du hast selber fünf! Mit drei Frauen!«
Der Amerikaner grinste fröhlich, und für einen Moment wurde er Holzwanger fast sympathisch.
»Darum weiß ich, wovon ich rede! ›Wer Weib und Kind hat, gibt dem Schicksal Geiseln in die Hand.‹ Kennen Sie den Satz, Doc? Stammt von irgendeinem blöden Philosophen. Toggeln Sie das mal! Hatte unser Fliegerarzt ständig auf den Lippen, um uns den Gebrauch von Kondomen schmackhaft zu machen. Tripper ist ja keine wirkungsvolle Abschreckung.«
Für einen Moment brach der Ton ab, und das Bild fror in einer unvorteilhaften Mundstellung Weinbergers ein.
»Ich kenne ihn schon sehr lange«, flüsterte Melissa Stockdale. »Er ist mein Patenonkel. Darum fällt es mir schwer, immer die Form zu wahren.«
»Ihm auch.«
Da löste sich Weinberger wieder aus der Erstarrung. »Scheißtechnik!«, fluchte er. »Alles, was man nicht im eigenen Haus entwickelt, funktioniert nicht.«
»Walt, das ist unser Programm!«, sagte Melissa.
»Sind eben sehr viele Daten zu übertragen, bei so einer Statur«, murmelte Holzwanger.
Weinberger ging über beides hinweg. »Schluss mit dem Schmu«, erklärte er. Das Wort bewies, dass er wirklich einem deutschen Elternhaus entstammte. »Wie Sie wissen, haben wir ein großartiges Projekt am Laufen. Ein absolut einzigartiges Ding! Seit Jahren scannen wir alle Bücher der Menschheitsgeschichte ein. Zuerst in den USA, nun auch in Europa. Jeden auf der Welt macht das glücklich. Jeden! Nur die Deutschen nicht.«
»Das stimmt nicht«, warf Melissa Stockdale ein. »In Frankreich, Spanien, Italien, Dänemark –«
»Dänemark!«, höhnte Weinberger. »Mir kommen die Tränen.« Er knackte nach Art eines Hollywood-Mafioso mit den Fingerknöcheln.
»Nein, die Deutschen sind die größten Querulanten. Und jetzt werden sie

aggressiv! Wie wir aus sicherer Quelle erfahren haben, drängen sie in Washington darauf, uns das Handwerk zu legen. Nur um ihre eigenen Staatsgelder zum Fenster rauszuwerfen! Sie wollen eine ›Europäische Bibliothek‹ in der EU aufbauen. Dass ich nicht lache! Dazu hinken sie technologisch viel zu weit hinterher.«
»Was heißt, das Handwerk legen?«, unterbrach ihn Melissa. Sie verspürte eine gewisse Unruhe. Seit Monaten hatte sie für nichts als den Erfolg von Toggle Books gearbeitet.
»Sie wollen die Einstellung des gesamten Projekts. Kein kostenloses Weltkulturerbe mehr auf den Bildschirmen der Welt, für niemanden. So sieht’s aus!«
»Das tut Washington nie«, warf Holzwanger ein.
»Natürlich nicht, Doc! Für irgendwas müssen unsere Wahlkampfspenden ja gut sein. Aber Washington will auch nicht sein Gesicht verlieren.« Weinberger machte eine kurze Pause. Dann grinste er in die Kamera: »Man hat uns nahegelegt, die Deutschen mit ihren eigenen Waffen zu schlagen. Ihnen fehlt jedes sachliche Argument, sie werden nur von dumpfer Angst gequält. Diese Hosenscheißer!«
»Das stimmt leider auch nicht!«
Melissa Stockdale wirkte plötzlich müde. In Dutzenden von Podiumsdiskussionen und Hunderten von Einzelgesprächen hatte sie einen Gegenwind erfahren, wie sie ihn sich in schlimmsten Albträumen nicht hätte vorstellen können: »Wir haben uns keinen Deut darum gekümmert, ob die Autoren, deren Bücher wir einscannen, noch leben. Wir haben nicht gefragt, was sie davon halten, und ob sie dafür entschädigt werden wollen.«
Weinberger winkte gelangweilt ab. »Ein Nebenkriegsschauplatz. *Das* erledigen wir mit dem Scheckbuch. Nein, bei euch geht es um nackte Panik. Angst vor Veränderung, Misstrauen gegenüber Technik, Angst vor Spitzeln.«
Damit lag er nicht ganz falsch.
Wollte Holzwanger – rein aus Neugier – in Bewerbungsgesprächen kritische Töne zu Toggle hören, blieben ausländische Kandidaten stumm. Nicht, weil sie feige waren – ihnen fiel einfach nichts ein! Bei Deutschen verursachte die Frage dagegen stets einen Dammbruch. Er begann mit George Orwells *1984* und endete bei Gestapo und Stasi. Weil

man bei Toggle neben der Suchmaschinenfunktion auch viele andere Datendienste nutzen, ja sogar die Welt aus der Vogelperspektive betrachten konnte, glaubte Umfragen zufolge jeder dritte Anwender, ein Toggle-Satellit würde ihn ständig beobachten. Sobald er sich öffentlich küsste, wanderte das Foto mit Name, Anschrift, Geburtsdatum und Blutgruppe ins Internet.
Absurd!
Toggle hatte nicht mal eigene Satelliten. Alle Geodaten kaufte der Konzern zu. Als Spione agierten seit jeher die Regierungen der Welt.
»Was heißt, die Europäer mit ihren eigenen Waffen schlagen?«, hakte Holzwanger nach.
»Wir entängstigen sie«, brüllte Weinberger begeistert in die Kamera. »Washington schlägt vor, dass wir *freiwillig* – freiwillig, hahaha! – einen großen TA – Zinnober veranstalten, wie man ihn noch nie gesehen hat! Mit hochkarätigen Wissenschaftlern, Nobelpreisträgern, meinetwegen auch Kirchenleuten und Journalisten, diese ganzen Wichtigtuer und Windmacher eben, und wenn sich darunter ein Datenschützer versteckt, werdet ihr beiden Hübschen den ja wohl so weit unter Kontrolle bringen, dass er uns nicht in die Parade fährt.«
»TA?« Dieser Abkürzung war Holzwanger noch nie begegnet.
»Technology Assessment«, erklärte Melissa,
»Technikfolgenabschätzung. Ist so eine Modeerscheinung.«
Sie wirkte dennoch erleichtert. »Jeder Gegner kann seine Horrorvision ausbreiten. Wir hören nur zu, zensieren nichts, das bringt uns exzellente PR. Weil sich Wissenschaftler aber immer sofort zerstreiten, relativiert sich jede gefährliche Aussage.«
»Genau«, freute sich Weinberger. »Doc, das ist Ihr Spielfeld! Sie kennen diese Eierköpfe doch alle. Holen Sie sich, wen immer Sie brauchen. Aber machen Sie das ganz große Fass auf! Ich will –«
Die Datenleitung nach Valley Hills brach zusammen. Connection failed vermerkte der Bildschirm weiß auf blau.
»Hat eigentlich schon mal jemand eine Technikfolgenabschätzung für Videokonferenzen vorgenommen?«, fragte Holzwanger. »Könnte sein, dass auf diesem Gebiet einiges im Argen liegt.«
Melissa Stockdale lächelte vielsagend. »Unvollständige Anweisungen von oben sind besser als vollständige«, entgegnete sie. »Lernt man in

jedem MBA – Studium … nach der Vorlesung, wenn einem die Professoren verraten, wie’s in der Praxis wirklich läuft. Am besten sind natürlich gar keine Anweisungen von oben.«
Sie stand auf. »Wollen wir gleich einen Plan machen?«
Holzwanger schüttelte den Kopf: »Schluss für heute. Ich muss Joshi vom Kindergarten abholen, Olga hat Geigenunterricht, und die Zwillinge brauchen neue Fußballschuhe. Morgen beginnen die großen Ferien.« Er hielt inne, als habe er sich bei einem Fauxpas ertappt. »Aber das kannst du ja nicht wissen.«
Seine Vorgesetzte blickte ihn mit einem undefinierbaren Gesichtsausdruck an.
War es der Neid einer Kinderlosen?

3

Mittwoch, 7. Juli, 16 : 30

Anton Purgler hatte sich einen der herumliegenden Wälzer gegriffen, dessen Papier ihm als Verband brauchbar erschien, hatte aus ihm ein Dutzend Seiten herausgerissen und damit notdürftig die Hand versorgt. Dann hatte er den nutzlos gewordenen Buchtorso über die Blutlache auf dem Boden gestülpt und endlich die Notfallnummer gewählt.
Der Anruf tutete ins Leere.
Unruhig lief er in der großen Halle, die von den Maschinen und Bücherkisten kaum zu einem Drittel ausgefüllt wurde, auf und ab.
Er würde kündigen, sofort!
Natürlich musste er den Mercedes abstoßen, das tat weh. Andererseits hatte er ihn nur dazu gebraucht, jeden Tag aufs Land hinauszufahren, und im Kiez fand sich sowieso nur schwer ein Parkplatz für die klobige S-Klasse aus den 90ern. In Gold, so ein Wahnsinn! Was hatte er sich dabei nur gedacht? Jede Polizeistreife hielt so eine Kiste an. Der reinste Aufschrei: *Hallo, hier kommt ein Zuhälter, Drogendealer und Waffenschieber!*
War wohl deswegen auch so billig gewesen. 2000 Euro, bar auf die Hand des Neuköllner Türken. Dafür bekam man sonst nur einen rostigen Fiesta.
Plötzlich klingelte das Handy.
Rufnummernunterdrückung.
»Ja?«
»Was ist passiert?«, fragte eine kratzige Stimme. Purgler erkannte sie auf Anhieb. Es war der Mann, der ihn eingestellt hatte.
»Ich kündige«, sagte Purgler. »Sofort.«
»Warum?«, fragte der Mann.
»Hitze. Es ist die Hitze! Nicht auszuhalten.«
Der Mann lachte. Es war ein unangenehmes Lachen. »Ich erhöhe: 25 Euro netto! Und einen Kühlschrank, voll mit … was trinken Sie gerne? Cola light?«
»Bier!«, sagte Purgler rasch. »Wernesgrüner. Aber es nützt nichts. Ich

kündige trotzdem.«
»Haben Sie sich Ihren Vertrag mal genauer angesehen?«, fragte die Männerstimme mit beinahe schmeichelndem Unterton. »Den Passus acht auf Seite zwei, Kündigung vor Ablauf eines Jahres beziehungsweise Ende des Projekts? Dritter Satz: Rückzahlung aller bisher vereinnahmten Gelder?«
Anton Purgler schluckte. »Nein, ich …«
»Ist was passiert?«, fragte die Männerstimme, plötzlich so scharf wie ein Vollzugsbeamter. Jetzt klang sein Akzent gar nicht mehr weich.
»N… nein!«
»Wie weit sind Sie heute gekommen?«
Purglers Blick fiel auf die Kisten zu seinen Füßen. Er las die Nummern ab: »42-845 ganz, 44-321 zu zwei Dritteln.«
»Das 18. Jahrhundert ist durch?«
»Ja«, sagte Purgler nach kurzem Zögern.
»Komplett?«, hakte die Stimme nach.
»Komplett!«, bekräftige Purgler.
»Alle Bücher?«
»Alle Bücher.«
Für einen Moment blieb es still im Hörer.
»Ich bin nett«, sagte die Männerstimme dann. »Ich bleibe dabei, 25 Euro und ein Kühlschrank voller Wernesgrüner. Aber nur wenn nichts passiert ist. Sonst –«
Die Telefonverbindung brach ab.
Anton Purgler atmete tief durch.
Mannomann!
So gut hatte er noch nie verhandelt.

4

Mittwoch, 7. Juli, 17 : 30

Hamburger ohne Kinder wohnten in großzügigen Lofts rund um den Gänsemarkt oder in der neuen Hafencity. Stellte sich der erste Nachwuchs ein, zogen sie nach Winterhude oder Eppendorf. Mit zwei Kindern wohnten sie in Eimsbüttel, Ottensen oder Othmarschen, mit dreien in Bahrenfeld, Lurup oder Eidelstedt. Wer in Hamburg vier Kinder hatte, wohnte nicht mehr in Hamburg.
Dr. med. Nikolaus Holzwanger, Personalchef von Toggle Deutschland, nahm vom Büro aus den Bus zur U-Bahn, fuhr mit der U-Bahn vier Stationen nach Altona, bestieg dort die S-Bahn nach Wedel, an deren Endpunkt sein Auto wartete. Seit zwölf Jahren besaß er ein beengtes, dafür aber erschwingliches Reihenhaus in einem Elbmarschdorf.
Als er in Wedel die S-Bahn verließ, hatte er das Gefühl, als wehe von der Elbe her ein Schirocco. Wegen der ungewöhnlichen Trockenheit hatten sich in Brandenburg schon kleine Tornados gebildet und etliche lose Dächer abgeräumt. Dank seiner Meeresnähe blieb Hamburg von solchen Unbilden verschont. Doch die Hitze hing trotzdem über der Stadt.
Der betagte VW Sharan parkte im Schatten. Holzwanger ließ die Fenster herunter, um die abgestandene Luft des Tages herauszulassen. Dann startete er den Motor.
Während der Fahrt in Bus und Bahn waren ihm schon etliche Hearingskandidaten durch den Kopf gegangen. Er ahnte zwar nur grob, worauf es bei einer Technikfolgenabschätzung ankam, doch wenn Toggle aller Welt zeigen wollte, wie offen die Firma mit Kritik umging, waren die besten Köpfe gerade gut genug.
Offenheit war Toggles größte Stärke.
So hatte es Holzwanger jedenfalls empfunden, als er in einer Phase tiefer Verzweiflung als Angestellter eines konservativen Traditionsunternehmens ins helle Licht des aufstrebenden Internetkonzerns hinübergetreten war. Nicht die Versorgung mit Sportgeräten, Massageterminen und Süßigkeiten schlug dabei zu Buche – Toggle Seven nannte man im Hausjargon den kiloschweren

Gewichtszuwachs im ersten Jahr (in den USA brachten sie es angeblich sogar auf Toggle Fifteen) –, sondern die Bereitschaft, Individualität zu respektieren und Konflikte untereinander gar nicht erst aufkommen zu lassen.
Das kannte Holzwanger nur umgekehrt.
Eigentlich war er Mediziner, Radiologe mit eigener kleiner Forschungsfirma, bis ihn ein deutscher Konzern umworben hatte, dessen Zündkerzen weltweit in jedem zweiten Auto steckten. Holzwanger sollte die Medizintechnik des Unternehmens neu ausrichten, doch dazu kam es nicht: Sechs Wochen nach Arbeitsantritt kassierte er bereits die erste Abmahnung. Der Betriebsrat nahm ihm seine Überstunden krumm, die sich angesichts der Lage aber gar nicht vermeiden ließen. Jahrelang hatten die Ingenieure des Konzerns fröhlich Krankenhaustechnologien entwickelt, ohne nur einmal einen Arzt zu fragen, was man überhaupt benötigte, geschweige denn, wofür man eine behördliche Zulassung erwirken könne. Holzwanger hatte alle Hände voll zu tun, den Entwicklungsabteilungen einen Crashkurs in Gesundheitsökonomie zu erteilen und zugleich Kontakte zu Kliniken und Universitäten zu knüpfen. Im gemächlichen Acht-Stunden-Takt, abzüglich Mittagessen und mehreren Kaffeepausen, ließ sich so etwas nicht bewerkstelligen.
Als er beim Vorstand gegen die Abmahnung protestierte, erhielt er den Rat, sich im Marschtempo des Hauptfelds zu bewegen und nicht im Eilschritt einer Vorhut. Denn beim Zündkerzen-Primus gab es keine Vorhut mehr. Hatte es je eine gegeben, war sie während der hundertzwanzigjährigen Existenz des Konzerns so demotiviert worden, dass man sie nicht mehr vom Hauptfeld unterscheiden konnte.
An jenem Tag blies Holzwanger die ohnehin schwierige Wohnungssuche im Großraum Stuttgart ab und signalisierte Pia, sie solle die Kinder keinesfalls von der heimischen Schule abmelden. Da sich seine eigene kleine Firma nicht mehr wiederbeleben ließ, saß er in der Falle. Wenn nichts passierte, musste er in der Angestelltenhölle weiterschmoren.
Holzwanger bog mit dem grünen Sharan in die Mozartstraße ein. Joshi stand alleine vor dem Zaun des Kindergartens.
So ein Mist!
Er ärgerte sich über seine Verspätung, allerdings noch mehr über die Dreistigkeit der Erzieherinnen. Sie wussten genau, dass sie den Laden

nicht dichtmachen durften, solange auch nur ein Kind übrig war – ganz gleich, ob sie damit ihre Arbeitszeit überzogen oder nicht.
Da war sie wieder, die Überstunde! Die übelste Ungerechtigkeit, die einem deutschen Arbeitnehmer zustoßen konnte.
Holzwanger fuhr rechts ran, sprang heraus und hob seinen Sohn in den Kindersitz.
»Wo warst du?«, fragte Joshi.
»In einer Welt, weit weg von hier. Einer Welt voller Geheimnisse und seltsamer Regeln.«
»Bei Pittopän?«
Holzwanger hatte lange gebraucht, um zu begreifen, dass dies ›Peter Pan‹ heißen solle. Melissa Stockdale hatte ihn darauf gebracht. Im Kindergarten gab es seit ein paar Wochen ein deutsch-amerikanisches Mädchen. Die Eltern waren Holzwanger noch nicht begegnet.
»Nein Stoppel, auf der Arbeit.«
»Laaangweilig. Was gibt’s zum Abendbrot?«
»Keine Ahnung«, sagte Holzwanger. Augenblicklich meldete sich sein schlechtes Gewissen. Pia warf ihm immer vor, er drücke sich vor der Essensfrage. Das stimmte. Selbstverständlich kaufte er auf dem Nachhauseweg ein, wenn sie ihm detaillierte Listen mitgab. Sollte er aber eigene Vorschläge machen, fiel ihm selten etwas anderes als ›Nudeln mit Soße‹ oder ›Kartoffelsalat mit Würstchen‹ ein.
»Und so einer wird für zwanzig Prozent Kreativität im Job bezahlt!«, höhnte Pia dann gerne. Diese Steilvorlage existierte freilich erst seit einem Jahr, dem Jahr der unfassbaren Wende in Holzwangers Leben. Zunächst war es quälend weitergegangen. Im trägen Angestelltenuniversum wollte niemand Holzwangers Analysen hören. Kritische Dossiers an den Vorstand verschwanden in der Versenkung. Statt Konzepte zur Markteinführung nützlicher Erfindungen zu entwickeln, die es ja gab, saß Holzwanger seinen Hintern in Sitzungen platt, in denen es um die Formulierung der konzerneigenen Philosophie ging. Vor seinem inneren Auge schrumpfte das Wort ›Konferenzzimmer‹ auf zwei Anfangsbuchstaben zusammen: KZ. Nach sieben Monaten wurden die zusammengetragenen Floskeln vom Vorstand verworfen.
Auch die Ingenieure feindeten ihn nach einer kurzen

Beschnupperungsphase offen an. Eine anonyme Anzeige beim Finanzamt über einen angeblich nicht versteuerten Zuschuss zur Krankenversicherung seiner Kinder folgte. Zwar verlief die Sache im Sande – Holzwanger hatte einfach noch keinen Beleg von der Versicherung erhalten, den er der Buchhaltung hätte präsentieren können –, doch damit stand das Fass kurz vorm Überlaufen.
An einem der öden Stuttgarter Feierabende stolperte Dr. med. Nikolaus Holzwanger dann plötzlich im Internet über eine Stellenausschreibung: Wir suchen einen Menschen mit Verstand zur Beurteilung anderer Menschen mit Verstand.
Die Firma hieß Toggle Inc., saß in seiner Heimatstadt Hamburg, und kein Mensch mit Verstand hätte diesen Wink des Schicksals ignoriert. Dass er zuvor nie etwas mit Personalarbeit zu tun gehabt hatte, erschien Holzwanger als geringste Hürde. Was waren Angestellte anderes als Patienten, denen es noch halbwegs gut ging?
»Kann ich eine Schelli haben?« Joshi streckte fordernd die Hand aus.
»Nein!«, beschied ihn der Vater. »Mama hat’s verboten. Schon vergessen?«
Joshi zog einen Flunsch, und zum zweiten Mal bekam Holzwanger ein schlechtes Gewissen. Es war nicht fair, die Kinder von seiner Leidenschaft auszusperren. Aber sie sollten keine Jellybeans essen, solange sie nicht wussten, wie die Welt wirklich schmeckte.
Das war der einzige echte Minuspunkt an Toggle: Die ständige Konfrontation mit Süßigkeiten. Als Personalchef mit medizinischem Hintergrund hatte er sich gleich zu Beginn verpflichtet gefühlt, diese Praxis infrage zu stellen, war aber auf zähe Gegenwehr gestoßen. Offensichtlich benötigten Programmierer, die das Gros der Belegschaft stellten, neben ihrem obligatorischen Kaffeekonsum hohe Zuckerrationen. Bei ihm selbst war Toggle Seven zum Glück nur zu Toggle Three geworden. Aber auch drei Kilo zuviel nagten an seinem Selbstwertgefühl.
»Jetzt holen wir Olga vom Geigenunterricht ab«, sagte Holzwanger. »Wie war dein Tag?«
Er erhielt keine Antwort. Joshi war fünf und wusste, wie man Erwachsene strafte: mit Schweigen.

5

Mittwoch, 7. Juli, 18 : 00

Die Sonne stand tief, als Melissa Stockdale nackt auf die Terrasse ihres Lofts in der Hafencity trat. 28 Grad Lufttemperatur – das war mehr, als Hamburg im ganzen vergangenen Sommer zur Mittagszeit geboten hatte. Melissa mochte die deutsche Hafenstadt. Wie die meisten Zugereisten tat sie sich aber mit deren launischem Klima schwer. Umso mehr genoss sie jetzt das Gefühl, sich mitten in der Stadt so privat bewegen zu können wie auf einer texanischen Ranch. Das Apartment war teuer, doch sein Geld wert. Man konnte den freien Blick auf die Elbe auskosten, ohne dass zugleich ein Nachbar Einblick auf die eigene Terrasse erhalten hätte. Dafür sorgte die raffiniert verschachtelte Architektur, die zahlreiche verborgene FKK – Paradiese barg. Jetzt, im Juli, lagen Abend für Abend wohlproportionierte junge Menschen auf ihren Terrassen und gönnten ihren Körpern die Strahlen der untergehenden Sonne.
Einige davon kannte Melissa.
Man war in der Medienbranche tätig, hatte keine Familie und keine Lust auf anstrengende Beziehungen. Untereinander blieben Kontakte unkompliziert, solange die Koordinaten stimmten: Gleiche Einkommensgruppe, gleiche Schönheitsideale, gleiche Makellosigkeit. Mit weniger Privilegierten gab man sich nicht ab. Nur Gleichheit garantierte Zufriedenheit.
Sie breitete ein beiges Handtuch auf ihrem Deckchair aus, legte sich hinein und schloss die Augen. Einen klitzekleinen Moment lang kostete sie den verwegenen Gedanken aus, Nikolaus Holzwangers Frau und damit die Mutter seiner vier Kinder zu sein. An Tagen wie diesen, wo das Wetter förmlich nach einer Grillparty mit lautem Kindergelächter schrie, konnte sie diese Vorstellung nur schwer unterdrücken. Doch haftete der Idee etwas vom wohligen Grausen einer Geisterbahnfahrt kurz vor der nächsten Station an. Dann fuhr der Waggon um die Ecke, wo Unheil lauerte: OP – Tisch, Geburt eins, zwo, drei, einmal Kaiserschnitt, die Zwillinge, lautes Kreischen, Schmerzen, Ohnmacht, Blut.

Dennoch kamen diese Traumbilder nicht von ungefähr. Melissa konnte gar nicht sagen, wie sehr sie sich über ihren sechs Wochen zurückliegenden Fehltritt ärgerte! Gut, die Sache hatte sich außerhalb Hamburgs zugetragen, und den Betreffenden konnte sie mit einem Fingerschnipsen aus der Firma entfernen lassen. Er war nur eine studentische Aushilfskraft. Aber ungeschützter Sex innerhalb der Firma – so blöde musste man erst mal sein!
Dabei war sie nicht mal ihrer Einsamkeit erlegen, sondern von überschäumend guter Laune verführt worden. Nach einem ergebnisreichen Meeting im Münchner Büro war plötzlich dieser unverschämt gut durchtrainierte Körper direkt vor ihrer Nase aus dem Boden gewachsen, und Melissa hatte ihm in einem Anflug von Größenwahn befohlen, sie ins Hotel zu chauffieren. So hatten ihre Worte wirklich geklungen: »Chauffieren Sie mich in den Bayrischen Hof!«
Wie eine Hollywooddiva.
Eine Hollywooddiva musste sich zu Hause allerdings nicht mit zwei Angorakaninchen begnügen. Dort, wo selbst zur Mittagszeit die Sonne nicht hinkam, zwischen Terrassentür und Nachbarapartment, bewohnten Emma und Lotta einen geräumigen Käfig. Die Existenz ihrer beiden Kaninchendamen hielt Melissa Stockdale vor ihren Untergebenen geheim. Sie wollte nicht als noch kindischer gelten, schließlich galt sie im Büro ohnehin schon als kindliches Gemüt.
Melissa stand auf, schob die Glastür zur Wohnung zu, damit die Tiere nicht ins Innere hoppeln konnten, und setzte Emma auf die warmen Holzbohlen der Terrasse. Dann hob sie Lotta aus dem Käfig, trug sie zum Deckchair hinüber und vergrub ihr Gesicht ins weiche Kaninchenfell.
Nur eine Minute.
Ausruhen war etwas für Schwächlinge.
Mit einem kräftigen Schubs verstieß sie das Kaninchen wieder von ihrem Schoß. Der Sonnenstand hätte noch eine halbe Stunde Bräunung garantiert, doch wer würde ihren Körper schon zu Gesicht bekommen? So schnell niemand mehr.
Melissa stapfte in ihr Apartment, schlüpfte in ein T-Shirt und bürstete sich die Haare. Seit Tagen schob sie die dumme Videobotschaft vor sich her, die sie für den Pool präparieren wollte.

Nein, die Botschaft war nicht dumm.
Sie war nur unangenehm.
So unangenehm wie ein Testament, das man in ihrem Alter auch nicht machte. Als Melissa sich vor ihr MacBook setzte und den kalten Schreibtischstuhl unter der nackten Haut spürte, flackerte die Erinnerung an die Münchner Nacht erneut auf. Es kribbelte angenehm.
Plötzlich ertönte aus dem Badezimmer ein hohes Piepsen.
Der Timer!
Melissa rannte ins Bad und brauchte nur eine Sekunde, um das Ergebnis des Schwangerschaftstests zu begreifen. Angst überflutete sie. Sie biss sich auf die Unterlippe. Abtreibungen waren keine Hexerei. Warum sollte sie diesmal damit zögern? Nur weil er eigentlich ein netter Kerl war?
Jetzt war Melissas Stimmung so abgesackt, dass es für die Videobotschaft genau passte. Sie setzte sich wieder vor den Computer und hätte auch ganz nackt sein können, ohne die geringste Verführung auszustrahlen. »Ich bin mir nicht sicher, ob ich gerne sage, was ich jetzt sage«, begann sie umständlich, »aber wir haben eine Grenze überschritten.«
Sie fühlte sich alleingelassen.

6

Mittwoch, 7. Juli, 19 : 00

»Grillen? Du willst grillen?« Holzwanger konnte es kaum fassen. Er hasste den Geschmack von angebranntem Fleisch und verkohlter Wurstpelle. »Warum, um alles in der Welt?«
»Weil heute letzter Schultag war, und weil es sich die Zwillinge gewünscht haben.« Seine Frau sah ihn streng an. »Außerdem kamen von dir keine besseren Vorschläge.«
»Hummer!«, sagte Holzwanger wie aus der Pistole geschossen.
»Gänseleberparfait mit Mangosauce, und im Hauptgang Taubenbrüstchen auf Limettenschaum mit Olivencrostini.«
»Igitt«, sagte Pia, die gutes Essen sehr zu schätzen wusste. »Das passt ja alles überhaupt nicht zusammen!«
»Ich weiß«, seufzte Holzwanger. »Gibt es auch Salat?«
»Gemüsesticks. Oder glaubst du, unsere Olga ist plötzlich zur Fleischfresserin geworden?«
Das einzige Mädchen in der Familie hatte an seinem elften Geburtstag beschlossen, Vegetarierin zu werden, und das zum Erstaunen aller nun schon zwei Jahre lang durchgehalten.
So knabberten Vater und Tochter einträchtig an Möhrenscheiben, Sellerie- und Paprikastreifen, während der Rest der Familie ein Steak nach dem anderen in sich hineinschob. Die mächtigen Grillkartoffeln der Fleischverächter brauchten einfach ihre Zeit.
»Gibt’s was Neues?«, fragte Pia, als sich die Kinder schließlich zum Spielen verzogen.
»Mhm«, machte Holzwanger, den Mund voller heißer Kartoffelstücke. »Tolle Sache.«
Er berichtete von der Videokonferenz und seiner neuen Aufgabe. Dann zählte er alle Namen auf, die ihm schon durch den Kopf gegangen waren.
Pia schüttelte bedenklich den Kopf: »Das klingt eher nach einer Fernsehtalkshow als nach einem Meeting von Nobelpreisträgern. Warum hast du nicht an mich gedacht?«

Holzwanger blickte sie konsterniert an: »Weil wir verheiratet sind. Außerdem bist du zwar eine hervorragende Wissenschaftsjournalistin, aber Weinberger dachte mehr an –«
Seine Frau schnitt ihm das Wort ab: »Nicht an mich als Teilnehmerin, sondern an mich als Quelle! Hast du schon wieder vergessen, wohin mich mein Vetter Joachim vor drei Monaten gebracht hat?«
Das hatte Holzwanger keineswegs. Er erinnerte sich bloß ungern daran, dass Pia von Joachim Sterzel die Aufnahmeprüfung bei *The Thousend* nahegelegt worden war, einer erlesenen Vereinigung von Hochbegabten. Nur einer von tausend Menschen bewältigte deren IQ – Test so brillant, dass er 99,9 Prozent der Bevölkerung hinter sich ließ. Pia mit ihrem atemberaubenden Wert jenseits der 150 war so ein Mensch, Holzwanger mit seinem kümmerlichen von 119 nicht. Deswegen konnte sich Pia nun rühmen, eingetragenes Mitglied der IAS zu sein, der International Association of Supremacy, die von Eingeweihten nur raunend *The Thousend* genannt wurde.
»Ich hab doch neulich die Mitgliederliste gekriegt«, meinte Pia leichthin. »583 helle Köpfe sollten genügen, um ein Dutzend Teilnehmer für deine Konferenz herauszupicken.«
Holzwanger nickte, und während er eine Flasche Tempranillo entkorkte, holte seine Frau den IAS – Ordner aus ihrem Arbeitszimmer. Noch rangierte sie auf der untersten Stufe der Clubhierarchie, einer Hierarchie, deren schiere Existenz Pia anfangs misstrauisch gestimmt hatte, wirkte sie doch wie die Aufstiegspyramide innerhalb einer Sekte. Die *Associate Members* stellten zwei Drittel aller Mitglieder und mussten, um höher zu steigen, nicht näher definierte Leistungen erbringen.
Deswegen ahnte Holzwanger, dass Pias spontane Idee keineswegs auf nur uneigennützigen Motiven beruhte. Seine Frau spekulierte auf einen Bonus bei *The Thousend*, indem sie einigen der Mitglieder einen prestigeträchtigen Auftritt verschaffte. Sie war ehrgeizig und, seit die Kinderzahl auf vier angewachsen war, beruflich nicht mehr ausgelastet. Es fehlte ihrem turbulenten Alltag schlicht an intellektuellen Herausforderungen.
Dennoch fand er ihren Vorschlag ausgezeichnet. Schneller würden ihm auch keine hochrangigen Namen einfallen.
Pia kam zurück und stolperte fast über die Terrassenschwelle, weil sie

noch im Gehen die Unterlagen überflog. »Das ist gut«, sagte sie. »Sehr gut! Wie lautet eure Fragestellung genau?«
Holzwanger stutzte, dann musste er lachen: »Erwischt! Ich weiß es nicht.«
»Jede Lösung eines Problems beginnt mit dessen exakter Formulierung«, mahnte Pia.
»Hm. Vielleicht so … nein. Jetzt hab ich's: *Wie sieht eine Welt aus, in der jedes in Büchern versteckte Geheimnis nur noch einen Suchmaschinenalgorithmus von seiner Entdeckung entfernt liegt?*«
»Klingt banal.«
»Nicht für intelligente Menschen«, widersprach Holzwanger.
»Klingt spannend«, verbesserte sich seine Frau. »Auf jeden Fall für die Mitglieder von *The Thousend*.«
Dann stießen beide auf den Ferienbeginn an und beugten sich gemeinsam über die Liste. Obwohl es immer noch schwülwarm war, schmiegte sich Holzwanger an seine Frau und dachte schaudernd an die einsamen Abende in Stuttgart, an das kahle Ein-Zimmer-Apartment fernab der Familie, an die Nächte ohne Pia neben sich.
Wie gut, dass er zu Toggle gefunden hatte.
Wie gut, dass Toggle ihn genommen hatte.
Wie gut Toggle überhaupt war.

7

Mittwoch, 7. Juli, 21 : 00

Die Kelle des Polizisten ragte unübersehbar in die Höhe. Schwerfällig kam der Mercedes zum Stehen. Anton Purgler ließ die Fensterscheibe herunter.
»Ist die Zonengrenze wieder errichtet?«, fragte er, so jovial wie möglich. Am ehemaligen Grenzübergang Dreilinden war er überhaupt noch nie angehalten worden.
»Allgemeine Personenkontrolle.«
»Unter spezieller Beachtung goldener S-Klassen?«
»Allgemein. Ihre Papiere, bitte.«
Mit Papier gleich welcher Sorte hatte Purgler noch nie ein Problem gehabt, vom heutigen Scannerzwischenfall einmal abgesehen. Er nestelte an seiner Jackentasche herum und reichte zwei reichlich lädierte Personaldokumente heraus.
»Streng genommen müssten Sie sagen: ›Ihr Plastik, bitte‹«, meinte er oberlehrerhaft. »Papier ist ja kaum noch dran. Und am neuen Perso sowieso nicht mehr.«
Der Polizist verkniff sich eine Antwort, tippte Purglers Ausweisnummer in seinen Handheldcomputer und wartete auf die Verbindung zur Zentrale. Währenddessen war der zweite Polizist aus dem Streifenwagen gestiegen und um Purglers Goldkarosse herumgeschritten.
»Stolzes Stück«, sagte er anerkennend.
»Nicht wahr? Leider ohne Klimaanlage.«
»Erinnert mich an einen Luden aus Moabit. Fuhr exakt das Modell. Sogar mit diesen Chromfelgen.« Der zweite Polizist stieß mit der Schuhspitze daran. »Hat neulich acht Jahre für Menschenraub und Drogenhandel gekriegt. Aber Autos sind natürlich nur Indizien, keine Beweise.«
Purgler wollte zu einem geharnischten Protest ansetzen, da reichte ihm der erste Polizist die Papiere zurück. »Okay«, sagte er. »Alles in Ordnung. Würden Sie jetzt bitte den Kofferraum öffnen.«
Purgler zögerte. »Dummerweise bin ich verletzt.«

»Am Fuß?«
Purgler hob die in Papier eingewickelte Hand.
»Raus mit Ihnen!«, sagte der erste Polizist.
Purgler quälte sich demonstrativ umständlich vom Fahrersitz hoch, als sei die S-Klasse ein tiefergelegter Mini, und überlegte, welches Ablenkungsmanöver bei den Beamten wohl verfangen würde. Im Kino war es ganz einfach: Die *Schaunsemaldervogel* – Nummer, zwei gezielte Handkantenschläge in den Nacken, und dann mit 180 davongejagt. Aber im Kino hatte man keinen Verband um. Oder dem Helden tat es einfach nicht weh, mit einer Wunde zuzuschlagen.
Wehleidigkeit. Das war es!
»Ich hab's ja gut«, sagte Purgler und reckte seine verletzte Hand nochmals demonstrativ in die Höhe. »Kleiner Unfall an der Stanze, kurz den Betriebsrat informiert, schon liegen zwei Wochen Sonderurlaub vor mir. Mitten im schönsten Juli.«
»Das sollte uns mal passieren«, knurrte der zweite Polizist.
»Eben«, fühlte sich Purgler in die Beamtenseele ein. »Sie würden garantiert weiter auf Streife geschickt. Kennt man ja, Personalmangel im Quadrat, und der Vorgesetzte brüllt nur: ›Mensch, reißen Sie sich zusammen, da draußen regieren arabische Banden das Land!‹« Er schüttelte traurig den Kopf. »Menschenverachtend!«
»Wissen Sie, wie lange wir schon auf anständige Autositze warten?«, ließ sich plötzlich der erste Polizist vernehmen. »Ist wahrlich kein Vergnügen, mit solchen Bandscheibenfräsen Streife zu fahren.«
»Jeder Taxifahrer hat es besser«, bestätigte Purgler und öffnete den Kofferraum einen winzigen Spalt. »Bitte sehr, Sie sehen, alles ist in Ordnung.«
Der erste Polizist ging nicht auf das unterschwellige Angebot ein, die Kontrolle ohne großes Aufsehen zu beenden, sondern drückte die Kofferraumklappe schwungvoll nach oben. Fünf blaue Plastikkisten starrten ihn an. Deren undurchsichtige Deckel gefielen ihm gar nicht.
»Aufmachen!«, befahl er.
»Aber Herr Kommissar!« Anton Purgler lächelte devot. »Sie sprachen von einer *Personenkontrolle*. Da drin kann ja im Ernst keine Person stecken!«
Seine Stimme zitterte ein kleines bisschen.

»Aufmachen!«, beharrte der Polizist.
»Geht nicht«, murmelte Purgler.
»Was ist denn drin?«, fragte der zweite Polizist.
»Bücher.«
»Na, dann nehmen Sie doch einfach den Deckel runter«, schlug der zweite Polizist freundlich vor. »Die Dinger werden an der Luft schon nicht zerfallen.«
»Das nicht«, sagte Purgler gedehnt. »Aber … steinhart werden sie.«
Jetzt hatte er den Dreh!
»Schauen Sie, ich bin Buchbinder. Ich hab mir nach dem Unfall alle vorgeleimten Exemplare eingepackt, um sie zu Hause fertig zu binden. Wenn ich die Klimabox öffne, gibt’s eine Katastrophe: Ratzfatz trocknet der Leim aus! In unseren Augen mögen das alte Scharteken sein. Aber Sammler gäben dafür ihr Leben.« Er zwinkerte den Polizisten kumpelhaft zu. »Und das macht sie ziemlich spendabel.«
»Buchbinder?«, fragte der erste Polizist und ließ seinen Blick über die goldene S-Klasse schweifen. Seine Zweifel waren nicht zu zerstreuen.
Purgler nickte. »Deshalb auch der Unfall an der Stanze. Manchmal ganz schön gefährlich, mein Beruf. Natürlich nicht so wie Ihrer«, fügte er schleimig hinzu.
»Lass ihn, Hubert«, sagte der zweite Polizist. »Den suchen wir sowieso nicht.«
Der Angesprochene nickte resigniert, und Purgler klappte den Kofferraum wieder zu. Dann klemmte er sich hinters Steuer. Er wusste, es war verkehrt, aber er konnte es sich nicht verkneifen. Noch einmal drehte er sich zu den Polizisten hin: »Was die Sitze angeht: Brüten Sie einen Furunkel im Arsch aus, am besten direkt in der Ritze, dann muss Ihr Vorgesetzter reagieren und was Besseres anschaffen. Zeigen Sie ihm einfach den nackten Hintern!«
Er schlug die Tür zu und gab Gas.
Konsterniert sahen ihm die Streifenbeamten hinterher. »Ist die Hitze«, meinte der zweite Polizist. »Wenn nicht bald ein Gewitter kommt, haben wir es heute Nacht nur mit Irren zu tun.«

8

Mittwoch, 7. Juli, 22 : 00

Im Toggle-Büro nahe dem Stachus verabschiedeten sich Marco und Erik mit einer Partie Tischtennis von der Leichtigkeit des Tages. Ihre Nachtschicht drohte arbeitsam zu werden. Von diversen Scanbrigaden an den verschiedensten Orten waren im Lauf des Tages insgesamt 234 unbearbeitete Textdateien eingetrudelt. Nun mussten Buchtitel und Autor, Herkunft und Bibliotheksstandorte in Meta-Files eingetragen sowie der Text auf Vollständigkeit überprüft werden.
›Kollationieren‹ hieß das in der Fachsprache.
Marco, 24, Student der Vergleichenden Sprachwissenschaften, hatte allerdings schon vor Wochen herausgefunden, dass dieses altertümliche Wort eine zweite, weitaus angenehmere Bedeutung besaß: »Einen kleinen Imbiss einnehmen«, vermerkte der Fremdwörterduden an letzter Stelle seiner Aufzählung. Es war nicht schwierig gewesen, Erik, 22, Student der Sportwissenschaft, von dieser Lesart der Stellenbeschreibung zu überzeugen, wenngleich Erik aus Gründen der Fitnessbalance darauf beharrte, vor jeder neuen Nahrungsaufnahme alte Kalorien an der Tischtennisplatte abzubauen.
Das wirkte auch den Verspannungen durch die Computerarbeit entgegen. So vergingen die Nächte im steten Wechsel zwischen Bewegung und Stillstand. Obst und Süßigkeiten gab es reichlich, und im Gegensatz zu echten Büchern musste man bei Dateien auch keine Gedanken an schokoladenverschmierte Finger verschwenden. Erik allerdings, von Haus aus kein belesener Mensch, wurde regelmäßig von Sinnfragen gequält. Dann fiel ihm schwer, nach der Pause an den Computer zurückzukehren.
»Noch ’ne Partie Tischtennis außer der Reihe?«, schlug er gerade wieder seinem Kompagnon vor.
»Mann, wir haben noch über 200 Dateien vor uns!«
»Ich weiß … aber was soll das alles? Ein Mensch liest pro Jahr zwei Bücher, macht Pi mal Daumen 140 im Leben. Haben wir ja schon an einem Abend mein ganzes Lebenspensum überschritten.«

Marco fegte mit der Hand Kekskrümel vom Tisch. »Sieh’s mal so: Du bist nicht der Nabel der Welt.«
»Ne.« Erik lachte. »In dem Punkt bestimmt nicht.«
»Ich lese massenhaft Bücher, zwei im *Monat*. Da kommt schon eine Zahl zusammen.«
Erik überflog es rasch im Kopf. »1680, aufs Leben gerechnet. Das peitschen wir hier in acht Tagen durch.«
»Es gibt Millionen Bücher, die kann sowieso nicht einer alleine lesen.«
»Sag ich doch! Das macht alles keinen Sinn.«
Darauf wusste Marco keine Entgegnung, und so gingen beide wieder an die Arbeit. Ein paar Minuten lang herrschte konzentriertes Schweigen. Dann sagte Erik: »Womit machen die eigentlich ihr Geld?«
»Wer? Toggle?«
Erik nickte.
»Werbung«, antwortete Marco. »Hier liegt irgendwo eine Broschüre mit der Firmengeschichte rum. Spannend.«
»Du hast sie natürlich gelesen.«
»Klar«, nickte Marco. Da Erik jedoch nicht nachbohrte, verkniff er sich weitere Ausführungen. Für längere Unterhaltungen war Erik nicht geboren, das hatte er schon gemerkt.
»Heißt doch *die* Menschenseele, oder?«, durchbrach Erik überraschend schnell die Stille.
»Mh.«
»Hier steht aber *der* Menschenseele. Komisch.«
»Zeig mal!«
Marco stand auf und ging zu Erik hinüber. Schon von Weitem erkannte er den Fehler: »Du hast da was übersehen. Das Buch heißt ›Der Menschenseele Not‹. Also *die* Not *der* Menschenseele. Genitiv.«
Erik ließ ein undefinierbares Grunzen vernehmen. Das beschwor in Marco eine unangenehme Erinnerung herauf. Schon einmal war sein Kompagnon in eine vier Nächte umfassende Schweigsamkeit gefallen, nachdem er ihm eine kleine grammatikalische Unwissenheit nachgewiesen hatte. Nicht mal die Siege im Tischtennis hatten ihm ein Wort des Triumphs entlocken können.
Genitiv war mit Sicherheit ein Affront.
Erik trainierte zwar hauptsächlich seinen Körper, hielt aber nicht minder

viel auf seinen Geist. Zog man seine Doppelbegabung in Zweifel, reagierte er beleidigt. Und eine derart schwüle Nacht mit einem verstummten Kollegen an der Seite würde Marco nicht lange durchhalten. Dann übermannte ihn die Müdigkeit und ließ seinen Kopf auf die Tastatur knallen.
Also begann er in leichtem Plauderton den Raum mit Smalltalk zu füllen: »Um darauf zurückzukommen, Toggle lebt von Werbung, Nummer eins im Internet, weltweit. Umsatz irgendwas in Milliardenhöhe. Gewinne auch nicht ohne. Der Witz ist der Schlitz!«
Er schielte nach rechts, um zu sehen, ob die Zweideutigkeit bei Erik verfing. Seine Frauengeschichten waren legendär.
Keine Reaktion.
»Echt, die hießen früher einfach nur ›Der Schlitz‹, weil sie *keine* Werbung machten. Ist im Prinzip ja immer noch so. Geh mal auf Toggle, dann stößt du auf eine weiße Seite, in deren Mitte sich bloß ein Schlitz befindet, den du mit deinem Suchwort *penetrierst*. Früher haben dich Suchmaschinen mit Werbung und anderem Kram zugemüllt. Wetter, Nachrichten, Sportergebnisse, was keinen Menschen interessiert.«
Das war natürlich auch wieder ein Fauxpas.
»Okay, Sportergebnisse wären vielleicht ganz brauchbar, aber dafür gibt’s ja andere Seiten im Netz.«
Erik erhob sich und ging schweigend zur Toilette. Weil Marco sowieso keinen direkten Adressaten hatte, sprach er einfach weiter: »Die Gründer – Mann, die waren so alt wie wir! – glaubten eigentlich, nur Geld verdienen zu können, wenn sie ihre Suchtechnologie an große Firmen verkauften, für interne Datenbanken und so. Taten sie auch, aber das spielte eine untergeordnete Rolle. Denn einer kam plötzlich auf die Idee, dass man die Werbung an die Suchergebnisse anhängen könnte … und zwar so, dass sie inhaltlich immer zum gesuchten Thema passte. Das war der Durchbruch.«
Die Klospülung rauschte, Erik kam zurück.
»Ich glaube, das haben die mit den Büchern jetzt auch vor«, beschloss Marco seine Rede und drehte sich um. »Warum sollte das nicht funktionieren?«
»Weil ich kein Italienisch kann«, knurrte Erik.
Bingo! Er sprach wieder.

»Oh, das ist nicht so schwer. Ich hab mal bei einem Pizzaservice gejobbt und die wichtigsten Brocken –«
»Na klar, du Genie kannst natürlich fließend italienisch, kroatisch, hindustanisch und was auch noch. Deshalb tauschen wir jetzt die Plätze.«
Marco setzte sich an Eriks Computer und betrachtete die Datei, vor der dieser gerade kapituliert hatte. *Dei doveri dei Principi neutrali verso i Principi guerreggianti, e di questi verso i neutrali, libri due.*
Das hatte mit seinem Pizzeria-Italienisch ungefähr so viel zu tun wie Analogkäse mit Büffelmozzarella.
»Ist Italienisch«, sagte Marco stirnrunzelnd.
»Klugscheißer! Gibt's nicht irgendeine Vorschrift, was wir mit ausländischen Büchern machen sollen, die –«
»Weiterschicken«, sagte Marco. »Dann bearbeiten das die Toggelisti in Turin. Aber du vergisst ein wesentliches Detail.«
»Das wäre?«
»Wir sind Studenten. Unser karger Stundenlohn wird erst durch die Stückzulage attraktiv. Schon vergessen?«
Angesichts der vielen, ihren Akkord unterminierenden Imbiss- und Tischtennispausen hatte Erik dieses Detail tatsächlich verdrängt. Natürlich, wenn sie strikt durcharbeiteten, konnten sie pro Nacht rund ein Viertel mehr verdienen! Andererseits waren die Pausen ja auch was wert: In dieser Zeit stopften sie sich mit Sachen voll, die sie außerhalb der Arbeitszeit irgendwo hätten bezahlen müssen. Am Kiosk, im Supermarkt oder in der Mensa.
»Ich scrolle das mal schnell durch«, beschloss Marco, »und wenn der Text nicht auffallend zermatscht aussieht, geben wir ihn frei. Das kann man ja auch rein optisch beurteilen.«
Er ließ den Cursor in hoher Geschwindigkeit über die Seiten schwirren. Das Scanprogramm hatte sauber gearbeitet und nirgendwo Farbmarkierungen hinterlassen, die auf Fehler hingedeutet hätten. Auch keine Sternchen, Rauten oder Sonderzeichen störten das Bild.
Nur der Schluss des Buches wirkte etwas seltsam. Der Text endete auf der letzten Zeile rechtsbündig statt eingerückt. Aber er schloss mit einem Punkt. Und wo ein Punkt stand, war ein Buch zu Ende.
»Okay«, machte Marco, nachdem er den ausschweifenden italienischen Titel samt Autorennamen ins Metadatenformular eingetippt hatte. »Ab

die Post!«
Schwungvoll hieb er auf die Entertaste.
»Die Welt hat ein unersetzliches Buch mehr«, sagte er salbungsvoll.
»Möge der Herr ihm wenigstens *einen* Leser schenken!«
Dann gab er den Computerplatz für Erik frei, dessen anschließende Aufgaben anspruchsvoll genug waren, um ihn erneut einsilbig werden zu lassen. Unerwarteterweise lachte der Sportstudent aber nach ein paar Minuten laut auf: »Schlitz, das war nicht schlecht! Weißt du eigentlich, dass ich neulich meinen Suchstachel in einen ganz edlen Schlitz gesteckt habe?«
»Erzähl«, sagte Marco und lehnte sich behaglich zurück.

9

Mittwoch, 7. Juli, 22 : 15

Ächzend stieg Anton Purgler die Treppe zu seiner Schöneberger Wohnung hoch. Die Sache mit den Polizisten hatte Nerven gekostet, aber letztlich war er Sieger geblieben. Man konnte natürlich der Meinung sein, das ganze Theater bei der Kontrolle sei völlig überflüssig gewesen. Was wäre verkehrt gewesen, wenn die Cops die Bücher zu Gesicht bekommen hätten?
Nichts.
Eigentlich.
Aber Anton Purgler war ja kein Anfänger. Er wusste, dass sich unverfängliche Erinnerungen in den Köpfen anderer rasch gegen ihn richten konnten, stießen sie mit verfänglichen Fragen zusammen. Gewiss, jeder durfte im eigenen Kofferraum Bücher transportieren. Aber wenn auffällige alte Bücher aus dem 18. Jahrhundert abhandenkamen – oder abhandengekommene Exemplare an einem falschen Ort wieder auftauchten –, war es besser, wenn niemand diese zuvor in seinem ganz persönlichen S-Klasse-Kofferraum gesehen hatte.
Kein Job war so gut bezahlt, dass er kleine Nebengeschäfte entbehrlich gemacht hätte.
Als Purgler die Tür zu seiner Zweizimmerwohnung aufsperrte, prallte ein schwerer Kellerschlüssel gegen die verletzte Handfläche. Der tiefe, glatte Schnitt brach auf und begann wieder zu bluten. Purgler fluchte.
Dieses Buch!
Dieses Mädchen!
Dieses Buch!
Er wusste nicht, wen er mehr hassen sollte.

10

Prützke

Mittwoch, 7. Juli, 23 : 45

Das Mädchen hieß Anna-Katharina Loibl, war siebzehn Jahre alt und schrieb Tagebuch. Am Abend des 7. Juli füllte es zwanzig Seiten mit den geschwungenen Buchstaben einer ausladenden Mädchenschrift, bevor es kurz vor Mitternacht seinen Russellterrier an die Leine nahm und noch einmal hinaus in die Sommernacht lief. Zwanzig Seiten hatte Anna-Katharina gebraucht, um zu rekapitulieren, was ihr unerklärlich geblieben war, und um zu spekulieren, welchen Sinn das alles in sich barg.

Die Ereignisse mussten etwas mit ihr zu tun haben.

Sie stammte aus Starnberg und fühlte sich in der brandenburgischen Provinz elend. Seit ihre Eltern einen Elektroinstallationsbetrieb in Prützke übernommen hatten, sieben Jahre lag das nun zurück, war ihr außer der täglichen Busfahrt ins Gymnasium Brandenburg kein Kontakt zur lebendigen Welt geblieben. Prützke, ein Kaff von wenigen Hundert Seelen, bestand ausschließlich aus debilen Jung- und dementen Altbauern. Der einzige Lichtblick war die Autobahnauffahrt, die man zu Fuß erreichen konnte, um von dort aus ins 70 Kilometer entfernte Berlin zu trampen.

Aber niemand fuhr von Prützke aus nach Berlin.

Man fuhr nach Kloster Lehnin, wo die Gemeindeverwaltung saß, nach Werder oder nach Brandenburg. Ganz Verwegene fuhren bis nach Potsdam, kauften dort in einer der Shopping-Malls ein und waren spätestens zum Abendessen wieder im Dorf zurück.

Am Nachthimmel schoben sich Gewitterwolken zu einer dichten Front zusammen. Nur ein paar trübe Laternen aus DDR – Zeiten malten mit ihrem gelben Licht Anna-Katharinas Schatten auf den Asphalt. Jackie zerrte an seiner Leine und jaulte.

»Ruhig«, sagte das Mädchen. »Ganz ruhig, ist doch niemand mehr

wach.«
Ein verwaschenes Brummen von LKW – Motoren wehte durch die Dunkelheit. Wenn der Wind ungünstig stand, gewann man im Dorf den Eindruck, die Autobahn verliefe direkt hinter den Häusern. In Wahrheit lag noch ein halber Kilometer Wald dazwischen. Heute kamen die Geräusche allerdings aus der Nähe, denn der auffrischende Wind wehte vom Dorf weg in Richtung Autobahn.
Sieben LKW, der erste mit aufgeblendetem Fernlicht, bogen in die Pernitzer Straße zum Gewerbegebiet ein. Instinktiv schlug sich Anna-Katharina ins Unterholz. Dann nahm sie eine Abkürzung über verwildertes Brachland und bezog Stellung oberhalb der Lagerhalle. Ein Wagen nach dem anderen bog auf den Parkplatz ein.
Jackie jaulte wieder.
Sie ärgerte sich, den Hund mitgenommen zu haben, ging in die Hocke und presste ihn fest an sich. Andererseits hatte sie nicht ahnen können, dass die Geschichte vom Nachmittag kein Ende fand. Eigentlich hatte sie nur ein paar Details für ihr Tagebuch überprüfen wollen.
Sie war eine sehr genaue Chronistin.
Jetzt traten neue Details hinzu. Jeder LKW spuckte drei Männer aus, die die Türen der Kofferaufbauten öffneten und die hydraulischen Ladebühnen herunterfuhren. Fast geräuschlos rollte ein dunkler PKW auf den Parkplatz. Es war eine teure Limousine, doch Anna-Katharina kannte sich zu schlecht mit Autos aus, um die Marke zuordnen zu können. Der Mann, der ihr entstieg, war weitaus kleiner und schmächtiger als die LKW – Besatzungen und trug einen dunklen Anzug. Mit der linken Hand – in der rechten glühte eine Zigarette – winkte er einen Fahrer herbei, dem er etwas übergab. Dann setzte er sich wieder in seine Limousine und fuhr ab. Jetzt entdeckte Anna-Katharina das gelbe Nummernschild an seinem Wagen.
Ein Brite? Oder ein Franzose? Ein Holländer?
Doch auch mit Nummernschildern kannte sich das Mädchen nicht gut aus.
Nun verschwand jener LKW – Fahrer, dem der schmächtige Mann anscheinend einen Schlüssel übergeben hatte, im Inneren des Gebäudes. Wenige Sekunden später ratterte das Rolltor an der Stirnseite hoch. Die restlichen Männer schlüpften hinein.

Anna-Katharina hatte am Nachmittag die Maschinen nicht völlig verstanden. Sie sahen wie Fabrikroboter aus, klangen aber wie Staubsauger und verrichteten eine ähnliche Tätigkeit. Kaum waren die Bücher abgesaugt, warf man sie allerdings achtlos in eine Kiste, statt sie mit besonderer Umsicht zu behandeln.
Warum? Und warum war damit jetzt Schluss?
Denn die Männer trugen die Maschinen aus der Halle hinaus. Jeweils zu dritt luden sie sie auf die LKW und polsterten sie auf den Ladeflächen mit Schaumstoff und Wolldecken gegen Stöße ab.
Anna-Katharina wurde es abwechselnd heiß und kalt.
War sie an der Demontage schuld? Sie beschwor die Erinnerung an den Nachmittag herauf. Da war dieser Mann gewesen, der das kostbare alte Buch zerstören wollte. Als er sich zu ihr umdrehte, blutete er. Er blutete heftig, weil sich das Buch gegen ihn zur Wehr gesetzt hatte. Dann wurde es gefährlich. Mit gezücktem Dolch stürzte er sich auf sie, sie sprang beiseite, schob flink eine der Bücherkisten in seinen Lauf –
Doch das war gar nicht mehr nötig.
Mit dem Geräusch wie entweichende Luft aus einem undichten Schlauchboot sackte der Mann in sich zusammen. Sein Dolch klirrte zu Boden und rutschte unter eine der Maschinen. Jetzt sah sie, dass er sich damit die ganze Handfläche aufgeschlitzt hatte.
Ein Schwächling, der vor dem eigenen Schmerz zu Boden ging!
Natürlich hätte sie das köstlich nach Leder duftende Buch niemals mitnehmen dürfen. Aber sie *musste* es tun. Sie hatte es vor dem Mann retten müssen, der es endgültig zerfetzt hätte, wäre es ihm noch einmal in die Hände gefallen. Sie hatte den Hass in seinen Augen gesehen. Es war kein Hass auf Menschen, es war ein Hass auf Gegenstände. Manchmal, wenn ihr Vater mit verrotteten Installationen in alten Häusern zu kämpfen hatte, loderte dieser Hass auch bei ihm auf. Er fing dann an zu schreien und riss besinnungslos die schadhaften Leitungen aus der Wand.
Ein Buch war aber kein toter Gegenstand.
Ein Buch enthielt Leben.
Vorsichtig pirschte sich Anna-Katharina an das Gebäude heran. Irgendwo fernab von ihr erschnüffelte Jackie in wilden Zickzackbahnen die Fußspuren der nächtlichen Besucher. Jetzt stand sie vor dem Rolltor.

Eine mannshohe Wand aus Bücherkisten, ganz vorn in der Halle, versprach Deckung. Sie schlüpfte hinein.
Keine gute Idee.
Die ersten Männer waren mit der Maschinenverladung fertig und langweilten sich. Unschlüssig vertraten sie sich die Füße. Einer deutete auf den Kistenstapel. Ein anderer nickte. Zu viert kamen sie auf den Stapel zu.
Draußen fing Jackie an zu kläffen.
Für einen Moment waren die Männer abgelenkt. Ohne sich umzusehen, rannte das Mädchen aus der Halle hinaus. Kaltes Flutlicht streifte seinen Körper. Jemand rief etwas hinter ihm her. Es klang eher lustlos als wütend.
Anna-Katharina rannte übers Brachland in die schützende Dunkelheit hinein, bis sie wieder das dichte Unterholz erreicht hatte. Dort hielt sie schwer atmend an. Nach einer Weile hörte sie ein leises Hecheln neben sich und spürte die feuchte Nase des Terriers an ihrer Wade. »Gut gemacht, Jackie«, murmelte sie. »Hast du gesehen, was die bösen Männer tun? Sie nehmen uns all unsere Bücher weg!«
Nach einer halben Stunde war die Lagerhalle leergeräumt. Mit dröhnenden Motoren fuhr die LKW – Kolonne ab. Das Einzige, was noch an Anton Purglers dreimonatigen Aufenthalt erinnerte, war ein Blutfleck am Boden.

11

Donnerstag, 8. Juli, 0 : 30

»Hört, hört«, sagte der Polizist mit dem Namen Hubert, während er versuchte, hinter der Wasserwand des Gewitterregens andere Verkehrsteilnehmer auszumachen. »Eine goldene S-Klasse!«
»Der reinste Fluch. Jedenfalls für einen Kriminellen«, fügte der zweite Streifenbeamte an.
»Geschmacklich gesehen ist jede Goldlackierung kriminell«, kommentierte der erste.
Soeben war per Funk eine Fahndung durchgegeben worden. Im Kofferraum des Mercedes sollten sich fünf Kisten wertvoller alter Bücher befinden. Das zumindest besagte die Anzeige, die in der Zentrale eingegangen war.
»Du hast doch ein ziemlich gutes Gedächtnis, Hubert«, meinte der zweite Polizist.
»Klar«, nickte Hubert. »Der Kerl wohnt in Schöneberg, Belziger Straße, über dem *Narkosestübchen*. Würde mich nicht wundern, wenn der blöd genug war, vor dem Haus zu parken.«
Unruhig warf sich Anton Purgler im Bett hin und her. Seit zwei Stunden pochte seine Wunde. Purgler verstand nicht viel von Medizin, aber er wusste, dass Pochen kein gutes Zeichen war. Pochen bedeutete Entzündung. Oder Blutvergiftung. Jedenfalls etwas, das man besser nicht bekam. Die Mittel seiner reich sortierten Hausapotheke hatten alle nicht angeschlagen. Jedenfalls nicht diejenigen, die er sich zu schlucken getraut hatte. Der überwiegende Rest war ihm zu heiß. Er selbst nahm nie etwas davon, er handelte nur damit.
Sollte er zur Notaufnahme ins Urban-Krankenhaus fahren? Aber dort würde man Fragen stellen. Fragen wie: »War das ein Arbeitsunfall? Wie heißt Ihr Arbeitgeber? Schildern Sie den Hergang des Unfalls.«
Das kam nicht gut.
Die Schmerzen kamen aber auch nicht gut.
Er quälte sich aus dem Bett heraus und begann, sich unter Mühen anzuziehen. Die rechte Hand reckte er dabei starr in die Höhe. Bloß

keinen Kontakt zu irgendwas! Mittlerweile schien es ihm so, als täten schon Berührungen an den intakten Fingern weh. Die Kleidung bewältigte er gerade noch, doch an den Schuhen scheiterte er. Fluchend kickte er seine ausgelatschten Converse unters Bett, stolperte zum Kleiderschrank und griff mit der linken Hand hinein. Irgendwo mussten doch diese idiotischen, grellgrünen Flipflops sein!
Endlich fand er eine Plastiktüte mit klamm riechenden Badesachen und angelte die Flipflops heraus. Ohne Strümpfe schlüpfte er hinein. Draußen kübelte es wie aus Eimern.
Wasser war das Letzte, was seine Wunde jetzt brauchen konnte. Purgler schob die malträtierte Hand unters T-Shirt, konnte dabei nicht jede Berührung vermeiden und jaulte auf. Als er sein Auto erreichte, war er klatschnass von Regen und Schweiß, und der Schweiß jagte ihm Angst ein: Hatte er schon Wundfieber? Japsend ließ er sich in den Sitz fallen. Die alte Karre besaß nicht mal ein Navi. Wie zum Teufel fand er nun den schnellsten Weg zur Notaufnahme des Urban?
Jemand klopfte an die Scheibe.
Purgler stieß die Tür mit dem Fuß auf. »Lassen Sie mich in Ruhe!«, schrie er in den Regen hinaus. »Ich muss ins Krankenhaus!«
»Nu mal halblang«, sagte der Polizist. »Wir kennen uns. Würden Sie bitte noch mal den Kofferraum öffnen. Oder haben Sie die Kisten schon ausgeladen?«
»Ich brauche einen Arzt, bitte«, bettelte Purgler. »Da sind doch nur Bücher drin. Das wissen Sie doch!«
»Eben«, meinte der Polizist. Er warf einen Blick auf Purglers Hand. Das Blut hatte den Papierverband unappetitlich verkrustet. »Wir fahren Sie erst mal in eine Klinik. Danach allerdings nach Moabit. Sie sind vorläufig festgenommen.«
Anton Purgler brach in Tränen aus: »Aber meine Bewährung läuft noch!«
»Jetzt nicht mehr«, entschied der Polizist. »Kommen Sie! Oder muss ich Sie bei der Hand nehmen?«
Purgler zuckte zusammen. Dann stieg er folgsam aus.
»Wenn harte Männer weiche Knie kriegen«, kommentierte der zweite Polizist im Streifenwagen, verließ widerwillig seinen trockenen Unterschlupf und öffnete die Hecktür. »Nehmse Platz auf unseren

Komfortsitzen. Garantiert bandscheibenfreundlich und hundert Prozent furunkelvermeidend.« Unsanft schubste er Purgler hinein.
Zwölf Parkplätze weiter wartete am Straßenrand eine dunkle Limousine mit gelbem Kennzeichen. Ein dünnes Lächeln umspielte die Lippen des Mannes hinter dem Steuer.
Kleinkriminelle waren so leichtsinnig!
Wiegten sie sich in Sicherheit, fielen sie über kurz oder lang in ihre alten Gewohnheiten zurück: Diebstahl, Hehlerei, Betrug. Dass fünf Kisten in der Lagerhalle fehlten, hatte dem Mann blitzartig seine Chance verraten: Ein Anruf bei der Polizei, schon war ein Mitwisser vom Hals geschafft!
Wenn damit ein unschätzbares Buch in die Asservatenkammer der Berliner Justiz wanderte, bedeutete das keinen Nachteil. Dank der SR – 300 lag dessen Inhalt in digitaler Form vor, und sicherer als in einer staatlichen Asservatenkammer konnte man nichts aufbewahren.
Der Mann öffnete die Wagentür und entleerte seinen überquellenden Aschenbecher auf die Straße. Daumennagelgroße Kippen von filterlosen Zigaretten schwammen in Richtung Gully.
Dann startete er zufrieden den Motor.

12

INTERMEZZO Paris

Montag, 8. April 1754

Pierre Carlet de Marivaux liebte das Amt des *Secrétaire perpétuel*, des lebenslangen Sekretärs der Académie française, das ihm neben einer prächtigen Dienstwohnung und einem ehrenvollen Rang im höfischen Gefolge auch eine jährliche Rente von 5000 Livres bescherte. Aber er hasste die Tage, an denen ihm sein Diener Jean-Baptiste noch vor der morgendlichen Ankleidezeremonie ein Billett überbrachte, das energisch auf seine Anwesenheit im Louvre pochte, dem Sitz der Akademie.
»Wie soll ich jemals die *Femme fidèle* vollenden«, rief er voller theatralischer Verzweiflung über die Schwierigkeiten mit seiner neuen Komödie, »wenn mich alle acht Tage irgendein Schwachkopf beim Dichten unterbricht!«
Er war ein beliebter Dramatiker, doch kam seine Kunst allmählich in die Jahre. Inzwischen rang er mit den Worten, die *Femme fidèle* wollte einfach nicht gelingen. Vielleicht hatte er einfach zu wenig Kontakt zum schönen Geschlecht? Mit den Gebresten des Alters, Marivaux war 66 geworden, schrumpften die Gelegenheiten zum galanten Gespräch.
»Es geht um die Affäre Dijon, Sire«, erklärte Jean-Baptiste, der guten Kontakt zu den Dienstboten der anderen Akademiemitglieder hielt und deshalb stets gut informiert war. »Gestern kam ein Schreiben aus Neapel, das allgemein für Irritationen sorgte.«
»Neapel!« Pierre Carlet de Marivaux schüttelte sich. »Wo liegt Neapel? In Afrika! Muss Paris auf Afrika reagieren?«
»Sehr wohl«, sagte Jean-Baptiste beflissen. »Ich werde Baron de Montesquieu sagen, dass Euer Hochwortgeboren unpässlich sind.«
»Der Baron hat das Billett persönlich vorbeigebracht?«
»Er wartet unten in der Halle.«
»Dann reichen Sie mir meine Perücke und lassen Sie in Gottes Namen die Pferde anspannen.«

Sein Diener schüttelte den Kopf: »Der Baron will Euer Hochwortgeboren in seiner Kalesche mitnehmen. Er hat es eilig.«
Pierre Carlet de Marivaux seufzte. Einen Baron de Montesquieu durfte man nicht verärgern. So ließ er sich von Jean-Baptiste ankleiden, während sich seine Laune noch weiter eintrübte.
Die Dijonaffäre lag dem Sekretär im Magen.
Statt sich der Sprachpflege zu widmen, wie es ihre angestammte Aufgabe war, hatte die Académie française auf Geheiß des Königs und unter dem Siegel strengster Verschwiegenheit die Abwicklung des diesjährigen *Prix de morale* übernommen. Hinter dem hochtönenden Namen verbarg sich freilich keine Auslobung der Hauptstadt, sondern ein übermütiger Ackerbürgerstreich des Senfstädtchens Dijon, das schon einmal den Unwillen des Königs auf sich gezogen hatte. Alle Einsendungen an dessen provinzielle Akademie – das reinste Küchenhilfenkabinett! – wurden deshalb heimlich mit Kurier nach Paris gebracht. Hier bemühte sich der *Secrétaire perpétuel* mit einer Handvoll Eingeweihter, den Schaden so gering wie möglich zu halten.
Senfkörner auszupressen, mit Kräutern und Essig abzuschmecken, darauf verstanden sich die Bürger von Dijon! Aber mussten sie auch zu politisch heiklen Fragen ihren Senf abgeben?
Das konnte nur in einer Katastrophe enden, und genau das tat es, wenn man distinktionslos nach dem *Ursprung der Ungleichheit unter den Menschen* fragte.
Marivaux war von Beginn an angeekelt gewesen. Kein Mensch mit Niveau beschäftigte sich mit so abwegigen Gedanken! Der Ursprung der Ungleichheit lag in Gott. Was sollte also bei den Einsendungen anderes herauskommen als eine tiefe Verbeugung vor der Herrlichkeit des gottgesandten Königs und ein demütiger Kniefall vor dem unnachahmlichen Schöpfer, der so große Unterschiede gestiftet hatte, dass *ein* auserwählter Mensch das Leben *aller* durch bloße Strahlkraft erhellen konnte?
So wie ein Dichter das Leben seines Publikums erleuchtete.
Mit dem Regenten war es leider nicht weit her. Ludwig XV. hatte nur wenig vom Charisma des Sonnenkönigs geerbt.
Marivaux seufzte gequält.
Um wie viel mehr wäre der Nation mit einem Komödienwettbewerb

gedient gewesen, der zum Beispiel eine treue Ehefrau in den Mittelpunkt gestellt hätte, eine *Femme fidèle* eben. Doch waren die Zeiten unterhaltsamen Dramatikern nicht gewogen. Selbst das Kollegium der 40 Weisen bei der Académie française zog neuerdings griesgrämige enzyklopädische Aufsätze heiteren Komödien vor. Und seit dieser dahergelaufene Voltaire – ein Mann, der sich selbst seinen Namen gegeben hatte, ein bürgerlicher Hochstapler und Heuchler – zu einem der Unsterblichen berufen worden war, gerieten die alten Werte immer deutlicher ins Schwanken. Immerzu war nur noch von den *Verhältnissen* die Rede, und damit meinte Voltaire, obwohl literarisch ein Schmutzfink, durchaus nichts Amouröses.

Auf seinen Diener gestützt, stieg Pierre Carlet de Marivaux die Treppe hinunter. Montesquieu hatte das Haus schon wieder verlassen und wartete in der Kalesche vor der Tür.

»Möchten Sie ein Plaid?« Ohne die Antwort abzuwarten, schob der hagere Baron dem Dramatiker eine karierte Decke zu. »Empfindlich kalt heute Morgen. In der Nacht hat es Bodenfrost gegeben. En avant!«, rief er seinem Diener zu.

Das Gefährt setzte sich in Bewegung.

Seit den glorreichen Zeiten des Sonnenkönigs residierte der Regent in Versailles, so dass der Louvre zur unvollendeten Bauruine herabgesunken war, in deren weitläufigen Fluchten sich finsteres Gelichter herumtrieb. Man sah Damen zweifelhafter Herkunft, die nicht nur die Maler und Bildhauer besuchten, deren Werkstätten die großen Säle des Louvre durch Dreck und Arbeit entehrten; auch das eine oder andere Akademiemitglied stand im Verdacht, diesen Damen mehr als nur die Tür zu öffnen. Ein Schuhmacher, der seine Dienste im selben Schlossflügel anbot, in dem auch die vierzig Weisen tagten, hatte ein ehemaliges Boudoir geschmackvoll und komfortabel wieder hergerichtet und stand im Ruf, es stundenweise zu vermieten. Namentlich der Naturforscher und Mathematiker Leclerc de Buffon, Inhaber des symbolträchtigen Akademiefauteuils Nummer 1, galt als treuer Kunde des Schuhmachers. Man munkelte, er ließe sich lieber versohlen als besohlen.

Immerhin besaß die Akademie ein dichtes Dach und ein paar beheizbare Räume. Angesichts der vielen Schriften, die sie aufbewahren musste,

war das kein Luxus. Für Sitzungen bei frostigem Wetter eignete sich der Ort allerdings nur bedingt. Obwohl zwei Bedienstete Montesquieus vorausgefahren waren und ein Feuer im Kamin entfacht hatten, fror der *Secrétaire perpétuel* schon beim Betreten der Räumlichkeiten jämmerlich.
»Was oder wer, lieber Baron, zwingt uns dazu, unter diesen unwirtlichen Umständen miteinander zu reden?«
»Ein junger Feuerkopf«, gab der Baron zur Antwort und begann etwas ratlos, die herumliegenden Papierstapel umzuschichten. Offenbar suchte er etwas. »Wie Sie wissen, lief vor einer Woche die Frist für den *Prix de morale* ab.«
Marivaux nickte: »Und dieser Feuerkopf beharrt nun darauf, dass wir entgegen der Regularien seine verspätet eingereichte Arbeit annehmen müssen? Lassen Sie mich raten: Es ist bestimmt dieser Herr Rousseau aus Genf, dem wir den ganzen Schlamassel zu verdanken haben.«
Obwohl seither fast vier Jahre verstrichen waren, erinnerte er sich nur zu gut: Beim Wettbewerb 1750 hatte die tumbe Dijoner Jury dem Schweizer Musiklehrer Jean-Jacques Rousseau die Goldmedaille zuerkannt. Damit war der Skandal perfekt gewesen, denn dieser aufrührerische Kleinbürger musste die an sich harmlose Preisfrage: »Hat die Wiederherstellung der Wissenschaften und Künste dazu beigetragen, die Sitten zu reinigen?« mit einem trotzigen »Nein!« bescheiden. Welch ein Affront gegen den König, der als größter Förderer von Wissenschaft und Kunst Millionen Livre an seine Untertanen verteilte!
Montesquieu schüttelte unwillig den Kopf: »Sie irren. Diesmal heißt der Feuerkopf nicht Rousseau, und vor allen Dingen will er nicht verspätet einreichen, sondern das Gegenteil: Er will sein Manuskript *zurückhaben*.«
Marivaux brach in helles Gelächter aus.
»Und zwar im versiegelten Original«, fuhr der Baron fort. »Was allerdings nicht mehr geht, da ich den Text schon inspiziert habe.«
Marivaux lachte noch ausgelassener. Als Komödiendichter sah er vor seinem inneren Auge sofort eine Szene, in der sein Diener Jean-Pierre den Kopf des Baron Montesquieu zusammen mit einem Manuskript aus Neapel in eine Kiste steckte und diese mit ein paar festen Schlägen vernagelte.

»Dann üben Sie sich im Vergessen, Baron! Es wäre ein zu großer Verlust für Frankreich, dieser Forderung nachzukommen. Denken Sie daran, Sie sind ein *Immortel*, ein Unsterblicher. Da sollte man auf seinen Kopf ein bisschen achtgeben.«
Mit einem letzten Glucksen bezwang er seine Heiterkeit und trug eine gravitätische Miene zur Schau: »Die Dijoner Statuten sehen keinen Rückzug vor. Wie absurd, etwas zurückzuverlangen, das man einer Akademie übereignet hat! Das ist, als wolle man …« Er suchte nach einem dramatischen Vergleich: »Als wolle man dem König das Kriegführen verbieten, nur weil dabei ein paar Landeskinder umkommen, die ihm ja doch mit Leib und Seele gehören.«
Baron de Montesquieu blickte finster drein. Erst nach längerer Pause hob er an zu sprechen: »Ich habe die Einsendung gelesen, und soweit ich sie verstand, denn sie war in Italienisch abgefasst, dessen Ähnlichkeit mit Latein mir die Lektüre zwar erleichterte, mir aber leider nicht in jedem Punkt vollkommene Klarheit verschaffen konnte … soweit ich sie also verstand, habe ich *Derartiges* noch nie gelesen. Wenn auch andere Menschen *Derartiges* aus der Schrift herausläsen, dann …« Er stockte.
»Dann?«, half der Sekretär nach, dem die Rede kryptisch geblieben war.
»Dann könnte es zu Unruhen kommen. Zu Unruhen, die ich mich nicht scheue, als …«
»Als?«, bohrte der Sekretär nach.
»Als Ende unserer Welt zu bezeichnen.«
»Eine Einsendung an die Académie de Dijon soll unsere Welt gefährden?«
Marivaux brach erneut in helles Gelächter aus. Die Vorstellung gefiel dem Komödiendichter. Vielleicht der Stoff für eine Bühnenposse? Provinzielle Apotheker, Schulmeister und Advokaten bestürmten die Hauptstadt mit umstürzlerischen Plänen, die sie einem Dutzend wirrer Einsendungen entnommen hatten? Welch ein erfolgversprechendes Sujet!
Marivaux hatte schon sehr lange keinen tosenden, mit Bravorufen vermischten Beifall mehr vernommen.
»Lachen Sie nicht!«, wies ihn Montesquieu zurecht. »Die Schrift besteht nicht nur aus Worten. Im zweiten Teil beschreibt sie eine mathematische Komposition, deren Anwendung unser Verständnis der gottgegebenen

Ordnung unterminiert.«
»Und wo ist diese Schrift jetzt?«, fragte Marivaux, noch immer darum bemüht, seine Stimme amüsiert klingen zu lassen.
»Hier!« Montesquieu wog einen Stapel loser Papiere in der Hand, zusammengehalten von einem grünen Seidenband. So blass hatte Marivaux den großen Denker noch nie gesehen. Immerhin galt Charles-Louis de Secondat, Baron de La Brède et de Montesquieu, in seinen eigenen Schriften als furchtloser Tabubrecher, der selbst den König nicht von scharfer Kritik ausnahm. Im Herzen war er – man wagte es kaum auszusprechen – ein Republikaner. Und durchaus kein gemäßigter, wie man ihn in den italienischen Adelsrepubliken finden konnte, wo sich die Mitspracherechte auf hundert alteingesessene Familien beschränkten. Er war ein *Demokrat*. Er wollte sich dem Volkswillen unterwerfen.
Allein den Gedanken fand Marivaux unaussprechlich niveaulos.
»Wir werden das Manuskript nicht zurückschicken«, entschied der Baron. »Wir werden es verbrennen.«
»Unbedingt«, pflichtete der *Secrétaire perpétuel* bei. »So erfüllt das Machwerk wenigstens den praktischen Zweck, uns zu wärmen!«
»Nehmen Sie mit heutigem Datum zu Protokoll«, befahl der Baron, während er ein Blatt ums andere dem Kaminfeuer überantwortete, »dass die Akademie dem Ansinnen des Einsenders nachgekommen ist und sein Manuskript nach Neapel zurückexpediert hat.«
»Ah«, machte Marivaux verständig, »das dient wohl den Akten!«
»Kein Ehrenmann fälscht das Buch der Geschichte«, sagte Montesquieu. »Wir machen es nur unleserlich.«
›Ging das Manuskript nach Neapel an Monsieur …‹, schrieb der Akademiesekretär: »Monsieur Feuerkopf?«
»Galiani«, knurrte Montesquieu.
»… Ga-li-a-ni zurück. So! Und wie viele Einsendungen sind jetzt noch für unseren edlen Wettstreit übrig?«
»Zehn. Plus eine von Rousseau, natürlich! Aber der bekommt den Preis nicht.«
»Das wäre ja noch schöner«, bekräftigte der Sekretär. »Da würde Ihre Majestät ja die Laus mit dem eigenen Blute säugen!«
Das letzte Blatt verglomm im Kamin. Nun schien Marivaux der

geeignete Moment gekommen, die Gestaltung der näheren Zukunft in die Hand zu nehmen: »Würden Sie sich mit mir gemeinsam dafür einsetzen, Sire«, hob er vorsichtig an, »im nächsten Jahr einen hauptstädtischen Komödienwettstreit auszuloben, um das Unwesen provinzieller Wettbewerbe von der Wurzel her auszurotten?«
»Das wäre wohl angeraten«, pflichtete der Inhaber des Akademiesessels Nummer 2 bei. Langsam kehrte Farbe in sein Gesicht zurück.
Entschieden angeraten, dachte Marivaux. »Dann lassen Sie uns jetzt im Café Procope bei einer Partie Pharo aufwärmen!«, strahlte er. »Wie ich höre, soll Voltaire dort lange nicht mehr gesichtet worden sein.«
»Was Sie sich immer an Voltaire reiben müssen!«
Der Baron ließ das Kaminfeuer von seinen Lakaien löschen. »Neulich habe ich 20 Louisdor von ihm gewonnen. Am Spieltisch lässt ihn sein Scharfsinn gern im Stich.«
Nicht nur am Spieltisch, dachte Marivaux. Die Vorstellung vom Niedergang der alten Mächte, mit der Voltaire und seine Kumpane hausieren gingen, ließ sich nicht anders denn als Eselei bezeichnen. Der unsterbliche Absolutismus war von absoluter Unsterblichkeit.

13

Donnerstag, 8. Juli, 10 : 00

Anna-Katharina hatte schon etliche Seiten im Leben aufgeschlagen, doch diese hier waren anders. Bei genauem Hinsehen ließ sich eine feine Prägung im Papier erkennen, ein Muster wie von einem Küchensieb, doch korrespondierte die Welligkeit und Rauheit der Oberfläche keineswegs mit dem, was die Finger ertasteten. Strich man vorsichtig über die Blätter hinweg, meinte man, ein seidenes Halstuch zu streicheln. Sie hob das Buch zur Nase und sog dessen Geruch ein. Ganz entfernt erinnerte er an ihr Gymnasium am ersten Schultag nach den Sommerferien. Wenn das alte Gebäude sechs Wochen lang alle menschlichen Gerüche ausgedünstet hatte und nur noch nach sich selber roch – nach Holz, nach staubigen Fußböden, nach einer Zeit, in der es noch keine Kunststoffe gegeben hatte –, dann fühlte sie sich dort sogar einen Augenblick lang wohl. Es war der Trost, dass manche Dinge viele Menschengenerationen überleben konnten, ohne ihre Eigenart einzubüßen.

Der Geruch des Buches führte jedoch noch weiter zurück, in eine Zeit, in der man bei Kerzenlicht gelesen hatte, im Winter am offenen Kamin von Holzscheiten gewärmt wurde, sich selten wusch, dafür aber häufig parfümierte. All dies glaubte Anna-Katharina riechen zu können: den Kerzenruß, die Asche, den Schmierfilm ranziger Körperfette, den süßlichen Hauch eines Veilchenparfüms. Das Buch war 1782 gedruckt worden, sieben Jahre vor der Französischen Revolution. 229 Jahre hatte es unversehrt überlebt.

Sie klappte die Buchdeckel zu, strich noch einmal zärtlich über den beinahe fleckenlosen Einband und erhob sich von ihrem Schreibtisch. Dann stieg sie aus ihrer kleinen Mansarde in die Küche hinunter, wo ihre Mutter am Herd stand und kochte.

Sie kochte immer.

»Haben wir Alufolie?«, fragte das Mädchen.

»Drüben, in der Schublade. Kannst du mir heute im Garten helfen?«

Das Mädchen schüttelte den Kopf.

»Du hast doch Ferien!«, sagte die Mutter scharf.
»Ich muss nach Brandenburg. Oder Lehnin. Oder Potsdam.«
»Oder, oder, oder!«
»Wo gibt’s denn hier einen Buchbinder?«
»Schau ins Internet«, sagte die Mutter gleichgültig. »Buchbinder, so ein Schmarrn! Ich hab im Leben noch keinen Buchbinder gebraucht.«
»Du hast im Leben auch noch kein Buch in der Hand gehabt.«
»Dafür kann ich kochen!«, versetzte die Mutter wütend. »Und du kannst nichts außer lesen!«
Anna-Katharina nahm die Alufolie aus der Schublade und verließ die Küche. Sie war auf einem falschen Stern gelandet. Planet Prützke, besiedelt von Lebewesen bar jeder Sehnsucht nach innerer Vollkommenheit. Aber im Internet surfen, das konnten sie, Vater und Mutter! Es war ihre Art, jeglichen Kontakt zu Gedrucktem zu vermeiden, sogar den zu Telefonbüchern.
Anna-Katharina hasste das Internet. Es bereitete ihr ein flaues Gefühl im Kopf und schläferte den Verstand ein. Buchstaben auf leuchtenden Bildschirmen schienen sie auszulachen, Buchstaben in Büchern winkten ihr fröhlich zu.
Oben in der Mansarde riss sie ein großes Stück Alufolie von der Rolle ab, wickelte die Beute vorsichtig darin ein und steckte sie in ihren Rucksack. Dann sah sie auf die Uhr. Um 10.35 Uhr ging ein Bus in die Kreisstadt.

14

Donnerstag, 8. Juli, 12 : 00

»Ich suche einen Buchbinder.«
»Ich bin ein Antiquariat«, sagte der Mann, der Anna-Katharina nach langem Klingeln die Tür geöffnet hatte. »Und zwar ein Versandantiquariat. Ohne Publikumsverkehr.«
Das ließ sich nicht übersehen. Das Hemd des Mannes war am Kragen speckig, seine Jeans schien wochenlang nicht gewaschen worden zu sein. Wäre er nicht entschieden zu jung dafür gewesen, hätte man vermuten können, es mit einem ausgemusterten kommunistischen Parteifunktionär zu tun zu haben. Seit Anna-Katharina im Osten gelandet war, kannte sie diese Typen: Achtlos gekleidet, immer schlecht gelaunt, aber von einer atemberaubenden Geschäftstüchtigkeit. In den ersten Jahren war ihr Vater von ihnen dutzendfach übers Ohr gehauen worden.
»Ich habe in der Bücherei nachgefragt«, erklärte das Mädchen. »Man sagte dort, Sie lassen manchmal Bücher binden. Dann kommt jemand zu Ihnen und holt sie ab.«
Der Antiquar kratzte sich am Kinn: »Ja und?«
»Vielleicht können Sie mein Buch auch …?«
»Nein.«
»Es ist ein sehr altes Buch.«
»Ich habe lauter sehr alte Bücher«, entgegnete der Antiquar. »Einige vor 1918 gedruckt. Kaiserreich.«
Anna-Katharina lachte: »Ich meine richtig alt! 1782. Ancien Régime, wie man diese Zeit nennt.«
Der Antiquar stutzte. Er musterte das Mädchen: Sechzehn, höchstens siebzehn Jahre alt. Keine Einheimische. Dazu war sie zu bleich, weder braun gebrannt noch bunt bemalt, wie sonst die Mädchen in der Gegend. Und sie rollte das R zu sehr.
»Von deinen Großeltern?«, fragte er misstrauisch.
»Urgroßeltern«, log Anna-Katharina.
»Hehlerware nehm ich nämlich nicht.«
»Sie sollen es auch nicht kaufen, sondern nur reparieren lassen. Es ist

nämlich ein bisschen beschädigt.«
Zudem fand der Antiquar das Mädchen ganz hübsch. Schon lange hatte er nichts Hübsches mehr auf seinem Sofa gehabt.
»Komm rein«, sagte er schließlich. »Wir bringen die Sache hinter uns, dann gehst du wieder.«
Anna-Katharina nickte und folgte ihm in seine Baracke. Muffige, säuerliche Luft schlug ihr entgegen. Die beiden durchquerten einen langen Gang. Linkerhand gingen etliche Türen ab. Wo sie offen standen, konnte man düstere Räume mit quergestellten Stahlregalen sehen. Bücher über Bücher lagerten darauf. Die meisten sahen freilich so aus, als würden sie nie mehr einen Besitzer finden. Produkte von DDR – Verlagen, die schon zu sozialistischen Zeiten nie jemand hatte in die Hände nehmen wollen.
»Bin auf Ideengeschichte des Marxismus spezialisiert«, nuschelte der Antiquar. »Meine Branche lebt von ihrer Geduld.«
Sie gelangten ans Ende des Ganges. In einem kleinen Zimmer stand ein abgewetztes Sofa undefinierbarer Farbe, daneben ein Tisch mit einer von Kaffeeflecken übersäten Thermoskanne.
»Kannst du überhaupt bezahlen?« Der Antiquar sah das Mädchen erwartungsvoll an. »Den Buchbinder, meine ich.«
»Wird schon nicht so teuer werden«, sagte Anna-Katharina beherzt. »Sind nur ein paar Seiten.«
Der Antiquar verzog seinen Mund zu einem Lächeln und entblößte eine Reihe brauner Zähne: »Wir finden einen Weg.«
Anna-Katharina antwortete nichts. Vorsichtig ließ sie sich auf der Sofakante nieder, holte das Alupäckchen aus dem Rucksack und begann es auszuwickeln.
»He! Ich hab dich nicht zum Picknick eingeladen!« Die Freundlichkeit des Antiquars verschwand sofort wieder.
»Das ist nichts zu essen, das ist mein Buch.«
Obwohl es sie ekelte, wischte Anna-Katharina mit ihrem nackten Unterarm das Beistelltischchen ab. Zigarettenasche, Krümel und kleine Mörtelstückchen, die aus der Decke gebrochen waren, rieselten zu Boden. Dann bettete sie ihr Kleinod vorsichtig auf einen halbwegs sauberen Fleck. Der Antiquar bekam große Augen.
Sie klappte das Buch auf, las holpernd, die Silben falsch betonend vor:

»Dei doveri dei Principi neutrali verso i Principi …«
»Das ist Latein.«
»Italienisch, denk ich mal.«
»Zwecklos, das kauft hier keiner.«
»Sie sollen es ja auch nicht verkaufen!«
»Stimmt.«
Der Antiquar mahnte sich innerlich zur Ruhe. Mit Direktheit war hier nichts zu gewinnen. Er leckte sich nervös über die Lippen.
Das Mädchen nahm das Buch wieder zur Hand, drehte den Buchblock zum Antiquar und deutete auf die halb aufgetrennte Falz des letzten Bogens.
»Das ist gerissen. Kann man das reparieren?«
Der Antiquar schaute verstört drein. Das Mädchen war nicht dumm, keine Frage. Aber wusste es wirklich nicht, dass einer verschlossenen Falz nur technische Bedeutung zukam? Dass Buchbinder früher keine ausreichend starken Papierschneidemaschinen besessen hatten, um den Buchblock in einem zu durchtrennen, dass sie diese Mühsal ihren Käufern überlassen hatten, die dazu Brieföffner oder spezielle Messer verwandten?
Der Antiquar konnte nicht einmal sagen, ob sich die Falz überhaupt wieder verschließen ließ. Wahrscheinlich ein aussichtsloses Unterfangen. Zumindest ein kunstloses, dem man die Reparatur sofort ansah. In diesem Fall konnte das Mädchen auch selbst einen Klebestreifen anbringen.
»Ich habe das Gefühl«, flüsterte Anna-Katharina mit tonloser Stimme, »dass dieses Buch verschlossen bleiben sollte.«
Sie war plemplem! Umso besser.
»Gut«, sagte der Antiquar. »Lass es hier.«
»Nein!«
Anna-Katharina betrachtete ihn misstrauisch. »Ich komme damit wieder. Und zwar an dem Tag, an dem Ihre anderen Bücher vom Buchbinder abgeholt werden. Wann wird das sein?«
Niemals, dachte der Antiquar.
»Heute Abend. Gegen halb acht.«
Der letzte Bus nach Prützke fuhr um sechs. Anna-Katharina rang mit sich. Der Typ war nicht sauber, das spürte sie. »Geben Sie mir ein

Pfand«, sagte sie schließlich.
Der Antiquar machte eine großzügige Handbewegung: »Nimm, was du willst.«
»Bücher?«, fragte sie zurück.
»So viel du willst«, wiederholte er.
Es dauerte zwei Stunden, bis Anna-Katharina Loibl alle Lagerräume durchstöbert und im sehr speziellen Angebot des Brandenburger Versandantiquariats Sturm über Petersburg ein Dutzend Titel gefunden hatte, die sie interessierten. Dann brach sie mit schwerem Rucksack und einer Plastiktüte voller Bücher auf.
In der Tür drehte sie sich noch einmal um: »Wann kann ich mein Buch abholen?«
Niemals, dachte der Antiquar.
»In drei Wochen.«
Anna-Katharina schluckte. Sie las zwar schnell, aber so schnell nun auch wieder nicht.
»In sechs«, schlug sie rasch vor, »wenn die Ferien zu Ende sind! Dann bringe ich Ihnen alles zurück, und wir können den Rücktausch organisieren.«
Der Antiquar nickte. Zum ersten Mal seit Wochen strahlte er aus vollem Herzen. Die Naivität des Mädchens rührte ihn.

15

Donnerstag, 8. Juli, 14 : 00

Die Tür zu Melissa Stockdales Büro stand sperrangelweit offen. Als Nikolaus Holzwanger eben eintreten wollte, hörte er seine Vorgesetzte sprechen, doch ihre aufgebrachte Stimme verriet, dass ihre Worte einem anderen galten: »Ich will keine Anrufe mehr, weder im Büro noch zu Hause! Das war ein einmaliger Ausrutscher! Völlig folgenlos für uns beide. Und damit basta!«
Holzwanger machte auf dem Absatz kehrt. In diesem Moment drehte sich Melissa um. Ihr Gesicht war vor Zorn gerötet. Mit einer herrischen Handbewegung befahl sie dem Personalchef zu bleiben. »Nein, nein, nein!«, fauchte sie in den Hörer, brach das Gespräch ab und schmetterte das Telefon in Holzwangers Richtung. Er konnte es gerade noch fangen.
»Männer«, zischte sie. »Hirnlose Muskelapparate!«
»Aber athletisch genug, herumschwirrende Telefone aus der Luft zu pflücken«, antwortete Holzwanger, dessen Statur alles andere als athletisch war.
Melissa kommentierte die Bemerkung nicht.
»Haben wir eine Verabredung?«, fragte sie unwirsch.
»Sozusagen. Ich wollte dir meine Liste der Konferenzteilnehmer präsentieren. Ab Montag bin ich für zwei Wochen auf Fünen, Urlaub mit den Kindern, und wenn wir …«
»Jetzt nicht!«, raunzte ihn Melissa an. »Ich muss in den Kraftraum, Dampf ablassen. Komm in einer Viertelstunde wieder!«
Sie schwirrte ab. Die Zentrale von Toggle Inc. war üppig mit Sportgeräten ausgestattet, doch außer der Niederlassungsleiterin und ein paar Marketing-Beaus benutzten nur wenige den Parcours.
Holzwanger legte seine Liste auf Melissas Schreibtisch und überflog noch einmal die Namen, vor denen jeder halbwegs informierte Zeitgenosse demütig auf die Knie gehen musste:
Prof. John Frigg, Boston
Prof. Grigori Blavatnik, Moskau
Prof. Joachim Sterzel, Dresden

Prof. Reimar –
Unabsichtlich berührte er Melissas Maus. Der Bildschirmschoner verschwand, und Holzwanger blickte aufs Brustbild eines gut gebauten jungen Mannes. In der Kategorie ›Nicht verlängern‹ hatte Melissa ein Häkchen gesetzt. Holzwanger grinste und schloss die verräterische Personalakte mit einem Klick. Statt zur normalen Schreibtischoberfläche zurückzukehren, verwandelte sich der Computer nun in ein Aquarium. Mehrere schillernde Tropenfische schwammen darin herum und glotzten ihn mit großen Augen an. Sie wirkten wie lebende Wesen.
Nikolaus Holzwangers Chefin wurde von einem unerklärlichen Drang angetrieben, ihre Umwelt in bunte Farben zu tauchen.
Prof. Reimar Dijkerhoff, Karlsruhe
Prof. Henry Fienkelbart, Jerusalem
Prof. Helene Siebenhofer, Wien
Prof. Peeter Goodrick-Clark, London
Holzwanger entdeckte den Tippfehler im Namen, zog unter einem turmhohen Papierstoß einen Kugelschreiber hervor und strich den falschen Doppelbuchstaben durch. Der Papierstoß neigte sich gefährlich zur Seite. Dann rutschte er auf Holzwangers linke Hand, und ein stechender Schmerz durchfuhr den Personalchef.
Im Nagelbett seines Zeigefingers steckte der Mitglieds-Pin eines Golfclubs. Wenn es um nützliche Kontakte ging, überwand Melissa alle Abneigungen gegen verstaubte Konventionen.
Holzwanger presste sein verletztes Nagelbett, damit sich die Wunde reinigte. Ein paar Blutströpfchen klecksten auf die Aufstellung und machten den letzten Namen unleserlich.
Prof. Alexandre Ranchin, Paris
Holzwanger fluchte leise. Das alles kam nur von Melissas Unordnung! Wie mit einem Virus hatte sie die ganze Hamburger Angestelltenschaft angesteckt, ihre Schreibtische mit Tinnef und Kram zu überladen. *Pimp my pot* hieß das alberne Spiel. Jedes Büro erhielt 100 Euro, und jeweils nach den Sommerferien winkte ein mit Strass-Steinchen besetzter Pokal als Siegestrophäe. Allerdings kämpfte die Chefin mit. Sie klapperte alle Ein-Euro-Shops und Mäc-Geiz-Filialen der Umgebung ab, bis sie zwei Kartons voller dekorativem Nippes besaß: kleine Püppchen, Lichterketten, Windspiele, Weihnachtsbaumschmuck, ausrangierte

Sportmaskottchen und dergleichen mehr. Bei der Schlussabstimmung gewann sie trotzdem nie gegen die Belegschaft, denn die Belegschaft besaß eine klare Abstimmungsmehrheit, und das ließ sie die Chefin spüren.
»Im Kraftraum traf ich eine Dreizehnjährige, die behauptete, deine Tochter zu sein«, ertönte plötzlich Melissas Stimme im Gang. Sekunden später erschien ihr vom Sport erhitztes Gesicht in der Türfüllung.
»Das stimmt.« Holzwanger wollte zu einer Erklärung ansetzen, aber seine Chefin schnitt ihm das Wort ab: »Was wolltest du von mir? Ach ja, die Liste. Sind das deine Vorschläge?«
Sie trat zum Schreibtisch, überflog die Namen. Als sie bei den Blutflecken angekommen war, zeichnete sich auf ihrem Gesicht eine Mischung aus Irritation und Erschrecken ab.
»Papa, wo bist du?«, erscholl unerwartet eine helle Mädchenstimme von draußen. »Mach mal Huhu!«
»Oweh«, versuchte Holzwanger die Situation zu überspielen, »meine Tochter wollte sehen, wo ihr Vater tagtäglich seine Zeit verplempert. Und da heute ihr erster Ferientag ist, habe ich sie mitgebracht.«
»Ich muss jetzt duschen«, entgegnete Melissa geistesabwesend. »Um drei beim Kaffee?« Es war mehr ein Befehl als eine Frage.
Holzwanger nickte.
Dann trat er in den Flur hinaus, um Olga schonend beizubringen, dass man in Firmengebäuden nicht »Huhu!« rufen sollte. Jedenfalls nicht, wenn man wollte, dass der eigene Vater dort noch lange arbeiten sollte.
»Alles super!«, meinte die deutsche Toggle-Chefin eine Stunde später, als sie ihrem Personalchef die Liste zurückgab. Hinter jeden Namen hatte sie ein Häkchen gesetzt. Bis auf einen.
»Tut mir leid«, sagte Melissa, »aber der Sterzel aus Dresden muss weg.«
Holzwanger löffelte nachdenklich die Schaumkrone seines Cappuccino ab. »Warum? Er ist berühmt. Kennst du seine Thesen zum digitalen Schatten? Sie treffen genau ins Zentrum unserer Fragestellung. Kritisch zwar, aber wir wollten ja –«
»Sorry, er bildet als Einziger eine Schnittmenge zwischen der ersten und der zweiten Liste.«
»Welcher zweiten Liste?«
»Der Ausschlussliste.« Melissa piekste ein mikroskopisch kleines

Stückchen Kuchen auf ihre Gabel. Sie aß zum ersten Mal am Tag, so maßvoll, wie es ihr Ernährungsplan vorsah. Holzwanger hatte sich schon daran gewöhnt, obwohl er als Vater einer Tochter ansonsten alarmiert auf jedes Anzeichen von Magersucht reagierte.
»Ich kenne keine Ausschlussliste«, widersprach er.
»Brauchst du auch nicht. Weinberger hat sie mir schon vor unserer Videokonferenz gemailt. Rein firmeninterne Sache.«
»Ich werde mit ihm telefonieren!«, sagte Holzwanger angriffslustig.
»Tu das. Bringt aber nichts. Such dir lieber gleich eine Alternative. Dafür ist der ganze Rest picobello! Ich hab alle durchgetoggelt. Boltzmann-Medaille, Erwin-Schrödinger-Preis, Harnack-Medaille, Prix Descartes, Balzan-Preis –«
»… und einmal Nobel«, fügte Holzwanger hinzu. Dann nahm seine Stimme einen besorgten Klang an: »Weinberger klang so, als solle die Sache in einem wahren Affentempo über die Bühne gehen.«
»26. bis 30. Juli«, bestätigte Melissa. »In zwei Wochen. Deswegen ist auch dein Urlaub gestrichen.« Sie machte eine Kunstpause. »Dafür gibt's aber eine attraktive Entschädigung. Wir tagen an einem der schönsten Orte Deutschlands, auf Schloss Mellau bei Garmisch.«
Holzwanger war perplex.
Schloss Mellau gehörte zu den begehrtesten Luxusressorts in den Alpen. Im Sommer wie im Winter war es stets ausgebucht, obwohl sich Normalsterbliche die Zimmerpreise kaum leisten konnten.
»Das kriege ich so kurzfristig nicht hin«, wandte er besorgt ein. »Ganz abgesehen davon, dass ich Pia jetzt nicht alleine mit den Kindern nach Fünen fahren lassen kann.«
»You have a problem – we guide you to the answer«, deklamierte Melissa Stockdale den Firmenslogan. »Mach dir keine Sorgen! Wenn Toggle etwas braucht, bekommt Toggle es auch. Von dir erwarteten wir die fachliche Expertise. Die haben wir gekriegt. Und natürlich musst du den Kongress moderieren. Alles andere erledigt Valley Hills.«
»Aber Nobelpreisträger stehen kaum Gewehr bei Fuß, nur weil ein x-beliebiger Konzern sie anruft.«
»Alles andere erledigt Valley Hills«, wiederholte Melissa in einem Tonfall, der weitere Fragen ausschloss. Sie schob ihren Teller von sich weg. »Und was die Entschädigung angeht: Ihr bekommt eine Riesensuite

auf Firmenkosten für die ganze Familie, eine Woche lang. Schloss Mellau ist ein Paradies für kinderreiche Familien, sie nennen sich spaßhaft Elterngenesungsheim. Eine Wellness-Oase der Spitzenklasse! Deine Frau wird es lieben.«
Dass es sich dabei um ein Paradies für reiche Kinder handelte, verschwieg Holzwangers Chefin. Mit dieser Herausforderung musste sein Nachwuchs schon selber fertig werden.
»Und jetzt Schluss mit der Debatte!«, beendete Melissa das Treffen. »Ich habe deiner Tochter versprochen, ihr mein geschmackvoll eingerichtetes Büro zu zeigen. Sie ist nämlich kein so langweiliger Weiße-Wände-Asket wie du. Wolltest du dich nicht mit Weinberger herumstreiten?«
Das hatte Holzwanger völlig vergessen.
Der Toggle-Chefstratege befand sich irgendwo auf einem Flugplatz, und es klang beinahe so, als stünde er direkt neben einer warmlaufenden Turbine. Erwartungsgemäß reagierte er unwirsch auf Holzwangers telefonischen Vorstoß: »Angenommen, Doc, Sie sind Stalin: Würden Sie Hitler zum Mitglied Ihres Generalstabs machen?«
»Was soll denn der Vergleich!«, protestierte Holzwanger.
»Ach, kommen Sie! Sterzel hat uns neulich mit Myface in einen Topf geworfen. Ganz abgesehen davon, dass allein diese Kombination eine Unverschämtheit darstellt, behauptete er auch noch, wir würden denen in Sachen Heimlichtuerei nicht nachstehen! Ich würde Sterzel kein Mineralwasser ausgeben, geschweige denn ihm ein teures Konferenzhonorar bezahlen.«
Myface war ein Problem für Toggle. Der kalifornische Nachbar bewegte sich zwar nicht auf den gleichen Geschäftsfeldern – Toggles Kernkompetenzen lagen im Suchmaschinenbereich, Myface war ein soziales Netzwerk –, aber Myface setzte alles daran, die persönlichen Daten vornehmlich junger Menschen aufzusaugen. Einmal aufgesaugte Daten waren für die Konkurrenz verloren, denn Myface gab diese nicht an Suchmaschinen weiter.
»Seine Thesen sind populär, die öffentliche Wirkung wäre gewaltig. Und er unterscheidet sehr wohl zwischen Myface und uns! Wenn Sterzel keine Einwände gegen Toggle Books hat, dann –«
»No way.«

»Ich bestehe darauf«, beharrte Holzwanger trotzig. »Außerdem ist er der Cousin meiner Frau.«
Er wusste nicht, warum er das erwähnte. Genauso gut hätte er zugeben können, heimlich Mitglied einer Datenschutzinitiative zu sein. Für einen Moment hörte er nur transatlantisches Rauschen im Telefon.
Dann lachte Weinberger schallend: »Okay, Doc, Sie kriegen ihn. Unbekannte Grüße an Ihre Frau. Und sie soll Sie in Zukunft mal öfter von der Leine lassen.«
Olga, die dreizehnjährige Tochter des deutschen Toggle-Personalchefs, fand die Vorgesetzte ihres Vaters großartig. Melissa ließ sich duzen, trug dieselben Turnschuhe wie das Mädchen, ihr Büro war dekoriert wie ein Spielzeugmuseum und unaufgeräumter als ein Kinderzimmer. Außerdem pflichtete sie Olga bei, dass man unter keinen Umständen jemals im Leben Fleisch essen müsse.
»Man muss überhaupt nicht viel essen«, sagte Melissa. »Man kann beinahe ohne Kalorien zu tollen Geschmackserlebnissen kommen. Aber das weißt du ja von deinem Vater.«
»Der ist zu dick«, seufzte Olga.
»Weil er neben Jellybeans noch jede Menge anderer Sachen in sich reinstopft. Schokoriegel, Marshmellows, Muffins … öffne seine Schreibtischschublade lieber nicht!«
»Wir dürfen keine Jellys probieren«, gestand Olga.
»Das ist ja echt gemein!«
»Dabei kommen sie sogar bei Harry Potter vor«, ergänzte das Mädchen. »Bertie Botts Bohnen jeder Geschmacksrichtung. Sogar Popel und Kotze sind dabei.«
»Brrr! Damit musst du bei Jellys zum Glück nicht rechnen.«
Melissa trat zu einem Regal neben ihrem Schreibtisch und kramte die aufgetürmten Unterlagen durch. Wie vermutet fand sich neben ihrem Insulin-Pen eine angebrochene Multi-Flavour-Packung Jellybeans, Zeugnis geheimer Leidenschaften. Sie zog sie mit einer geschickten Handbewegung heraus, ohne ihr Diabetikerversteck zu verraten. Außer Walter Weinberger wusste bei Toggle niemand von ihrem kleinen Handicap. Sie fürchtete, damit als eingeschränkt einsatzfähig zu gelten.
»Man kann mit der Zunge lesen. Schon mal gehört?«
Olga machte große Augen und schüttelte den Kopf.

Melissa pickte eine grüne, eine schwarze, eine rote und eine orangefarbene Bohne heraus. »Probieren!«, befahl sie.
Das Mädchen ließ es sich nicht zweimal sagen. Zuerst nahm sie die orangefarbene Bohne.
»Lecker«, sagte sie, »Apfelsine!«
»Nenn sie Orange. Dann nimmst du die hier.« Melissa gab ihr die schwarze Bohne. Das Mädchen spuckte sie sofort wieder aus: »Ih, Lakritz! Mag ich nicht!«
»Na gut, Augen zu, Zunge raus!« Melissa legte ihr die rote Jellybean auf die Zunge. Olga brauchte ein paar Sekunden, bis sie den Geschmack erkannt hatte: »Pampelmuse.«
»Wir schreiben ein internationales Alphabet«, sagte Melissa.
»Grapefruit. Und jetzt der letzte Buchstabe.«
»Apfel!« Das kam wie aus der Pistole geschossen.
Melissa nickte. »Was hast du gelesen?«
Olga verstand nicht.
»Versuch's mal mit den Anfangsbuchstaben.«
»Apfelsine …«
»Orange«, verbesserte Melissa.
»Orange, Lakritz, Grapefruit, Apfel.« Das Mädchen strahlte: »O-L-G-A! Mein Name.«
»Siehst du? Man kann mit der Zunge lesen, und das sogar im Dunkeln.«
Plötzlich packte Melissa Stockdale das Mädchen fest am Handgelenk.
»Vergiss das nicht«, sagte sie scharf. »Wenn du vor einem unlösbaren Rätsel stehst, hilft dir das weiter.«
Olga nickte eingeschüchtert. Was für eine tolle Frau! Sie zwinkerte nicht mal bei diesem Spaß.
»Bist du eigentlich bei Myface, Sweetie?« Melissa klang wieder lockerer.
»Klar! Alle sind bei Myface.«
Olga wunderte sich über die Frage. Man konnte gar nicht Mensch sein und keine Myface-Seite haben. Ohne Myface hatte man kein Gesicht.
»Wollen wir uns befreunden?«
»Ne!«
Olga schüttelte heftig den Kopf. Sie wusste, dass es ihr Vater ungern sah, wenn sie sich im sozialen Netzwerk »herumtrieb«, wie er es abfällig

nannte. Angeblich war sie dafür zu jung. Dabei postete sie überhaupt nichts Privates, sondern schrieb nur über Mode, Filmstars und schicke Handtaschen. Das wiederum fand ihre Mutter »unemanzipiert«, aber so waren Eltern eben. In diesem Umfeld würde die Chefin ihres Vaters keine passende Freundin abgeben.
»Ne«, sagte sie noch mal. »So was geht überhaupt nicht!«
Und sie blickte Melissa dabei an, als sei diese eine Greisin aus dem letzten Jahrhundert.
Prompt verwandelte sich die Managerin zurück in eine Erwachsene. »Ich muss jetzt arbeiten«, sprach sie kühl. »Aber Ron aus der Buchhaltung sucht immer Opfer für den Tischkicker.«
Melissa Stockdale rief den Buchhalter an, der sich sofort bereit erklärte, die Dreizehnjährige vernichtend zu schlagen. »Vorsicht«, warnte ihn Melissa, »sie hat drei Brüder!«
Dann erklärte sie Olga den Weg zur Buchhaltung, und das Mädchen setzte sich in Marsch.
»Ach ja«, rief ihr Melissa geschäftsmäßig hinterher. »Erzähl deinem Vater bitte, dass alle Wissenschaftler bereits zugesagt haben.«
Sie hatte zwar noch keinen gefragt, aber das war nur eine Formsache. Angeboten von Toggle widerstand niemand.

16

INTERMEZZO Caserta bei Neapel

Dienstag, 9. April 1754

Die größte Baustelle Europas. Unzählige Menschen in groben und verdreckten Gewändern liefen auf einem von Gruben und Gräben zerfurchten Gelände herum. In dessen Mitte markierte ein zwanzig Morgen großes, planiertes Rechteck die Ausmaße des geplanten Palastes. Nur an wenigen Stellen ragten schon mannshohe Wände in die Luft, während auf dem übrigen Areal nur ein Geflecht kniehoher Mauern den Betrachter erahnen ließ, welche architektonische Pracht hier einst erstrahlen werde.
Der junge Mann am Rande der Fläche kniff die Augen zusammen. Im Dunst der kühlen Aprilluft verfolgte er, wie pechschwarze Menschen an den bereits errichteten Wänden schwere, flache Körbe mit Baumaterial über ihre Köpfe stemmten, sodass Steine und Kalksäcke von den Arbeitern auf der Mauerkrone entgegengenommen werden konnten.
»Wir haben sie von türkischen Händlern gekauft«, erläuterte der ältere Mann, der, um allen Unebenheiten des Bodens auszuweichen, gemessenen Tempos neben dem jungen einherschritt. »Aber Sklaven sind zu teuer. Unsere einheimischen Bauern arbeiten genauso gut, zu ähnlichen Konditionen.«
»Damit sind sie rentabler, weil der wiederholte Anschaffungspreis entfällt«, entfuhr es dem jungen Mann.
Der Ältere blieb stehen und musterte ihn. »Ja, die Neger verzehren sich rasch unter hiesigen Bedingungen! Am Ende kriegt man fast nichts mehr für sie. Oder sie sind tot. Wie bewerten Sie das?«
»Als unökonomisch.«
»Signor Galiani, Sie erstaunen mich! Ich hatte erwartet, Sie fänden den Vorgang unmoralisch. In der Stadt sagt man Ihnen Auffassungen nach, die ein Menschenleben unabhängig von seinem Status als Freier oder Sklave taxieren, sondern ganz eigentümliche Faktoren in Rechnung

stellen.«
Der junge Mann lachte gekünstelt, als habe man ihn bei einer Unschicklichkeit ertappt: »Das sagt man? Die Leute sagen viel.«
Ein Spaziergang mit dem Kronminister des Königreichs beider Sizilien (wie sich die Provinz Neapel seit etlichen Jahren nannte) über die Baustelle des künftigen *Palazzo Reale* bot nicht den richtigen Anlass, um aufklärerische Grillen zur Schau zu stellen. Und solange Ferdinando Galiani nicht wusste, was Bernardo Tanucci von ihm wollte, blieb er besser auf der Hut. Im Allgemeinen war Galiani trotz seiner Jugend – er zählte 26 Jahre – ein wohlgelittener Mann in der neapolitanischen Gesellschaft. Doch dem Kronminister unterstand die Zensurbehörde. Eines solchen Mannes Gunst verscherzte man sich nicht, wollte man noch viele geistreiche Schriften drucken lassen.
Tanucci hob den rechten Arm und beschrieb mit seinem Gehstock einen weiten Bogen übers Gelände: »Waren Sie bei der Grundsteinlegung anwesend? Als der König zwei Regimenter und fünf Reiterschwadrone so Aufstellung nehmen ließ, dass sie den Grundriss des Schlosses vorwegnahmen? Die Breite des Bauwerks wird Versailles um dreißig Schuh übertreffen.«
»Bedaure, nein. Ich reiste.«
»Reisen bildet«, nickte der Ältere, »und solange unser Werk hier unvollendet bleibt, ist Neapel nicht der glanzvollste Ort der Welt.«
Er schüttelte ein wenig betrübt den Kopf. Inzwischen hatten erste Arbeiter das auffallende Paar gesichtet und ihre Werkzeuge sinken lassen. Tanucci war ein für süditalienische Verhältnisse überaus großer und dazu noch ziemlich beleibter Riese – er stammte aus der Toskana –, während ihm Galiani durch seine Kleinwüchsigkeit von anderthalb Metern kaum bis unter die Brust reichte. Das Antlitz des Kronministers trug die Züge vornehmen alten Adels, derer das Gesicht des Jüngeren gänzlich entbehren musste. Ihm war von der Natur eine viel zu große Nase in eine kindliche Fratze gepflanzt worden, und wegen seiner sprunghaften Art, sich zu bewegen, wies er mehr Ähnlichkeit mit einem Äffchen als mit einem erwachsenen Manne auf.
»Vielleicht erhalten Sie bald Gelegenheit, neuerlich zu reisen«, sagte Tanucci. »Auf Kosten der Krone.«
Galiani spitzte die Ohren. Er wusste, dass der noch junge Monarch Karl

III., der durch den Spanischen Erbfolgekrieg auf den neapolitanischen Thron gekommen war, peu à peu seine Gesandtschaften in Europa erweiterte. Obwohl absehbar war, dass er in wenigen Jahren Neapel verlassen würde, um die Thronfolge in Madrid anzutreten, stürzte ihn sein politischer Ehrgeiz in hohe Kosten. Der Palastbau machte nur ein Teil dessen aus.
»Würde Ihnen Paris gefallen?«
Galiani machte eine abfällige Handbewegung: »Paris! Paris ist der Ort, den man in zwanzig Jahren an zweiter Stelle hinter Neapel nennen wird.«
»Aber bis dahin ließe es sich dort leben?«
»Unter Umständen, ja … unter Umständen.«
Der junge Mann wollte sich nicht in die Karten blicken lassen. Vielleicht war alles nur eine Finte.
Zu seinem Leidwesen unterbrach der Ältere das Gespräch und deutete auf eine Lagerstätte grob behauener Steinquader am Wegesrand. Galiani legte fragend seine Stirn in Falten, Tanucci nickte auffordernd. So raffte der Jüngere seine Hosenbeine und stakste durch den Kot, während sich der Minister umdrehte und den Domestiken winkte, die beiden im gebührenden Abstand gefolgt waren. Zwei kräftige Lakaien eilten herbei, um den großen, dicken Mann unter sichtlichen Mühen über eine verschlammte Stelle zu heben, während ein dritter Lakai zwei halbhohe Quader mit Kissen zu Sitzbänken auspolsterte.
»Diese Bauinspektionen sind eine mühselige Angelegenheit«, stieß Tanucci kurzatmig aus. »Da hat man gerne jemanden an seiner Seite, der einen geistvoll unterhält.«
»Sollte sich Ihre Aufmerksamkeit nicht besser den Arbeitern zuwenden?«
»An dieser Bemerkung erkennt man die Unerfahrenheit der Jugend.« Der Sechzigjährige orderte mit einer Handbewegung ein weiteres Kissen bei seinen Lakaien. »Es kommt ausschließlich darauf an, dass die Arbeiter auf *mich* aufmerksam werden. Das spornt sie zu höherer Leistung an, weil sie dann wissen, dass das Auge des Königs auf ihnen ruht. Nun los!«
»Pardon – womit?«
»Man sagte mir, sie seien ein begabter Rhetor. Für den diplomatischen

Dienst ist eine gewisse Kunstfertigkeit im Umgang mit Argumenten notwendig. Ich bitte um eine Kostprobe.«
»Aber«, wandte Galiani ein, »dazu brauche ich einen Widerpart.«
»Sie halten mich für unfähig, Ihren Argumenten ein Paroli zu biegen?«
»O nein!«, beeilte sich Galiani zu versichern.
»Gut, erste Runde: Diebstahl ist unmoralisch.«
Galiani leckte sich bedächtig über die Lippen. »Das *müssen* Sie sagen, Sie sind der Kronminister.«
»Mhm. Schwache Replik.«
»Durchaus nicht. Bekanntlich gilt die Krone in den Augen der Bevölkerung als der größte Dieb überhaupt.«
»Moral wird nicht vom Volk gemacht.«
»Ich stimme Ihnen zu.«
Galiani betrachtete das wogende Treiben auf dem durchwühlten Feld. Erst jetzt nahm er wahr, dass die Arbeiter durchaus nicht nur aus Männern und Negersklaven bestanden. Mindestens ein Viertel der fünfhundert – tausend? – Menschen auf der Baustelle brachte von Natur aus nicht die nötige Kraft auf, Steine zu schleppen, Fundamente auszuheben oder schwere Balken nach oben zu hieven. Es waren Frauen und Kinder.
»Diebstahl ist einleuchtenderweise unmoralisch«, begann er, »solange wenige Diebe unterwegs sind. Ab einer gewissen Schwelle wird Gegendiebstahl zwangsläufig.«
»Aha.« Tanucci klang desinteressiert.
»Wenn sich die zugrunde liegende Eigentumsregel als unhaltbar erweist, weil die Mehrheit der Menschen stiehlt, kann Diebstahl auch nicht länger unmoralisch sein. In einer Gesellschaft aus Briganten ist dauerndes Stehlen sogar moralisch geboten, da diese Gesellschaft nur durch Umverteilung am Leben erhalten wird. Hier wäre der Nichtdieb der Unmoralische, weil er den Kreislauf stört.«
»Nutzen unsere Gesetze allen Menschen?«, fragte der Kronminister weiter, ohne mit einem Wort auf Galianis Ausführungen einzugehen. Es sollte wohl eine Art Prüfung sein.
»Das wäre paradox«, antwortete der Prüfling eifrig, »denn Strafgesetze schaden ja den Straftätern. Verfasste man sie so, dass sie auch den Straftätern nicht schadeten, würden sie den Nichtstraftätern nichts

nutzen.«
»Sehr richtig!«, meinte Tanucci und verscheuchte mit seinem Gehstock ein paar Dohlen, die sich zu seinen Füßen niederlassen wollten. Er schien auf die Fortsetzung der Ausführungen zu warten. Galiani machte weiter:
»Die Illusion des Nutzens für alle entsteht nur dadurch, dass die Menschen unterschiedliche Erwartungen an die Gesetze haben und später deren Auswirkungen verschieden bewerten. Andererseits hat der Fürst Montesquieu in seiner Schrift *De L'esprit des Loix,* deren freizügigen Geist ich absolut nicht teile, unlängst geschrieben: ›Wesentlich ist, dass der Wortlaut der Gesetze in allen Menschen die gleichen Vorstellungen weckt.‹«
Galiani warf einen prüfenden Blick auf Tanucci. Der Name Montesquieu hatte dem Kronminister nicht das kleinste Zucken entlockt.
»Das ist auch wiederum wahr! Wir verleihen unseren Gesetzen den Anschein von Gleichheit, um gleichen Nutzen für alle vorzuspiegeln. Gäbe es allerdings ein scharf diktiertes Gesetz ohne jeglichen Spielraum für den Richter, würde erkennbar werden, dass ein Gesetz niemals allen zugleich nützlich sein kann, weil die Menschen nicht gleich sind.«
»Womit wir bei einem Punkt angelangt wären.«
Der Kronminister gab seinen Domestiken erneut ein Handzeichen. Der Älteste von ihnen öffnete einen geflochtenen Weidenkorb, in dem Galiani bis zu diesem Moment die Wegzehrung vermutet hatte, und beförderte ein von weißem Leinen umhülltes Paket zutage.
»Geschickterweise wichen Sie vorhin der direkten Antwort aus, Signor Galiani, als ich Sie auf die umlaufende Fama in der Stadt hinwies«, sagte Tanucci und ließ sich das Paket überreichen. »Die Fama, dass Ihre Auffassungen über den Wert des Menschenlebens von der Meinung der Kirche und der Krone abweichen.«
Dem Jüngeren wurde etwas mulmig zumute.
»Der Ausgangspunkt dieser Fama lässt sich ziemlich exakt lokalisieren«, setzte der Kronminister seine Rede fort. »Es ist der Ort, an dem Schriften für den König und für vermögende Privatleute gedruckt werden, die Offizin des Signor Raimondi. Sie wissen sicherlich, junger Freund: Wer sich in die Hände eines Druckers begibt, begibt sich in die Öffentlichkeit, selbst wenn man dem Drucker Schweigsamkeit auferlegt.

Dem Zensor ist er nämlich auch verpflichtet, und dies im Allgemeinen ein Quäntchen stärker als dem Auftraggeber.«
Galiani erschrak.
»Ich bin Ihnen gewogen«, versicherte Tanucci und legte seine Hand väterlich auf die Schulter des Jüngeren. »Ihr Onkel ist ein alter Freund von mir. Er überzeugte mich, dass Ihr brillanter Kopf im Staatsdienst gezügelt gehört. Es ist ja stets die Frage, wo so ein heller Kopf am meisten Nutzen bringt.«
Mit einem Ruck zerriss er das weiße Leinen und legte mehrere zusammengefaltete Bögen teuren Hadernpapiers frei. Selbst hier draußen an der freien Luft machte sich sofort der stechende Geruch frischer Druckerschwärze breit.
»Ihre Eitelkeit hat Sie viel gekostet«, stellte der Kronminister fest. »Wie viele Exemplare dieser Schrift musste Ihnen Raimondi drucken?«
»Hun … hundert«, stammelte Galiani. »Ich dachte …«
»Sie dachten in Ihrer jugendlichen Unüberlegtheit, Sie würden den *Prix de morale* der Académie de Dijon gewinnen und wollten dann sofort mit den gedruckten Bögen auf dem Markt sein.« Der Kronminister fixierte ihn scharf. »Aber Sie werden den *Prix de morale* nicht gewinnen! Denn ich habe mir erlaubt, die Beteiligung in Ihrem Namen zu stornieren. Zu dieser Stunde dürfte man Sie bereits aussortiert haben.«
»Zu stor …«
»Der Staatsdienst ist eine zu wichtige Angelegenheit, um sich den Weg dorthin durch juvenilen Überschwang zu verbauen. Schauen Sie sich an, welche Pracht hier entsteht! Neapel wird groß werden, und Sie werden ein Teil von Neapels Größe sein … ein keineswegs unbedeutender.«
Galiani fasste sich wieder. Natürlich wollte er in den Staatsdienst. Er war kein Abkömmling einer reichen Familie, er musste seine schmalen Pfründe noch erweitern. Und Gesandter in Paris zu sein … das wog schwerer als ein provinzieller *Prix de morale,* dessen Preisträger das Publikum nach einem Jahr wieder vergessen haben würde.
Dem stand allerdings der Inhalt seiner Schrift entgegen.
»Haben Sie einen Blick hineingeworfen?«, fragte er vorsichtig.
Tanucci schüttelte den Kopf. »Dafür ist mir meine Zeit zu schade! Wenn der Drucker dem Zensor dringlich rät, der Zensor möge einschreiten, so wird der Drucker wohl recht haben, denn er denunziert nicht ohne Grund

den Kunden, der ihn ernährt.«
Galiani biss sich auf die Unterlippe: »Sie wollen die Schrift also beschlagnahmen?«
»Wir sind keine Diebe«, beschied ihn der Kronminister. »Es ist Ihr Eigentum.«
Er überreichte dem Jüngeren den frisch gedruckten und akkurat gefalzten Bogen. »Sie haben vorhin sehr überzeugend über das Eigentum philosophiert. Eigentum besteht auch darin, dass man es vor den Augen Fremder verschließt. Nicht wahr?«
Galiani nickte.
»Tun Sie dies!«
Der Jüngere sah den Älteren ratlos an. Sollte er die hundert unaufgeschnittenen Bögen verbrennen? Das brachte er nicht übers Herz. Sollte er sie in die Reißmühle geben, um daraus neues Papier schöpfen zu lassen? Auch das versetzte ihm einen Stich in der Brust. Man konnte nicht die eigenen Gedanken zerfetzen, die einem, als man sie niedergeschrieben hatte, wie ein Blitzschlag göttlicher Erkenntnis vorgekommen waren.
»Manche Menschen«, lächelte ihm Tanucci aufmunternd zu, »schlafen auch auf ihrem Eigentum.«
Der Hinweis gefiel Ferdinando Galiani.
Er würde die hundert Druckbögen seiner Preisschrift in eine Matratze stopfen lassen und dann seinen Diener Luigi darauf betten. So ruhte ein Vertreter des Volkes auf der Formel zur Emanzipation aller Völker der Welt.
Galiani kicherte halblaut vor sich hin.
Sein Ehrgeiz war nicht messianischer Natur. Der zwergenhafte Mann fand es nur gut, klüger als die Herrschenden zu sein.
Und er war zweifellos einer der Klügsten seiner Zeit.

Zweiter Teil

Die Konferenz

17

Von Schottland bis Sizilien überspannte eine stabile Hochdrucklage den europäischen Kontinent. Die Erdbeobachtungssatelliten Ikonos und Quickbird 2 schossen, von keiner Wolkenformation behindert, randscharfe Aufnahmen von Häusern, Städten, Straßen und Landschaften, auf denen bis zu 80 Zentimeter große Gegenstände zu erkennen waren. Geübte Angestellte wählten in Valley Hills die besten Aufnahmen aus und stellten sie unter Toggle Earth ins Internet. Drei Dutzend mit Panoramakameras ausgestattete Kleinwagen fuhren durch die Straßen von Drenthe (Niederlande), Grindelwald (Schweiz) und Louth (Irland), um die Satellitenperspektive durch Aufnahmen von Straßen, Häusern und Vorgärten zu ergänzen. In München checkte Melissa Stockdale, unmittelbar nachdem sie den Flieger aus Hamburg verlassen hatte, die letzten Wirtschaftsnachrichten bei Toggle News, während zur selben Zeit die dreizehnjährige Olga Holzwanger in einer Hotelsuite auf Schloss Mellau einen Musikclip von Arcade Fire auf Toggle Video betrachtete. Im Schlossflügel gegenüber suchte Urs-Albert Flüeli, persönlicher Sekretär des russischen Geschäftsreisenden Jewgenij Jacob Fünfgeld, bei Toggle Search nach genealogischen Informationen über die Vorfahren seines Arbeitgebers, die, wie der Name bewies, eindeutig aus Deutschland gekommen sein mussten. Diverse Flugzeuge verschiedener Airlines, die nicht zum Toggle-Imperium gehörten – aber man wusste ja nie! –, transportierten die Professoren Frigg (Boston), Blavatnik (Moskau), Fienkelbart (Jerusalem), Siebenhofer (Wien) und Goodrick-Clarke (London) zum Flughafen München Franz Josef Strauß, wo mehrere Luxuslimousinen warteten, um sie ins 90 Kilometer entfernte Tal von Mellau zu bringen. Die Professoren Dijkerhoff (Karlsruhe) und Ranchin (Paris) befanden sich, ohne voneinander Notiz zu nehmen, in der Ersten Klasse des EC 361 von Strasbourg nach München und flöhten, beide grundlegend skeptisch, das Angebot von Toggle Books auf eigene Werke durch. In Dresden-Klotzsche stritt sich Professor Joachim Sterzel mit einer unbotmäßigen Stewardess herum, die ihn, obwohl er nur kleines Gepäck mit sich führte, wegen des bereits geschlossenen Boardings nicht mehr mitfliegen lassen wollte. Er unterlag und vertrieb sich die gewonnene Zeit mit Toggle Maps, einem

Dienst, der ihm verriet, dass er auch ohne zu fliegen in 5 Stunden 36 Minuten in Mellau sein konnte, sofern er sich einen Porsche lieh. Genau dies tat er unverzüglich am Schalter von Avis, weil ihm die etwas schnippische junge Dame von Toggle Inc. zwei Wochen zuvor versichert hatte, im Zusammenhang mit der Konferenz für *alle* Spesen aufzukommen. Hätte Walter Weinberger davon gewusst, wäre ihm der Kragen geplatzt, doch der Toggle-Chefstratege befand sich in diesem Moment im Speisesaal von Schloss Mellau beim Frühstück und hatte alle elektronischen Geräte abgeschaltet. Die Erdbeobachtungssatelliten Ikonos und Quickbird 2 sahen also, ohne im eigentlichen Sinne etwas sehen zu können, sie waren schließlich Maschinen, wie Professor Sterzel seinen Dresden-Klotzsche am Flughafen Tegel bestieg, wie drei BMW 7er Limousinen vom Flughafen München Franz Josef Strauß in Richtung Alpen aufbrachen und wie am Münchner Hauptbahnhof ein VW Phaeton zwei einsilbige Professoren aufnahm, die sich im EC zwar längst erkannt, aber wegen eines nicht allzu lange zurückliegenden akademischen Schlagabtauschs nicht begrüßt hatten. Und natürlich entdeckten die Erdbeobachtungssatelliten Ikonos und Quickbird 2 auch jedes Detail größer als 80 Zentimeter auf den Straßen der oberitalienischen Metropole Turin.

18

Turin

Montag, 26. Juli, 9 : 30

Vor der Tür des Juristischen Seminars der *Università degli Studi di Torino*, kurz *Unito*, rauchte Guiseppe Arcimboldo seine dritte und unwiderruflich letzte Zigarette, bevor das Ferienseminar zur Geschichte des europäischen Völkerrechts begann. Zwölf Teilnehmer, deren Motivation er nicht recht nachvollziehen konnte – das Seminar war irrelevant fürs *Libretto*, das offizielle Studienbuch –, hatten sich mitten im Sommer dafür angemeldet. Glücklicherweise überwogen die Studentinnen, was seine Laune ein wenig besserte, denn wie die meisten italienischen Männer war Arcimboldo von seiner Unwiderstehlichkeit überzeugt. Tatsächlich unterschied er sich aber in nichts vom farblosen universitären Mittelbauangestellten, der überall auf der Welt an seiner schlaffen Körperhaltung erkennen ließ, dass er jegliche Ambitionen auf höhere Weihen längst aufgegeben hatte. Dottore Arcimboldo war zwar ein leidlich gebildeter Rechtshistoriker, der noch beim großen Noberto Bobbio Vorlesungen gehört hatte, doch als gebürtiger Neapolitaner zeigte er sich prekären Nebengeschäften nicht ganz abgeneigt. Privat hatte ihm das oft genutzt, beruflich war es ihm im eher puritanischen Norditalien bislang wenig förderlich gewesen.
Der Dozent trat seine Zigarette auf dem schmutzigen Pflaster der Via S. Ottavio aus und wandte sich seufzend zum Gehen. Der einzige Trost der kommenden zwei Wochen bestand darin, dass er jenseits seines Universitätsgehalts ein hübsches Sümmchen dazuverdiente, weil ihm ein ehemaliger Student ein zwar schwer nachvollziehbares, aber gänzlich unverfängliches Projekt vorgeschlagen hatte.
»Dottore, ist es im Grunde nicht ganz gleichgültig, womit man die historischen Betrachtungen übers Völkerrecht beginnt?«
»Überhaupt nicht! Wir fangen bei den Römern an, auch wenn wir Turiner sind. Rechtsgeschichte beginnt immer bei den Römern.«

»Sie sind aber kein Turiner, Dottore. Sie sind Neapolitaner.«
»Ich wüsste nicht, was das mit meinem Seminar zu tun hätte.«
»Fangen Sie Ihren *Corso* doch diesmal mit einem Neapolitaner an.«
Guiseppe Arcimboldo hatte sich am Telefon keine Blöße geben wollen, indem er bekannte, von historisch bedeutsamen Rechtsgelehrten seiner Heimatstadt nichts zu wissen. Doch der Appell an seinen Patriotismus erschien ihm wie der Auftakt zu einem
Eine-Hand-wäscht-die-andere-Hand-Geschäft, mit denen er wohlvertraut war. Also verabredete er sich mit dem ehemaligen Studenten Piero Guglielmi, an den er nur noch eine verschwommene Erinnerung besaß. Man traf sich bei Al Bicerin an der Piazza della Consolata. Zwischen einem Haufen lärmender deutscher Touristen erklärte ihm der geschniegelte junge Mann – auch das Gesicht erschien Arcimboldo unvertraut –, er arbeite inzwischen für Toggle Inc., den großen amerikanischen Suchmaschinenbetreiber, und betreue dort den italienischen Zweig der sogenannten Buchsuche.
Davon hatte Arcimboldo schon mal was gehört.
»Das ist hervorragend!«, freute sich Piero Guglielmi und krempelte seine Sakkoärmel um, damit Arcimboldo registrieren konnte, dass sie knöpfbar waren. Der Rechtshistoriker nahm davon keine Notiz.
»Dottore, wir würden Sie bitten, mit Ihren Studenten ›Das Recht der Neutralität‹ von Abbé Galiani zu lesen. Aus rein wissenschaftlichen Gründen, versteht sich!«
Galiani?
Arcimboldo runzelte die Stirn. In einem entfernten Winkel seines Gedächtnisses meldete sich ein schwacher Impuls. Ja doch: Ferdinando Galiani, ein neapolitanischer Diplomat und Lebemann des frühen 18. Jahrhunderts … in der Rechtsgeschichte, soweit er sich erinnerte, eine unbedeutende Figur. Zudem interessierte Arcimboldo die Zeit vor der Französischen Revolution nicht. In seiner Jugend war er Mitglied der kommunistischen Partei gewesen und hegte weder Sympathien für die katholische Kirche noch für alten Adel. Im Gegenteil, seit Jahrzehnten konnte man ihn regelmäßig auf Demonstrationen zur Verteidigung republikanischer Werte finden.
»Dei doveri dei Principi neutrali verso i Principi guerreggianti«, wiederholte der Toggle-Mann den Titel. »Erschienen in Neapel 1782.«

»Ich bezweifle, dass unser Institut dieses Buch besitzt«, wandte Arcimboldo ein.
»Das trifft es genau!« Wieder freute sich Piero Guglielmi wie ein Kind. »Sie werden es nicht in den Institutsregalen und auch keineswegs in der Biblioteca Nazionale finden. Aber wir haben es! Für jedermann frei zugänglich unter Toggle Books.«
Er krempelte die Ärmel seines maßgeschneiderten Sakkos wieder herunter. Für jemanden, der modische Signale ignorierte, brauchte er keine hässlichen Falten in Kauf zu nehmen.
»Also Dottore: Wir möchten, dass Sie Ihren Seminaristen zu Beginn der ersten Stunde den Buchtitel nennen und sie dann auffordern, sich den Text zu besorgen. Geben Sie keine näheren Erklärungen ab. In der folgenden Stunde beginnen Sie dann mit der gemeinsamen Lektüre.«
»Aber ich kenne das Buch nicht! Allein die Vorbereitung würde mich Wochen kosten.«
»Wir bezahlen Ihnen eine bescheidene Aufwandsentschädigung.« Er machte eine Pause. »10 000 Euro.«
»10 000 Euro?« Arcimboldo rang um Fassung. »Was muss ich dafür tun? Ein Gutachten schreiben?«
»Nichts. Es geht uns nicht um Inhalte, sondern um das Verfahren.« Der Toggle-Mann lehnte sich zurück. »Wir wollen wissen, wie hoch der Bekanntheitsgrad von Toggle Books unter Studenten ist. Außerdem müssen wir die Software kalibrieren. Wie gut finden sich die Nutzer im Suchsystem zurecht? Wie schnell kommen sie zum Ziel? Diese Parameter messen wir. Sie sind auch nicht der einzige Kooperationspartner«, fügte er beruhigend hinzu. »Wir machen das in jedem europäischen Land mit je einer Partneruniversität.«
»10 000 Euro«, murmelte Arcimboldo. Er war nicht naiv. Etwas an der Sache stank. Doch sollte er tiefer bohren? Wer in Neapel tiefer bohrte, verschwand selbst in der Tiefe des Golfo di Napoli.
»Gut«, nickte der Dozent. »Ich werde mir den Text besorgen.«
»Dazu sind Sie doch viel zu beschäftigt, Dottore!« Piero Guglielmi lächelte einnehmend. »Lassen Sie das die Studenten machen und betrachten Sie die 10 000 Euro als Verbeugung vor Ihrem guten Namen und als Prämie für Ihre Diskretion. Es genügt vollkommen, dass Sie das Buch gemeinsam mit den Studenten lesen. Die Dinge entwickeln sich

dann wie von selbst.«
»In welchem meiner Seminare haben Sie denn gesessen?«, fragte Arcimboldo misstrauisch. Er konnte sich wirklich nicht mehr an das Gesicht erinnern.
»Ich?« Guglielmi lachte. »Ich war nie an einer Uni. Habe ich das nicht am Telefon erwähnt? Die Freundin einer Kusine hat von Ihren Ferienkursen geschwärmt. Hier ist Ihr Geld.«
Er schob einen Umschlag über den Tisch. Arcimboldo griff gierig zu.
Im Seminarraum IV/12 der *Facoltà di Giurisprudenza* ließen sich die Fenster nicht öffnen, und die Klimaanlage war wegen der Urlaubszeit abgeschaltet. Sieben Frauen und fünf Männer richteten erwartungsvolle Blicke auf Guiseppe Arcimboldo, der zunächst einen Überblick über die Literatur gab. Mit leiernder Stimme zählte er die Klassiker des Völkerrechts auf, betonte die Wichtigkeit dieses von der praktischen Politik oft belächelten Gebiets und lobte die Anwesenden für ihr Engagement, sich während der Semesterferien mit der komplexen Materie zu beschäftigen.
Bei einer Studentin schienen diese Worte auf besonders fruchtbaren Boden zu fallen. Sie saß ganz vorne und hatte von Anbeginn Arcimboldos Rede mitgeschrieben. Mit zusammengepressten Lippen nickte sie, als er die Wichtigkeit des Rechtsgebiets betonte, und strahlte, als der Dozent sein kollektives Lob aussprach.
Arcimboldo fixierte sie. Streber mochte er nicht.
»Wie heißen Sie?«
»Maria.«
»Maria, schön, dass Sie unsere Protokollführerin sein wollen! Das werden wir brauchen.« Er blickte in die Runde. »Viele Ferienkurse wiederholen nur, was die Dozenten im Vorjahr gesagt haben, und das ist dann auch nur, was sie im Vorjahr des Vorjahres schon erzählten.«
Die Studenten lachten.
»Wir aber werden Neuland betreten. Wir lesen gemeinsam einen Text, den noch nie jemand in der Rechtswissenschaft zur Kenntnis genommen hat. Er stammt von einem großen, ja vielleicht sogar dem größten Neapolitaner des 18. Jahrhunderts …« Guiseppe Arcimboldo schien es ratsam, diesen Punkt herauszustellen. Es konnte ja sein, dass sein Auftraggeber den Seminarraum verwanzt hatte. Lokalpatriotismus war

die Konstante im Selbstverständnis der Camorra, und der Dozent zweifelte nicht daran, dass Toggle Books nur eine vorgeschobene Legende war. Mit Sicherheit steckte ’O Sistema hinter den 10 000 Euro.
»Meinen Sie den Abbé Galiani?«, unterbrach ihn die Streberin.
Arcimboldo nickte verblüfft.
»Den kenne ich nur als Volkswirtschaftler.«
»Ich auch«, erklang eine Männerstimme.
»Ich auch«, schloss sich eine weitere Studentin an. »Ein früher Geldtheoretiker. Marx fand ihn gut, glaube ich.«
Der Turiner Dozent für Rechtgeschichte, Dottore Guiseppe Arcimboldo, fühlte sich in diesem Moment ein kleines bisschen dumm. Um dieses lästige Gefühl zu überspielen, wurde er resolut: »Bitte besorgen Sie sich alle bis morgen früh den Text ›Dei doveri dei Principi neutrali verso i Principi guerreggianti‹. Ich verrate nur so viel: In der Institutsbibliothek werden Sie ihn nicht finden.«
War das jetzt ein Hinweis zu viel gewesen?
»Das lässt sich doch toggeln!«, rief ein ziegenbärtiger Student in den Raum hinein. Die anderen nickten.
Das ging ja fix! Zum Glück hatte Arcimboldo sein Honorar schon erhalten. Falls es dem Auftraggeber *zu* fix ging.

19

Montag, 26. Juli, 10 : 30

Melissa Stockdale trug ein elegantes, graues Jil-Sander-Kostüm und wirkte damit in der Empfangshalle von Schloss Mellau, wo sich Menschen in Wanderbekleidung mit solchen im Ralph-Lauren-Freizeitdress und Dritten in Bademänteln mischten, wie ein Mitglied der Hotelgeschäftsleitung. Dass sie ständig Neuankömmlinge begrüßte, verstärkte diesen Eindruck noch.
Für Businesstagungen war Mellau eigentlich ungeeignet. Das Schloss besaß weder Seminarräume noch mit der nötigen Hightech ausgestattete Konferenzsäle. Es war ein Wellness-Ressort höchster Qualität, mit dem sich weltweit nur drei Dutzend andere Hotels vergleichen ließen. Allerdings erfreute es sich eines soliden Rufs als Stätte des öffentlichen Streits. Bei Vorträgen und Diskussionen fasste der ehemalige Tanzsaal 200 Menschen, was für sich genommen nicht viel war, jedoch durch die geschickte Auswahl von Vortragenden für erheblichen Wirbel zu sorgen vermochte. Weit über die Landesgrenzen hinaus galt Mellau als Ort elitärer, manchmal sogar bösartiger Intellektualität, und wenn man eine Notiz über das Hotel in der Presse entdeckte, konnte man davon ausgehen, dass sich dahinter ein politischer Sprengsatz verbarg.
Besonders durchschlagend waren in der Vergangenheit die Vorträge von Reimar Dijkerhoff gewesen. Als ordentlicher Philosophieprofessor und damit staatlicher Beamter tat er, was ein Beamter unter keinen Umständen tun durfte: Er erklärte den Staat zur verkommenen Einrichtung. Wer Steuern zahle, ohne auf dem Überweisungsformular deutlich anzumerken, dass er sich damit lediglich dem Druck organisierter Bandenkriminalität beuge, mache sich selbst zum Mitglied dieser Bande. Der offensichtliche Widerspruch zu seiner eigenen Lage – schließlich lebte er von Steuergeldern – hatte ihm in Zeitungskommentaren den Titel des ›Pitbull, der nur spielen will‹ eingebracht.
Dieser philosophische Wadenbeißer betrat nun die Lobby des Hotels. Melissa ging auf ihn zu: »Professor Dijkerhoff?«

Trotz seines Alters nahe der sechzig trug der Philosoph schulterlanges, stets ungewaschen wirkendes Haar, und sein blonder Schnauzbart machte ihn zur unverwechselbaren Gestalt. Da er jede zweite Woche im Fernsehen auftrat, vermochte er aus dem fragenden Tonfall Melissas nur eine gewollte Provokation herauszuhören.
»Sie sind wohl neu, Mädchen«, schnarrte Dijkerhoff. »Mich kennt hier jeder, vom Zimmermädchen bis zum Sommelier. Bringen Sie meinen Koffer hoch in die Montaigne-Klause. Oder delegieren Sie das besser, die letzten zwei Etagen schaffen Sie ohne Aufzug ja nicht. Und sagen Sie dem Gallier im Auto draußen, dass ihm niemand einen roten Teppich ausrollt. Er scheint das zu erwarten.«
Zum Glück kam eine etwas dralle Empfangsdame im Dirndl herbeigeeilt, die den Stammgast erkannt hatte: »Ach, das ist ja eine Freude, den Herrn Professor wieder bei uns zu haben! Nein, dass der Herr Professor so lange nicht mehr da gewesen ist! Wenn wir gewusst hätten, dass sich der Herr Professor unter den Gästen befindet, hätten wir selbstverständlich alles wie immer vorbereitet.«
Sie warf einen giftigen Blick auf Melissa. Dass Toggle Inc. mitten in der Hochsaison den kompletten Südflügel des Schlosses mit seinem spektakulären Blick aufs Gewittersteinmassiv gemietet und andere Gäste unter der Beteuerung von hohen, dennoch unhöflichen Kompensationsleistungen herauskomplimentiert hatte, erschien ihr wie ein Sakrileg. Der Gast war immer König, ganz gleich ob er zu Hause ein Reihenmittelhaus bewohnte oder einen Palast besaß, und das Diktat des größeren Geldbeutels zerstörte die mühevoll aufrechterhaltene Balance zwischen aristokratischer Inszenierung und Gleichheit an der Kasse, die für Luxushotels dieser Klasse typisch war. Der gut situierte Zahnarzt sollte sich so privilegiert fühlen wie der Milliardär, auch wenn beide in der Realität Welten trennten.
»Sie haben eine Suite im zweiten Stock«, sagte Melissa. »Der Blick ist berauschend.« Sie streckte ihm erneut die Hand hin. »Willkommen bei Toggle Inc.! Ich bin Melissa Stockdale und organisiere die Konferenz.«
»Ich habe keine Suite, wo auch immer«, obstruierte Dijkerhoff auch diesen zweiten Begrüßungsversuch. »Ich beziehe die bescheidene Montaigne-Klause, widrigenfalls trägt mich der vor der Tür parkende Sohn des Kephalos und der Eos, in der Überlieferung des Euripides Sohn

des Helios und der Klymene, zurück nach München.«
Dieser Mann war eine Zumutung.
Melissa reagierte sofort, um ihm keine Gelegenheit zur weiteren Selbstdarstellung zu geben: »Das ist überhaupt kein Problem, Herr Professor! Selbstverständlich kriegen Sie die, äh … Montaigne-Klause.« Sie wandte sich an die Empfangsdame: »Nicht wahr?«
»Professor Dijkerhoffs angestammtes Refugium«, entgegnete diese pikiert, »ist leider anderweitig belegt. Es handelt sich um das oberste Turmzimmer, das der Herr Professor die Freundlichkeit besaß, in Montaigne-Klause umzubenennen. Eigentlich heißt die 512 bei uns Himmelskammer. Sie ist nämlich ein bisschen eng und normalerweise Künstlern und Vortragenden vorbehalten.«
»Einerlei«, brummelte der Philosoph. »Wir Könige der Lüfte, die wir im Geiste hausen und nicht in Häusern herumgeistern, bevorzugen den perspektivisch höchsten Punkt der Welt. Nur so können wir die an uns gestellten Aufgaben lösen.«
»Dann lassen Sie dieses vermaledeite Turmzimmer doch räumen! Worauf warten Sie noch?«, herrschte Melissa die dralle Hotelangestellte im Dirndl an.
»Sehr wohl.« Die Empfangsdame verzog keine Miene. »Jemand aus Ihrem Stab wohnt darin. Ein Walter Weinberger.«
Melissa konnte nur hoffen, dass ihr Patenonkel in seiner Zeit als Fliegeroffizier genug Himmel gesehen hatte und nicht auf die Kammer des Philosophen bestand. Dijkerhoffs Stimmung besserte sich freilich schlagartig: »Vergessen Sie den Gallier da draußen nicht«, intonierte er näselnd und zog dabei eine schadenfrohe Miene. »Sonst verwandelt er sich vor Zorn in eine vermoderte Périgord-Trüffel.«
Jetzt endlich dämmerte es Melissa: »Sie meinen Professor Ranchin?«
»Den Titel können Sie getrost weglassen«, belehrte sie Dijkerhoff. »Er ist bei ihm nicht gerechtfertigt.«
Wenn das so weiterging, war Melissa am Ende der Woche tot. Diese Art von High Potentials überstieg entschieden ihre Kräfte.
Fuhr man die Privatstraße zum Hochplateau von Mellau durch Mischwälder und blühende Almwiesen hoch, passierte man an Kilometer 4,1 einen Gipfelpunkt, von dem aus sich der Blick auf das breite, von mächtigen Alpenfelsen eingerahmte Tal öffnete. Die meiste Zeit des

Jahres lag das Schlosshotel im Sonnenschein, denn die umliegenden Berge warfen erst gegen Abend ihre gezackten Schatten. Diese einmalige Lage verlieh dem Hotel eine Aura aus Abgeschiedenheit und Erhabenheit, wenngleich dunkle historische Flecken die Aura ein wenig trübten. Obwohl weniger als 100 Jahre alt, hatte Mellau schon schwere Tage erlebt. Von einem religiösen Sektierer mitten im Ersten Weltkrieg erbaut, der das Schloss als theosophische Thingstätte für sich und seine Anhänger nutzte, war es im Zweiten Weltkrieg zum Soldatenerholungsheim zweckentfremdet worden und hatte nach 1945 als Lazarett der Alliierten gedient, die es schließlich in ein Refugium für Holocaustüberlebende umwandelten.

In den Fünfzigerjahren erhielten die Erben des Sektierers das Schloss wieder zurück und verwandelten es in ein Hotel. Doch noch Jahrzehnte später schwebte der Geist des Gründers über dem Ort. Nach Mellau fuhren bevorzugt Menschen, die ein Herz für raunende Esoterik und lauwarme Gemeinschaftserlebnisse besaßen. Tanzabende im Stile des 18. Jahrhunderts waren Pflichtprogramm und stießen unter den Gästen mehr auf Begeisterung denn auf Protest. Wenn jemand seufzend »die Mellau« von damals heraufbeschwor, dachte er an eben diese Zeiten. Ein gnädiger, von missgünstigen Konkurrenten aber durchaus nicht als Zufall gewerteter Großbrand hatte diesem Treiben freilich ein Ende gesetzt, und alle Gäste, die den nach der Jahrtausendwende auf Ruinen errichteten Neubau besuchten, sprachen in Unkenntnis der Geschichte nur vom »Schloss Mellau«. Das kleine sprachliche Detail unterschied die unwissenden Wellness-Urlauber von den alten Stammgästen, wobei Letztere langsam ausstarben, weil das Hotel inzwischen einer betuchten Wirtschaftselite vorbehalten war. Diese dachte beim Wort ›Spiritualität‹ bestenfalls noch an den Dalai Lama.

Dass sich Toggle Inc. zur Imagerettung des Booksearch-Projekts ausgerechnet dieses Ortes bediente, hätte mehrere Gründe haben können: praktische, weil das Ambiente Ruhe und Konzentration versprach; psychologische, weil ein Aufenthalt in einer solchen Luxuswelt für die meisten Menschen wie ein Bestechungsgeschenk wirkte, oder glamouröse, weil es dem protzigen Gebaren von Weltkonzernen entsprach. Bei Toggle ging die Wahl des exquisiten Tagungsorts freilich auf einen anderen Grund zurück.

Einen höchst privaten.

20

Montag, 26. Juli, 14 : 00

»Sie werden gleich einen schöneren Anblick als mich genießen, wenn Miss Stockdale Sie begrüßt.«
Walter Weinberger, der nichts mehr hasste, als überflüssige Worte zu machen, hatte es sich dennoch nicht nehmen lassen, als Keynote Speaker die Konferenz zu eröffnen.
Der Tanzsaal war gerammelt voll. In der Mitte des Raumes thronte ein Podest, auf dem die Teilnehmer des Hearings wie in einem Boxring saßen. Zwei Stühle waren leer. Professor Joachim Sterzel steckte vor München im Stau, und der Vertreter der katholischen Kirche hatte die Einladung weder bestätigt noch explizit abgesagt.
Rund um den Boxring hatten sich Journalisten und Abgesandte von Datenschutzverbänden und Lobbygruppen postiert, insgesamt rund 150 Leute. Die meisten von ihnen hielten Kopfhörer mit Infrarotempfängern in den Händen, da niemand alle Konferenzsprachen verstand.
Auf der eigentlichen Bühne an der Stirnseite des Raumes befand sich eine riesige, von einem Videobeamer angestrahlte Leinwand, die ein mannshohes Toggle-Logo zeigte. Auf Weinbergers Rat hin hatte Melissa die anwesenden Fotografen und Kameraleute so verteilt, dass sie bei Aufnahmen der Hearingteilnehmer das Logo immer mit ins Bild bekommen mussten.
»Da und dort habe ich das Wort ›Bestechung‹ raunen hören, als ich durch Ihre Reihen ging, verehrte Damen und Herren von der Presse«, hob Weinberger an. »Keine Frage, Schloss Mellau ist teuer – für uns, und für Sie auch! Viele von Ihnen könnten sich nicht mal ein Wochenende hier leisten. Aber wir bestechen niemanden! Wenn Sie Ihren Sitznachbarn fragen, werden Sie schnell herausfinden, dass nur Vertreter von unwichtigen Medien im Schloss wohnen. Die wichtigen Journalisten schlafen in Klais in billigen Pensionen, und die Bildzeitung – man sagte mir, das sei bei Ihnen das einflussreichste Blatt – haben wir in die Jugendherberge in Mittenwald gesteckt.«
Der Saal lachte.

»Trotzdem werden Sie alle nur Gutes über uns schreiben, weil wir nur Gutes tun. *Don't be evil*, Sie kennen unsere Firmenphilosophie! Und um allen Scientology- und Freimaurergerüchten zuvorzukommen: Ja, wir wissen, dass ›evil‹ rückwärts gelesen ›live‹ ergibt. Denken Sie sich Ihren Teil dabei.«
Nikolaus Holzwanger runzelte die Stirn. Für seinen Geschmack ging Weinberger zu direkt in die Konfrontation.
»Luxus ist also nicht der Grund, warum wir uns auf Schloss Mellau versammeln. Gewiss, die Geistesgrößen, an deren Lippen wir die nächsten Tage hängen werden, verdienen es zweifellos, auf Rosen gebettet zu sein. Wobei –« Weinberger verzog das Gesicht. »Ich persönlich finde die Betten für den Preis entschieden zu hart! Aber das liegt wohl daran, dass wir Amerikaner von Haus aus verweichlicht sind. Wir haben ja selbst im Irakkrieg nicht auf mitgebrachte Duschen verzichtet.«
Wieder lachte der ganze Saal. Holzwanger musste zugeben, dass er dem vierschrötigen Ex-Militär nicht zugetraut hätte, ein feindselig eingestelltes Publikum so geschickt um den Finger zu wickeln. Der bat mit einer Handbewegung um Ruhe.
»Wir tagen in Mellau, weil Mellau eine Geschichte hat. Weil *meine* Geschichte hier beginnt. Ich wurde hier geboren. Im ersten Stock, Zimmer 54.«
Im Saal wurde es still. Weinberger grinste.
»Sie denken, aha, der Kerl ist ein verkappter Hotelerbe und beichtet jetzt, dass er an der Veranstaltung privat verdient? Nebbich! Meine Eltern kamen aus Theresienstadt. *Displaced persons*, wie man das freundlicherweise umschrieb, und sie kurierten hier eine Tuberkulose aus. Man kann es auch deutlicher sagen: Sie haben den Holocaust überlebt! Und ich wurde auf Schloss Mellau geboren, weil das Schloss ein Erholungsheim für solche Menschen war, die sich noch erholen konnten.«
Deswegen ist Deutsch seine Muttersprache, durchzuckte es Holzwanger. Er merkte, wie ihm ein paar Schweißperlen die Achseln herunterrannen. Allmählich wurde ihm in der ersten Reihe ungemütlich zumute. Denn gleich musste er das Podium erklimmen und die Moderation übernehmen.

»Soll ich jetzt sagen, wie sehr ich darunter leide, dass wir hier in einem Wellness-Ressort sitzen? Dass wir an einem Ort Saunaaufgüsse genießen, an dem sich Menschen die Spuren jahrelanger Todesangst vom Leibe wuschen? Soll ich Ihnen erzählen, wie sehr es mich quält, dass meine Eltern über jedes Essen froh waren, während Sie alle schon herummäkeln, wenn das Fünfgangmenü nach 15 Gault-Millau-Punkten schmeckt, obwohl es den Anspruch auf 17 erhebt? Soll ich meiner Empörung über unsere allgemeine Degeneration Ausdruck verleihen?«
Im Saal hielten die Menschen die Luft an. Holzwanger schielte zu Melissa Stockdale hinüber, die dicht neben der Tür an der Wand lehnte. Sie war weiß wie ein Bettlaken geworden. Niemand wusste, worauf der Chefstratege hinauswollte.
»Blödsinn! Ich liebe die Freiheit, die es uns gestattet, ein Lazarett in ein Hotel umzuwandeln, ein Siechenheim in ein Luxusressort! Ich liebe die Freiheit, machen zu dürfen, was mich und andere voranbringt. Ich liebe die Freiheit, die mir als Sohn zweier *displaced persons* in den USA geschenkt wurde, um mich aus eigener Kraft bis ins Headquarter von Toggle Inc. vorzuarbeiten. Und Toggle Inc. …«, Weinbergers Augen blitzten zornig auf, »liebt die Freiheit so sehr, dass wir nun alle Bücher und Gedanken der Welt befreien werden!«
Er hielt inne, um dem frenetischen Applaus Raum zu gewähren, den er an dieser Stelle erwartete. Doch keine Hand rührte sich.
»Nun gut«, knurrte Weinberger. »Machen wir’s kurz: Wir befreien die Bücher, und diese Freiheit wird uns eine neue Weltordnung geben, weil alle Gedanken miteinander konkurrieren und die besten gewinnen können. Was las ich neulich bei einem ausnahmsweise nicht ganz so beschränkten Vertreter Ihrer Zunft? ›Bücher sind der Sarg, in den man Worte versenkt, um sie dort sterben zu lassen.‹ Wir exhumieren diese Särge jetzt. Ob die Leichen stinken oder nicht. Danke.«
Um keinen zweiten Moment der Peinlichkeit aufkommen zu lassen, begann Melissa heftig zu applaudieren. Einige wenige Journalisten schlossen sich an. Holzwanger griff nach seinen Notizen, erhob sich von seinem Platz und stieg zum Podium hoch.
Das Herz schlug ihm bis zum Hals.

21

Montag, 26. Juli, 14 : 15

»Sie dürfen sich aber nicht beschweren, wenn Sie einen Wasserball an den Kopf kriegen!«
Den Blondschopf von zwölf Jahren schien es zu stören, dass sich Pia mit Lektüre, Obst und einem kalten Getränk an der Stirnseite des Kinderschwimmbeckens niedergelassen hatte.
»Das ist hier nämlich der Kinderpool!«
»Keine Bange, ich bin Kinder gewöhnt.«
»Beruflich oder privat?«, wollte der Blondschopf wissen.
»Lass es mich so sagen, junger Mann: Als Beruf hätte ich mich schon längst anders orientiert!«
»Also viele«, stellte der Blondschopf befriedigt fest. »Sechs?«
Pia verzog bedauernd die Miene: »Leider nur vier. Dafür eine Doppelpackung.«
»Wir sind sechs!«, triumphierte der Blondschopf. »Was heißt Doppelpackung?«
»Zwillinge.«
»Ah!«, machte der Junge. »Vielleicht die, die gerade unter der Eismaschine in der Sauna ein Iglu bauen?«
»Könnte sein. Sähe ihnen jedenfalls ähnlich.«
Seit der Ankunft am Sonntagabend und der ersten flüchtigen Inspektion der weitläufigen Hotellandschaft hatte Pia beschlossen, sich von nichts mehr aus der Ruhe bringen zu lassen. Am allerwenigsten von etwaigen Machenschaften ihrer Kinder. Unaufhörlich hatte das Personal versichert, wie freizügig sich die kleinen Gäste bewegen dürften und wie gerne man ihnen jeden Wunsch erfüllte.
Tatsächlich schien das der Wahrheit zu entsprechen. Im Bereich des Kinder-Spa – er machte nur einen Teil der Attraktionen für den Nachwuchs aus – herrschte ein fröhliches Tohuwabohu, ohne dass jemand korrigierend eingriff. Dass die Holzwanger-Zwillinge Adam und Adrian mit der Eismaschine in der Sauna herumspielten, konnte schon deswegen niemanden stören, weil sich außer ihnen niemand im

Kindersaunabereich aufhielt. Nur Olga hatte mit ihren dreizehn Jahren einen knapp zweiminütigen Aufwärmversuch unternommen, dann aber diese Vergnügung unter der Kategorie ›Torturen‹ verbucht und den Spa fluchtartig verlassen.
Pia war das recht. Sie freute sich auf ausgedehnte Sauniergänge in vollkommener Abgeschiedenheit. Diejenigen, die sich im Erwachsenen-Spa von den Kindern abschieden, mussten dagegen mit überempfindlichen Altersgenossen vorliebnehmen.
»Wie lange bleiben Ihre Kinder?«
»Eine Woche«, gähnte Pia.
Jetzt hätte sie doch gerne Ruhe gehabt. Die Fragestellung kam ihr indes seltsam vor. Sie sah den Jungen aufmerksam an: »Glaubst du, Eltern lassen ihre Kinder länger Urlaub machen, als sie ihn sich selber gönnen?«
»Kommt vor«, nickte der blonde Junge. »Die parken hier ihre Kids und fahren dann drei Tage zum Shopping nach München oder zu den Festspielen nach Salzburg. Stört meinen Papa aber nicht.«
Jetzt fiel Pia wieder ein, dass sie in der Imagebroschüre von der beeindruckenden Kinderzahl des Hotelbesitzers gelesen hatte. Der Blondschopf musste einer seiner Söhne sein.
»Wie lebt sich’s denn so auf Schloss Mellau? Ich meine, wenn man hier immer lebt?«
»Na ja«, sagte der Zwölfjährige mit großem Ernst, »es könnte mehr Dauerhaftigkeit geben. So verschenkt man seine Zuneigung immer nur an Durchreisende. Aber man will ja seinen Eltern keine Steine in den Weg legen«, beeilte er sich hinzuzufügen.
Pia musste grinsen. Wenn alle Kinder so gut erzogen waren wie der Hotelierssohn, würde ihre Bande rasch unangenehm auffallen.

22

Montag, 26. Juli, 14 : 30

»Hi!«, flüsterte Olga Holzwanger. Melissa Stockdale drehte sich um: »Olga! Was machst du denn hier?«
»Wollte mal sehen, wie Paps öffentlich aussieht«, flüsterte Olga.
»Kommt er jetzt ins Fernsehen?« Sie deutete auf die Kameras.
»Vielleicht! Aber pschscht!« Melissa legte den Zeigefinger auf ihre Lippen. Olga quetschte sich zu einem leeren Stuhl in der vorletzten Reihe durch.
Auf dem Podium hatte Nikolaus Holzwanger ein paar organisatorische Worte gesprochen und dabei deutlich die Voreingenommenheit des Publikums gespürt. Man war hier, um Toggle zu verurteilen! Auch die Stimmung unter den Beteiligten sprach Bände. Links außen krümmte sich ein schmächtiger französischer Intellektueller so weit über die Stuhllehne, dass er fast nach hinten wegkippte. Ganz offensichtlich wollte er maximalen Abstand zum rechts außen platzierten Reimar Dijkerhoff gewinnen.
»Professor Alexandre Ranchin«, stellte Holzwanger den Franzosen vor, »beschäftigt sich als Historiker mit dem 18. Jahrhundert. Sein Spezialgebiet ist die Französische Revolution.«
»17. bis 19. Jahrhundert«, verbesserte Ranchin. »Revolution ist ein Prozess, kein Datum.«
Sofort setzte ein leises Flüstern der Simultanübersetzerin ein, die in Ermangelung schalldichter Übersetzerkabinen zusammen mit ihren Kollegen am Nordfenster des Tanzsaals saß. Mit kurzer Verzögerung hörte man ihre Stimme aus fast 150 Kopfhörern des Auditoriums.
»Das hört sich ja furchtbar an«, sprach Ranchin plötzlich im fehlerfreien Deutsch eines Elsässers. »Sie werden es sicher vorziehen, wenn ich Ihre Sprache spreche.«
Das Publikum dankte ihm mit Applaus. Holzwanger fuhr erleichtert fort: »Neben Professor Ranchin sitzt noch nicht Joachim Sterzel, seines Zeichens Lehrstuhlinhaber für Informatik in Dresden. Er muss jeden Augenblick eintreffen, leider hat er sich bei der Routenplanung auf die

Zeitangaben von Toggle Maps verlassen.«
Leises Kichern im Saal signalisierte ihm, dass auch er einen Punkt gemacht hatte.
»Professor Helene Siebenhofer aus Wien vertritt die Medizin, Professor Peter Goodrick-Clarke aus London die Ökonomie … und zugleich die Fraktion der Nobelpreisträger.«
Zum ersten Mal setzte zögerlicher Beifall für einen Podiumsgast ein. Holzwanger war zufrieden. »John Frigg ist Professor für Technikgeschichte am MIT und profunder Kenner der Medienentwicklung der letzten fünfhundert Jahre.«
»Fünftausend«, sagte der Amerikaner trocken.
»Der leere Platz daneben, der vielleicht nicht die ganze Zeit unbesetzt bleiben wird, gehört Monsignore Caducci. Die katholische Kirche prüft derzeit noch, ob die Teilnahme an unserem Symposium ihrem Ruf schaden könnte.«
Zwei, drei höhnische Lacher erklangen. Offensichtlich war der Vatikan noch unbeliebter als Toggle.
»Professor Henry Fienkelbart aus Jerusalem beschäftigt sich seit einem halben Jahrhundert mit Anthropologie, und Grigori Blavatnik leitet das Institut für Theoretische Physik an der Lomonossow-Universität Moskau. Den Mann ganz rechts von mir schließlich kennen Sie alle: Reimar Dijkerhoff vom KMZ in Karlsruhe, häufig zu Gast auf Mellau und noch häufiger im Fernsehen.«
Nun schwoll der Applaus an. Holzwanger war das gar nicht recht. Es trieb den Keil zwischen Ranchin und Dijkerhoff noch tiefer. Und richtig: Für einen Moment sah es so aus, als wolle sich der Franzose erheben und gehen.
»Wenn Sie sich nun fragen, was diese Tätigkeitsfelder miteinander zu tun haben«, versuchte Holzwanger den Applaus niederzuringen, »ja was sie mit Toggle Booksearch verbindet, muss ich Ihnen gestehen: gar nichts!«
Das war ein heikler Moment.
Nach reiflicher Überlegung hatten Pia und er entschieden, das verbindende Glied zwischen den Gästen, nämlich deren Mitgliedschaft bei *The Thousend,* zu verschweigen. Intelligenz machte Angst. Hohe Intelligenz machte große Angst. Angst erzeugte Aggressionen, und

Aggressionen erfuhr Toggle genug.
»Wir haben einfach unsere Suchwortstatistik befragt, welche Professoren weltweit am meisten getoggelt werden.«
Das war gelogen. Dann hätten ausnahmslos Mediziner auf dem Podium gesessen – Schönheitschirurgen.
»Und welch ein Wunder, es kamen nur Stars der akademischen Welt heraus. Den Nobelpreis habe ich schon erwähnt, aber das ist natürlich nur die Spitze des Eisbergs.«
Holzwanger zählte nun die akademischen Ehrungen der Diskutanten auf.
»Mann, ist das langweilig«, maulte seine Tochter Olga und stand von ihrem Platz auf. Melissa Stockdale machte einen Satz nach vorne und packte sie unsanft bei den Schultern.
»Bring hier jetzt keine Unruhe rein!«, zischte sie. »Das beginnt gerade gut zu laufen!«
»Schon gut«, lenkte Olga ein. Die Chefin ihres Vaters war ganz schön launisch! Missmutig verließ sie den Raum.
Aus dem Augenwinkel beobachtete Holzwanger die Szene. Als Olga durch die Saaltür hinausschlüpfte, sah er einen Moment lang zwei kurzgeschorene Männer in schwarzen Anzügen neben der Tür stehen. Ihre Haltung war gleichermaßen lässig wie angespannt.
Wie seltsam.
Hatte Weinberger einen Wachschutz engagiert?

23

Montag, 26. Juli, 15 : 30

»Mit der Sicherheit verhält es sich wie folgt«, erklärte Urs-Albert Flüeli seinem Gegenüber am Teetisch. »Einen Zugriffsversuch vorausgesetzt – rein hypothetisch, versteht sich, wir haben ja keine Feinde –, müssten die Kidnapper entweder hier, hier oder hier ins Tal gelangen.«
Er markierte drei Punkte auf einer Wanderkarte, die vor ihm lag.
»Oder von hier«, sagte Jewgenij Jacob Fünfgeld und deutete an die Decke.
»Oder aus der Luft, richtig. Aber das hört man ja.«
»Helikopter sind laut, Gleitflieger nicht«, widersprach Fünfgeld.
»Klammern wir das mal aus.« Als befehlsgewohnter Reserveoffizier der Schweizer Bundesarmee konnte es Flüeli nicht leiden, bei strategischen Planspielen unterbrochen zu werden. Auch nicht von seinem Arbeitgeber.
»Das Tal von Mellau hat nur eine reguläre Zufahrt, nämlich über die Privatstraße von Klais. Dieses Nadelöhr lässt sich mit minimalem Aufwand kontrollieren. Daneben ist das Hotel über Wanderwege von Garmisch und über einen Forstweg entlang des Forchsees von Mittenwald aus erreichbar. Die Wanderwege sind wegen diverser Murenabgänge für Fahrzeuge unpassierbar. Der Forstweg lässt sich mit Autos leicht bewältigen, enthält aber genügend Engstellen, um ihn mit zwei bewaffneten Männern zu sperren.«
»Kidnapper haben auf dem Rückweg meist etwas dabei«, bemerkte der russische Geschäftsmann trocken.
»Sehr richtig! Deswegen scheiden die Wanderwege aus. Die Täter kommen also entweder über die von uns leicht zu kontrollierenden Straßen oder aus der Luft.«
»Wo man sie nicht hört«, wiederholte Fünfgeld.
»Wo man sie deutlich hört! Denn um mit Ihnen als Geisel das Tal zu verlassen, brauchen sie doch einen Helikopter. Gleitflieger kommen zwar rein, aber nicht mehr raus.«
Flüeli faltete die Karte zusammen. »Wir könnten hier also sicher sein,

wenn wir zusätzlich zu Sergej und Valentin vier bis sechs Mann Wachpersonal hätten.«
»Wir *sind* sicher«, sagte Jewgenij Jacob Fünfgeld. »Denn ich kann hier niemanden entdecken, der mich kennt. Ganz abgesehen davon ist Valentin kein Wachmann, sondern mein Neffe. Er hatte beim Studium in St. Gallen ein paar Probleme mit berauschenden Substanzen, und seine Mutter meinte, Bergluft täte ihm gut. Obwohl man streng genommen in St. Gallen auch schon Luft aus den nahen Bergen atmet.«
Der Milliardär griff zur *Financial Times*, die neben ihm lag, und blätterte sie flüchtig durch. Im Unternehmensteil blieb er hängen.
»Haben Sie das gelesen, Flüeli?«
»Ich bin heute noch nicht zur Presseschau gekommen«, bekannte sein Privatsekretär.
»Man verdächtigt mich, der geheime Eigentümer von Myface zu sein.«
»Nicht völlig abwegig.«
»Unsinn! Myface gehört seinem amerikanischen Gründer. Selbst wenn dieser im Ausland verschuldet sein sollte, wäre das keine seriöse Meldung.« Er blätterte weiter. »Dass Toggle mit Myface ins Bett steigen will, steht allerdings nirgends.«
»Das wäre auch noch schöner«, sagte der Sekretär. »So eine dreiste Unterstellung!«
Er lachte meckernd, während der Oligarch keine Miene verzog. In diesem Moment betrat ein Pulk lärmender Menschen den Teesalon. Mit geübtem Blick erkannte Urs-Albert Flüeli, dass es sich um Journalisten handelte.
Journalisten konnte er nicht leiden.
Wenn man für einen der reichsten Männer Russlands arbeitete, waren Desinformation und Abschirmung oberstes Gebot. Darüber hinaus war Flüeli in seinem früheren Diplomatenleben über eine zwar nie stattgefundene, doch breit diskutierte Sexaffäre gestolpert und hatte die Journaille seither gründlich satt. Wenn man versuchte, sie für eigene Zwecke zu instrumentalisieren, misslang das meistens. Ihre Ehrlosigkeit übertraf noch die von Politikern, und schon die waren ein Ausbund an unberechenbarem Opportunismus.
»Das sind Presseleute«, murmelte er leise. »Wechseln wir das Thema.«
»Oder hören wir ihnen zu«, schlug Fünfgeld vor. »Man kann davon

profitieren, wenn man Zeitungen liest, bevor sie erscheinen.«
Er beugte sich ein wenig vor. Trotz seiner russischen Herkunft besaß er ausgezeichnete Deutschkenntnisse.
Ein auffallend schlecht angezogener und unrasierter Mittdreißiger führte das große Wort: »Das ist doch ein durchsichtiges Manöver«, dröhnte der Journalist. »Ich verwette meinen Kopf, dass am Ende der Woche ein paar Umschläge den Besitzer wechseln. Die größten Kritiker von Toggle erhalten dann die dicksten Bündel Bargeld – und plötzlich sind sie keine Kritiker mehr.«
»Ah, darum lehnen Sie sich so weit aus dem Fenster, Herr Jünger«, sagte eine grämliche Mittvierzigerin. »Sie wollen Ihren Preis erhöhen.«
»Ich bin unbestechlich, was sich meinen Artikeln jederzeit entnehmen lässt. Wenn Toggle etwas Gutes tut, werde ich das berichten. Bis dahin ziehe ich es vor, skeptisch zu bleiben. Im Übrigen wird meine Skepsis aber von ziemlich harten Fakten gespeist, die auf meiner Festplatte ruhen. Natürlich passwortgeschützt.«
»Ihren Einwand, dass Booksearch die Antiquariatskultur bedroht, fand ich ganz richtig«, mischte sich eine jüngere Frau ein. Sie bezog sich offensichtlich auf einen Zwischenruf des Journalisten. »Wer soll denn noch alte Bücher kaufen, wenn alles offen im Internet zugänglich ist? Das treibt eine ganze Branche in die Pleite.«
»Die in den letzten fünfzehn Jahren nicht übel vom Internet profitiert hat«, widersprach die grämliche Mittvierzigerin. »Das sind doch sozialromantische Anwandlungen, Kollegen! Fortschritt hat immer seinen Preis. Was meinen Sie, was mit dem Buchmarkt passiert, wenn erst mal jeder ein iPad besitzt?«
Fünfgeld hatte genug gehört. Er goss sich Tee ein und griff wieder nach der *Financial Times.* Wie beiläufig wandte er sich an seinen Sekretär: »Haben wir eigentlich noch einen dieser USB – Sticks mit Augen und Ohren?«, fragte er mit leiser Stimme.
»Aus der feindlichen Übernahme der Melodora-Werke? Ich dachte, Sie wollten nicht mehr darauf zurückgreifen. Der Trick ist damals aufgeflogen.«
»Nun, nun«, brummte Fünfgeld. »Man sollte nie auf Methoden verzichten, nur weil ein paar Menschen davon wissen. Wer erinnert sich schon an die Melodora-Äffäre? Sie liegt über zwei Jahre zurück.«

»Womit unsere Technik möglicherweise so veraltet ist, dass sie von simplen Abwehrmechanismen blockiert wird«, gab der Sekretär zu bedenken.
»Aber doch nicht bei einem Journalisten«, entgegnete Fünfgeld und deutete mit einem kaum erkennbaren Kopfnicken in Richtung Axel Jüngers. »Einen Journalisten beschäftigt Computersicherheit nur, wenn er selbst vor verschlossenen Schranken steht.«
Flüeli grinste zustimmend: »Ich werde das Nötige veranlassen.«
Er erhob sich, ging zum Kuchenbüfett und kam wenig später mit einem Stück Herrentorte zurück. »Sind wir vielleicht doch nicht zufällig hier?«, erkundigte er sich. »Wenn ich mich erinnere … bei der Buchung im Juni vermerkte der Terminkalender eine Retraite. Jetzt führt hier ausgerechnet jene Firma eine Tagung durch, die Sie mit einem Unternehmen verschmelzen wollen, das Ihnen natürlich auch nicht gehört.«
Der Russe wiegte melancholisch das Haupt: »Was ist Zufall? Zufall … HaSchem! Die Thora sagt, es gibt keinen Zufall.« Der Oligarch schlürfte mit sichtlichem Behagen seinen Tee. »HaSchem«, murmelte er noch einmal. »Warum setzen wir uns nicht einfach mit in den Konferenzsaal? Schließlich sollte man sich vorher ansehen, mit wem man die Verschmelzung anstrebt. Das ist in der Wirtschaft nicht anders als in der Ehe.«
»Olga!« Melissa sah die Dreizehnjährige um die Ecke eines langen Flurs huschen. »Olga, warte!«
Das Mädchen blieb stehen und drehte sich um. Melissa holte sie mit ein paar Schritten ein: »Tut mir leid, dass ich vorhin so grob war! Aber während der Veranstaltung brauchen wir absolute Ruhe. Du ahnst nicht, was diese Kerle da oben auf dem Podium kosten!«
»Auch Papa?«, fragte Olga erstaunt.
»Der zum Glück nicht. Aber die anderen … jede Verlangsamung ihrer Gedankengänge macht Toggle um Tausende von Euros ärmer.«
»Ich fand, dass die überhaupt nichts gedacht haben!«
»Das ist es ja«, seufzte Melissa. »Gib ihnen die geringste Ablenkung, und sie schicken ihr Hirn in Urlaub. Hier!« Sie nestelte einen kleinen Plastikbeutel aus ihrer Kostümjacke und reichte ihn dem Mädchen. »Kleine Entschuldigung.«
»Was ist das?«

»Jellys. Melissas Spezialmix für kluge Mädchen.«
»Ziemlich kleine Packung, oder?«
Olga sah sie frech an.
»Tja.« Melissa zuckte mit den Schultern, als wollte sie sagen: *Sei froh, dass du überhaupt etwas bekommst!* Dann hob sie drohend den Zeigefinger: »Und nicht essen … ich setze auf deinen Verstand. Wenn keiner mehr die Lösung weiß, hast du sie.«
Ihr Lächeln geriet etwas schief.
Olga steckte achtlos den Beutel ein und setzte ihren Weg in den Teesalon fort. Angeblich gab es dort den besten Kuchen der Welt.
»Na, Tochter?« Pia warf einen schrägen Blick auf Olgas Teller. »Fünf Petits fours? Ist das nicht ein bisschen unbescheiden?«
»Mama!«
Bevor Pia den genervten Tonfall rügen konnte, wurde sie abgelenkt. Professor Ranchin, der bis zu diesem Augenblick immer von einem Schwarm Menschen umgeben gewesen war, stand völlig allein an der Tür zur Sonnenterrasse. Pia ließ ihre Tochter stehen. Ihrer Einschätzung nach war der schmächtige Franzose das hochrangigste IAS – Mitglied vor Ort, während sie Dijkerhoff schon wegen dessen unverkennbarer Eitelkeit keinen hohen Rang unter *The Thousend* zubilligte.
Ranchin verschwand nach draußen.
»Monsieur le professeur!«, rief sie ihm hinterher.
Er hörte nicht.
Alexandre Ranchin war nikotinabhängig. Deswegen hatte er von Paris aus nicht den Flieger, sondern die Bahn genommen. So konnte er wenigstens zwischendurch auf dem Bahnsteig rauchen, wann immer der Zug ein paar Minuten hielt. Und nach anderthalb Stunden auf einem Podium kannte sein sonst so brillanter Kopf auch nur noch einen Gedanken: jenen Ort ausfindig zu machen, an dem er sich ein paar Gitanes Maïs anstecken konnte. So fand Pia den Historiker weit abgerückt von sonnenhungrigen Hotelgästen am Rande der Terrasse. Er war in eine markante Rauchsäule gehüllt.
Sie trat auf ihn zu: »Haben Sie eine für mich?«
Der Professor musterte sie kurz. Dann streckte er ihr wortlos die Schachtel entgegen. Ausgerechnet Gitanes, die ihr schon als Au-pair-Mädchen grässliche Übelkeit beschert hatten! Zitternd nahm sie

eine der filterlosen Zigaretten heraus und steckte sie sich in den Mund.
»Andersrum«, befahl der Professor. »Die Schrift muss auf dem Kopf stehen.«
Pia drehte die Zigarette um. Ranchin gab ihr Feuer. Sofort trieb ihr der Qualm Tränen in die Augen.
»Nummer 584«, flüsterte sie. Es kostete sie alle Kraft, ihren Hustenreiz zu unterdrücken. »Pia Holzwanger. Aufnahmedatum 11. Mai.«
»Ich weiß«, nickte Ranchin. »Sie sind eine unserer ganz wenigen Frauen.«
»Halten Sie uns für generell dümmer? Oder wie erklären Sie sich die schlechte Quote?«
Ranchin schwieg einen Moment. »Frauen treten nur widerwillig Vereinen bei«, sagte er dann. »Das spricht für ihre Intelligenz. Schauen Sie sich Dijkerhoff an. Ob unser IQ nun beeindruckende 160 oder nur kümmerliche 80 beträgt, er und ich benehmen uns wie Primaten. Nur weil wir dasselbe Revier beanspruchen. Das heißt«, verbesserte er, »*er* benimmt sich so. Er sieht ja auch aus wie ein Affe.«
Jetzt musste Pia doch husten. Ranchin nahm ihr die Zigarette wieder weg und schob sie sich zusätzlich zu seiner eigenen in den Mundwinkel.
»Lassen Sie es! Bei Ihnen ist es eine Verschwendung.«
»Wenn Sie mir die Bemerkung erlauben«, keuchte Pia, »diese Zigarettenmarke zeugt nicht gerade von besonderer Intelligenz. Wie Rauchen insgesamt nicht.«
Der Professor zuckte mit den Schultern. »Die Kenntnis von Gesundheitsrisiken hat nichts mit der Bereitschaft zu tun, sie in Kauf zu nehmen. Das eine wird von rationalen Parametern bestimmt, das andere von irrationalen. Im Übrigen verkürzt jede Zigarette mein Leben statistisch gesehen nur um ein paar Sekunden, während sie mir ein paar Minuten lang Genuss bereitet. Ich kann dann besser denken.«
Er sah Pia mit einem durchbohrenden Blick an.
»Sie zum Beispiel wollen mir sagen, dass ich auf dieser Konferenz keineswegs zufällig über lauter Mitglieder der International Association of Supremacy stolpere, sondern dass Sie als Marionettenspielerin mutwillig für dieses Zusammentreffen gesorgt haben. Sie beabsichtigen damit, Punkte für Ihren Aufstieg in der Vereinshierarchie zu machen, was Ihnen leider gründlich misslungen ist. Punkte gibt es nur für eine

Verbesserung der menschlichen Lage, nicht für interne Strippenzieherei. Wir sind doch keine politische Partei!«
Er verzog angeekelt sein Gesicht. Pia fühlte sich wie ein Schulmädchen, das von seinem Rektor zusammengestaucht wurde.
»Obwohl ich in der Hierarchie weit über Ihnen stehe«, fuhr Ranchin fort, »kenne ich kaum ein Dutzend Vereinsmitglieder persönlich und hege auch nicht das geringste Bedürfnis, weitere kennenzulernen! Wir kommunizieren nur über wissenschaftliche Publikationen miteinander, die wir an den üblichen Orten veröffentlichen. Persönlicher Kontakt führt unweigerlich zu Hahnenkämpfen.«
Die beiden Zigarettenstummel verbrannten ihm fast die Lippen. Er spuckte sie aus, sorgte aber sofort für Nachschub.
»Warum wirkt eine Gitanes nicht, wenn man sie richtig herum anzündet?«, fragte Pia.
»EU – Gesundheitsterror!«, knurrte der Franzose. »Am unteren Ende ist das Zigarettenpapier mikroperforiert, damit der Rauch durch Luft verdünnt wird. Das senkt den Schadstoffanteil, während es zugleich den Genuss beeinträchtigt. Diese Brüsseler Idioten denken, freiheitsliebende Franzosen wüssten diese Hürde nicht zu umgehen. Pah!«
»Und Sie meinen«, knüpfte Pia erneut an den vorigen Gesprächsstrang an, »es war keine gute Idee, das Hearing mit Ihnen allen zu veranstalten?«
»Das habe ich nicht gesagt! Es war nur keine gute Idee im Hinblick auf Ihre persönliche Rangverbesserung. Im Übrigen sind Sie wie alle Neuzugänge wahrscheinlich der Meinung, unsere Hierarchie sei grundsätzlich ein Skandal, weil in einem Hochbegabtenverein Gleichberechtigung herrschen müsse.«
»Ganz und gar nicht!«, protestierte sie. »Wer sich auf ein numerisches System wie den IQ einlässt, muss Ungleichheit akzeptieren. Nein, ich habe nichts gegen die Hierarchie. Ich habe nur etwas gegen mangelnde Transparenz.«
Ranchin musterte die selbstbewusste Frau aufmerksam. War sie anders als die üblichen Debütanten?
»Nun«, lächelte der Franzose, »unsere Intransparenz ist noch viel schlimmer! Zum Beispiel befindet sich im Schloss ein weiteres Mitglied von *Le Millier*, das kein Wissenschaftler ist. Wenn Sie dessen Identität

lüften, beweisen Sie zumindest beachtlichen Scharfsinn.«
»Meine Tochter«, kombinierte Pia.
»Bon maman«, entgegnete der Franzose galant. »Ich glaube, wir haben da ein kleines Wahrnehmungsproblem, non? Aber Ihre Mutterliebe ehrt Sie.«

24

Montag, 26. Juli, 16 : 00

Im Konferenzsaal hantierte ein junger Mann so geschickt mit Computerkabeln herum, als sei dies seine Lebensbestimmung. Weil Holzwanger während der Moderation das Gefühl gehabt hatte, vom Publikum nicht richtig verstanden worden zu sein, ging er auf ihn zu.
»Können Sie mir helfen?«
»Vielleicht«, sagte der junge Mann. »Solange es praktische Probleme sind und keine theoretischen Haarspaltereien.«
»Ich habe den Eindruck, mein Mikrofon funktioniert nicht richtig.«
Der junge Mann warf einen kurzen Blick darauf, drückte den Einschaltknopf und nickte dann. »Ihr Eindruck trügt nicht«, sagte er. »Schwache Batterien.«
Während er sich ans Auswechseln machte, betrachtete Holzwanger sein Gesicht genauer. Irgendwo hatte er es schon einmal gesehen.
»Sie sind Erik«, entfuhr es ihm plötzlich. »Aushilfskraft bei Toggle München.«
Erik konnte seine Verblüffung nicht verbergen. »Und Sie sind kein Fernsehfuzzi, sondern vom BKA!«
»Schlimmer«, sagte Holzwanger. »Ich bin Ihr Personalchef. Ich kann darüber bestimmen, ob Ihr Zeitvertrag verlängert wird oder nicht.«
»Na, nach dieser Hilfeleistung doch bestimmt!«, meinte Erik zuversichtlich und hielt das Ansteckmikrofon in die Höhe.
»Fachleute sind uns immer willkommen«, nickte Holzwanger. Er fragte sich, ob Melissa das Häkchen von Eriks Personalakte wieder entfernt hatte. »Wem verdanken Sie diesen Außendienstjob?«
»Niemandem. Ein Freund von mir wollte nicht. Zu langer Anfahrtsweg! Da bin ich eingesprungen.«
Au weia, dachte Holzwanger. »Nur heute, oder …?«
»Bis Freitag. Ich bin der Togg-Jockey!« Erik deutete auf die Leinwand hinter der Bühne. »Ab morgen können sich Ihre Experten warm anziehen! Sobald sie eine konkrete Behauptung aufstellen, toggle ich in Sekundenschnelle die Hintergründe und beame sie auf die Leinwand.

Wer da was Falsches sagt, blamiert sich bis auf die Knochen.«
Dieses Detail war Holzwanger verschwiegen worden. Gewiss, für Toggle bedeutete es eine Supershow – unter dem Strich würde kein noch so brillanter Akademiker die Suchmaschine schlagen können. So gut war kein menschliches Gedächtnis. Aber das ohnehin kühle Klima auf dem Podium würde dann endgültig vereisen.
»Wer hat Ihnen den Auftrag dazu erteilt?«
»Na, der Wasserbüffel«, sagte Erik.
»Mr. Weinberger?«
»Kann sein. Der Typ mit dem Quadratschädel, der als Erster geredet hat. Voll die Tränendrüse! Aber gar nicht schlecht.«
Holzwanger war verstimmt. Musste ihm Weinberger solche Steine in den Weg legen?
Er nickte dem Techniker noch einmal zu. Dann trat er in den Gang und rief das Ende der Pause aus.

25

Montag, 26. Juli, 16 : 45

Die meisten Zuhörer waren schon ein bisschen benommen, als Melissa Stockdale die Kennzahlen von Toggle Books vorstellte. Sie war keine begnadete Rednerin und gab sich auch keine Mühe, diese Schwäche zu verbergen. Ihre Powerpoint-Präsentation glich eher einem Uni-Referat, bei dem man unter dem Tisch Comics las oder eine SMS knibbelte. Ein genauer Beobachter hätte allerdings bemerken können, dass sich die Vortragende unwohl fühlte. Denn genau in dem Moment, in dem sie das Podium betreten hatte, hatte ihr Erik vom Technikpult aus zugewinkt, und einen Sekundenbruchteil lang war seinem Winken eine obszöne Geste beigemengt gewesen.
Obwohl Melissa sofort in Rage geriet, musste sie sich zu ihrer eigenen Verblüffung eingestehen, dass dieser Impuls auch ein Quäntchen Freude enthielt – Freude darüber, vom Vater ihres Kindes, dessen Abtreibung sie immer weiter hinausgezögert hatte, noch begehrt zu werden.
Sie *wollte* schwanger sein!
Verbissen kämpfte sie das Gefühl nieder. Für eine Schwangerschaft hatte sie keine Zeit. Sie war zu anderen Aufgaben berufen.
Nach einer Dreiviertelstunde brach die Toggle-Managerin die Veranstaltung ab. Das Publikum war merklich unruhig geworden, und Melissa wollte keine schlechte Stimmung in den Abend hinübernehmen. Tagungen brachten nur etwas, wenn den Teilnehmern Zeit für Vergnügungen blieb. Dann baute sich jene Atmosphäre auf, die in der Rückschau zu Schwärmereien führte. Davon würden sich weder die Journalisten noch die Toggle-Skeptiker freimachen können. Alle verstreuten sich im weitläufigen Gebäude von Schloss Mellau und genossen die Qualitäten des Wellness-Hotels.
Nur einem waren sie vollkommen gleichgültig.

26

Montag, 26. Juli, 22 : 00

Der Mann starrte in die Dämmerung hinaus. Aus dem luxuriösen Interieur seiner Suite im Südflügel machte er sich nichts, doch der imposante Anblick vor seinem Fenster beeindruckte ihn durchaus. Im roten Abendlicht verhießen die mächtigen Felshänge einen Schutz, dessen das schwache Menschengeschlecht grundsätzlich bedurfte.
Der Mann respektierte die Natur. Mehr als die Menschen.
Plötzlich hatte der Mann eine Vision.
Er sah nicht mehr die ruhige Abgeschiedenheit eines Alpentals vor sich, sondern eine brausende, urbane Agglomeration, sah Hochhäuser, die aus dem Felsgestein herauswucherten, sah eine unermesslich verdichtete Bebauung nach Hongkonger Art, sah an Felsen aufgehängte Highways, waghalsige Brückenkonstruktionen und Hunderte von gläsernen Aufzügen, die an den Steinwänden hinauf- und hinabschossen.
Er lachte vergnügt.
Schon in seiner Jugendzeit hatte der Mann gelernt, sich die endlosen Stunden in der Schule, in denen man ihm nichts mehr beizubringen vermochte, dadurch erträglich zu machen, dass er aus imaginären Bausteinen Zukunftsszenarios zusammenbastelte. Vor seinem inneren Auge ließ er künstliche Zivilisationen erstehen. Lange bevor es so etwas Triviales wie *SimCity* gegeben hatte.
Glaubte man den Überschwemmungsprophezeiungen der Klimaparanoiker, ließ sich der Vision hochalpiner Millionenstädte durchaus ein Promill Wahrscheinlichkeit zubilligen. Aber der Mann war lange genug Wissenschaftler, um jeder Art von Prognosen zu misstrauen. Die Wirklichkeit hielt immer eine überraschende Wendung parat. Mit der Klugheit der Natur rechnete keiner.
Im Zimmer war es dunkel geworden. Der Mann knipste eine Stehlampe an, doch nichts passierte. Er tastete sich nach der Zimmerkarte ab. Als es noch hell gewesen war, musste er sie irgendwo abgelegt haben. Da er sie nicht fand, zog er seine Brieftasche hervor und steckte eine goldene Amex-Karte in den Kartenhalter neben der Tür. Das Plastik drückte

einen verborgenen Mikroschalter herunter, und in der Suite flammten zahllose Lampen auf.
Zugleich klingelte das Telefon. Die Stimme am anderen Ende war stark verzerrt. Für Handyhasser, zu denen sich der Mann durchaus zählte, war Schloss Mellau ein Paradies. Jetzt aber nervte ihn die schlechte Verbindung.
»Es sind zwölf …ufe der …uch …ei erfolgt, alle im Anschluss ans … inar, zwischen elf und … Uhr«, klang es aus dem Hörer.
»Wie viele Studenten hat dieser Arcimboldo?«
»…lf«
»Bitte?«
»Zwölf.«
»Einer fehlt also.«
»Die Abrufe kamen immer vom …lben …rver. Er steht als öffentlicher Zugang in der *Facoltà di …enza*.«
Der Mann überlegte. »Dann sind alle Seminarteilnehmer versorgt. Haben wir Zugriff auf Arcimboldos Computer?«
»Wir erkennen ihn.«
»War er drin?«
»Nein.«
Der Mann zögerte. »Das macht nichts«, entschied er. »Es ist gleichgültig, ob er den Text kennt. Wahrscheinlich ist es sogar besser, wenn er ihn nicht kennt. Wir setzen auf die jungen Leute.«
»Wenn sie …cht zu brav …nd!«
»Unsinn, alle Revolten der Geschichte wurden von Studenten angetrieben«, widersprach der Mann. »Das ist aktenkundig.«
Langsam versank die Gewittersteinwand in der Dunkelheit. Der Mann legte sein Handy beiseite. In seinem Kopf verblassten die futuristischen Stadtentwürfe, und Fragen der Klimakatastrophe beschäftigten ihn sowieso nicht.
Die Welt veränderte sich, zweifellos.
Aber diese Veränderung würde immaterieller Natur sein.

27

Dienstag, 27. Juli, 9 : 00

Auch am zweiten Tag des Seminars blieb die Klimaanlage in der *Facoltà di Giurisprudenza* ausgeschaltet. Vor jedem Teilnehmer lag ein imposanter Papierstapel, und schon flüchtiges Hinsehen verriet Guiseppe Arcimboldo, dass es sich dabei um den Text aus dem 18. Jahrhundert handelte. Zu seinem Entsetzen stellte der Dozent allerdings auch fest, dass der Stapel nicht nur überall vorhanden, sondern in einem Fall sogar mit gelben Haftnotizzetteln gespickt war, was für einen obszönen Arbeitseifer sprach.
Arcimboldo hasste es, wenn Studenten besser sein wollten als ihre akademischen Lehrer. »Na Maria«, sagte er anzüglich und baute sich drohend vor der Streberin auf. »Sie haben wohl eine aufregende Nacht hinter sich.«
Die Angesprochene setzte ein verlegenes Lächeln auf. Nicht einmal das übertriebene Make-up schaffte es, ihre tiefen Augenringe zu verdecken. Vielleicht saß sie deshalb an diesem Morgen in der letzten Reihe.
»Maria, Maria«, fuhr Arcimboldo fort und hob spielerisch den Zeigefinger. »Für diese Exzesse müssen Sie Buße tun! Entweder Sie verraten uns ein paar Details Ihrer nächtlichen Vergnügungen – bei denen ich, was ich ausdrücklich betonen muss, leider nicht anwesend war – oder Sie geben uns eine kurze Zusammenfassung dessen, was Herr Galiani vor einem Vierteljahrtausend niedergeschrieben hat.«
Die Studentin war unter seinen Worten puterrot angelaufen und schwieg.
»Nun?«, fragte Arcimboldo angriffslustig.
Wenn seine Strategie nicht verfing, saß er in der Patsche, denn er wusste nicht im Geringsten, was er mit den Studenten anfangen sollte. Er war sogar zu faul gewesen, im Internet nach dem Buch zu forschen.
»Ich …«, flüsterte Maria so leise, dass es kaum jemand verstand. »Es gibt da ein Problem.«
»Bitte?«, fasste Arcimboldo nach.
»Es gibt da ein Problem«, wiederholte Maria etwas lauter.
»Sie sind zu müde, um referieren zu können.«

»Ich bin nur bis Seite 332 gekommen.«
»Schändlich wenig für die reichlich bemessene Zeit einer ganzen Nacht. Aber wir wären auch mit einem fragmentarischen Überblick bis zu dieser Seite zufrieden.«
»Es ist aber …« Die Studentin gewann allmählich ihre Selbstsicherheit zurück. »Da beginnt etwas völlig Neues.«
Dottore Guiseppe Arcimboldos Gedanken verließen für einen Moment den Ort des Geschehens und wanderten nach Neapel. Die erste kleine Dienstbarkeit, die ’O Sistema noch als Student von ihm gefordert hatte, war am Ende zu einer Mordsache geworden. Nicht von ihm begangen, Gott bewahre, doch konnte man die Konsequenzen eines Auftrags nie endgültig ermessen. Deswegen war es am besten, sich nach allen Richtungen hin taub zu stellen. Beim aktuellen Auftrag ging es um Wissen an sich, das machte die Sache verzwickt. Wie konnte man da geistig abtauchen, ohne seine Pflichten zu verletzen?
»Es hat auch nichts mehr mit Völkerrecht zu tun, sondern eher mit Staatsrecht«, hörte er Maria sagen. »Oder … ich weiß nicht … vielleicht sogar überhaupt nichts mehr mit Recht.«
Die anderen Seminarteilnehmer erwachten aus ihrer morgendlichen Lethargie und gaben ein paar auffordernde Laute von sich. Maria packte ihren dicken Stapel ausgedruckter Seiten und schleppte ihn ans Dozentenpult. Dort schichtete sie eine Menge Blätter um, bis sie nur noch ein Dutzend davon in den Händen hielt.
»Es beginnt auf Seite 321«, hob sie in sachlichem Tonfall an. »Bis dahin … na ja, das erzähl ich euch ein andermal, naturrechtliche Gemeinplätze aus dem 18. Jahrhundert. Auf Seite 321 findet sich dann folgende Überschrift –«
Sie beugte sich über das Pult und kniff die Augen zusammen, als habe sie es am Morgen versäumt, ihre Kontaktlinsen einzulegen.
»Ja?«, fragte Arcimboldo. Allmählich braute sich in seinem Gedärm eine gewisse Unruhe zusammen.
Maria las stockend: »Unfehlbares System zur perfekten Lenkung der Welt unter Absehung von Gewalt, doch ohne Rücksicht auf herrschende Mächte, deren garantierte Privilegien und bestehende Pfründe. Nebst einer mathematischen Formel zur Vermessung der menschlichen Ungleichheit und zur Ableitung eines gerechten Verteilungsschlüssels

aller Güter. Eingereicht als Beitrag zum *Prix de morale* der Académie de Dijon von Ferdinando Galiani, Neapel 1754.«
Sie blickte in die Runde.
»Das hat mit dem restlichen Buch nichts zu tun«, erläuterte sie. »Ich habe nachgeforscht, das Völkerrechtsbuch ist erst in den 1780er-Jahren entstanden, beim Text ab Seite 321 handelt es sich um eine sehr viel ältere Schrift. Wahrscheinlich sind beim Scannen unabsichtlich zwei Bücher miteinander verschmolzen. Die Typografie verändert sich, die Seitenzahlen wechseln dann auch von arabischen auf römische Ziffern.«
»Klingt spannend«, meinte ein ziegenbärtiger Student. »Da hätte ich doch einen doppelten Espresso gekippt und weitergelesen, statt irgendwann wegzudämmern.«
»Ich bin nicht weggedämmert!«, verteidigte sich die Angegriffene. »Aber sechzehn Seiten später war einfach Schluss. Finito! Der Text endete abrupt.« Sie hielt inne. »Aber er ist nicht zu Ende.«
Arcimboldo kratzte sich am Kopf: »Wie kommen Sie darauf?«
»Die sechzehn Seiten dieser zweiten Schrift enthalten eine weitschweifige Einleitung, aber keine Spur von der angekündigten mathematischen Formel.«
»Hm«, machte der Dozent ratlos.
»Nach vierzehn Seiten wird es dann endlich spannend. Leider nur für wenige Absätze.«
»Na, dann lesen wir doch mal die wenigen Absätze, am besten laut«, schlug der Ziegenbärtige vor.
Dottore Guiseppe Arcimboldo fühlte, wie ihm das Heft des Handelns entglitt. Er konnte sich beim besten Willen nicht vorstellen, dass der geschniegelte Mafioso, der behauptet hatte, von Toggle Turin zu kommen, diese Situation vor Augen gehabt hatte, als er versicherte, die Dinge würden von ganz alleine ihren Lauf nehmen.
»So geht das nicht«, verfügte er mit fester Stimme. »Wenn Sie lernen wollen, was Wissenschaft ist, können Sie sich nicht einfach nur Rosinen aus einem Text herauspicken. Sie fangen schön von vorne an und studieren die weitschweifige Einleitung mit gebührender Aufmerksamkeit. Wissen wir, ob darin nicht ein Hinweis auf den fehlenden Textteil versteckt ist?«
Ein leises Murren der Studenten blieb die einzige Protestäußerung. Dann

folgten alle der Anweisung des Dozenten, der damit eine Viertelstunde gewann, um die Lage zu sondieren.
»Ich werde den Rest des Buches besorgen«, verkündete Arcimboldo selbstgewiss. »Wahrscheinlich haben Sie einfach den Download unterbrochen.«
Die Studenten hörten schon gar nicht mehr hin. Zu ihrem Leidwesen mussten sie feststellen, dass sich eine Schrift aus dem 18. Jahrhundert von ungeübten Lesern nur schwer verstehen ließ.
Vielleicht blieb Arcimboldo sogar eine halbe Stunde.
Die PDF ließ sich bei Toggle Books mit zwei Stichworten ausfindig machen. Doch sie endete tatsächlich nach einem Dutzend Seiten ohne Nummerierung.
Guiseppe Arcimboldo starrte aus dem Fenster seines kleinen Büroverschlags. Die schmutzigen Wände des gegenüberliegenden Gebäudes strahlten die nämliche Trübsal aus, die sich in ihm auszubreiten begann. Dass seine Studenten zu unbeholfen waren, eine Datei unversehrt aus dem Internet zu laden, war allerdings eine sehr naive Hoffnung gewesen.
In Wahrheit lag eine ernst zu nehmende Panne vor.
Eine Panne jenes Ausmaßes, das zum sofortigen Verlust jeglicher Sympathien bei den Paten von ’O Sistema führte. Dieser Verlust kam schnell und gründlich und war irreversibel. Man konnte ihm nur entgegenwirken, indem man so rasch wie möglich – dabei in gebotener Demut – auf die unvorhergesehene Wendung hinwies. Zugleich sollte man einen Verdacht parat haben, der alle Verantwortung auf andere lenkte.
Doch wie erreichte man ’O Sistema?
Arcimboldo toggelte das Impressum der Turiner Suchmaschinenniederlassung. Die neapolitanische Camorra besaß viele Filialen, ein amerikanischer Konzern als Deckadresse erschien ihm nicht ungewöhnlich.
Der Dozent wählte die angegebene Nummer.
Nach zwei Freizeichen kicherte ihm eine aufgekratzte Mädchenstimme ins Ohr, sie sei nicht der Computer, was aber bloßer Zufall sei, da vor zehn nie jemand ins Büro käme, also könne man sie auch nur wie einen Anrufbeantworter besprechen, sie werde nichts erwidern. Arcimboldo

wollte sofort wieder auflegen, doch dann verstellte er die Stimme und drohte: »Um zehn Uhr fünf wird der Virus *Contemplatio* alle Toggle-Systeme der Welt für eine Viertelstunde lahmlegen, um eine spirituelle Datenpause zu erzeugen.«
Das Kichern erstarb.
Arcimboldo hörte das hektische Klacken einer Tastatur, dann meldete sich eine Männerstimme: »Pronto?«
»Signor Guglielmi?«
»Am Apparat.«
»Guiseppe Arcimboldo von der *Unito*.«
»Ah, Dottore!« Die Stimme nahm sofort einen herzlichen Klang an. »Ihre Studenten sind spitze. Sie haben gleich nach dem Seminar Galiani getoggelt. Das ist natürlich ausschließlich Ihr Verdienst!«
»Danke.«
»Sagen Sie mal, Dottore, was haben Sie eben der Telefonistin erzählt? Sie ist völlig verstört.«
»Meinen Studenten ist etwas aufgefallen«, überging Guiseppe Arcimboldo die Frage.
»Das sollte es auch! Wozu stecken wir sonst so viele Steuergelder in die Hochschulen des Landes?« Der Toggle-Mann lachte.
Arcimboldo schöpfte Hoffnung. Vielleicht trug die gute Stimmung zur Deeskalation bei.
»Ich bin sicher, dass sich alles schnell beheben lässt«, spielte der Dozent den Vorfall herunter. »Es scheint so, als hätte jemand im untersten Glied Ihrer Organisation die Dateien miteinander verschmolzen.«
»Bitte?«
»Verstehen Sie mich nicht falsch«, krümmte sich Arcimboldo vor Ergebenheit. »Ich will niemandem die Schuld in die Schuhe schieben, aber es ist doch so, dass –«
»Kommen Sie zur Sache, Dottore! *Wer* hat *was* vertauscht?«
»Es sind zwei verschiedene Bücher«, bekannte der Dozent. »Wie es scheint, beginnt ab Seite 321 ein anderer Text.«
Erneut hörte er den Toggle-Mann lachen: »Schon okay! Buchbinder im 18. Jahrhundert waren teuer. Da hat man gern zwei, drei Schriften zusammengefasst.«
»Aber diese zweite Schrift ist unvollständig.« Arcimboldo flüsterte

plötzlich: »Ich weiß natürlich, dass wir Neapolitaner eigene Methoden haben, mit Fehlern umzugehen, aber …«
»Reden Sie keinen Blödsinn!«, polterte Piero Guglielmi.
»Unvollständig? Was ist unvollständig?«
»Ich habe mich vollkommen an Ihre Direktiven gehalten«, hauchte der Dozent. »Selbstverständlich übernehme ich alle Verantwortung für meine Studenten, aber mir scheint, der Fehler ist schon viel früher ins *Sistema* geraten, wenn Sie verstehen? Ich wollte Sie nur davon in Kenntnis setzen.«
Einen Moment lang gab der Hörer nur weißes Rauschen von sich.
»Das Unfehlbare System ist unvollständig?«
Nun hatte es der Toggle-Mann endlich begriffen.
»Ja … gewissermaßen fängt es nicht mal richtig an.«
»Ich kümmere mich darum. Schicken Sie Ihre Studenten nach Hause.«
»Jawohl.«
»Aber halten Sie deren Neugier wach! Ich will, dass sie morgen nochmals den Text toggeln. Dann werden sie eine vollständige Fassung finden.«
Arcimboldo nickte. Das klang nicht nach einer bevorstehenden Exekution oder der etwas harmloseren Variante zweier Schüsse in die Knie. Mit zitternder Hand legte er auf.
Was sollte er tun?
Sollte er überhaupt etwas tun?
Nach ein paar Minuten entschied er sich, selbst eine Buchausgabe zu besorgen. So schwierig konnte das nicht sein! Von einem in der Rechtsgeschichte derart unbeachteten Buch musste es noch unzerlesene Exemplare geben, nicht viele vielleicht, doch die wenigen warf man nicht weg.
Guiseppe Arcimboldo loggte sich in den OPAC der Biblioteca Nazionale ein. Erwartungsgemäß war das Buch dort nicht verzeichnet. Dann steuerte er das größte Online-Antiquariat des Netzes an, gab die Worte ›unfehlbar‹ und ›System‹ ein und erhielt nach längerem Warten einen einzigen Treffer: ›Tonleiterstudien und Duette für Solovioline, ungarisch / deutsch‹.
So ein Unsinn! Sein Buch hieß ja auch ganz anders.
Mühsam tippte er den langen Titel ein: *Dei doveri dei Principi neutrali*

verso i Principi guerreggianti, e di questi verso i neutrali, libri due.
Es dauerte keine zwei Sekunden, dann flammte ein Angebot auf seinem Bildschirm auf.
Aber was war das?
Der Verkäufer verlangte 500 Euro!
Ein halber Tausender für ein Buch, das vermutlich seit Jahrzehnten von niemandem nachgefragt worden war? Gewiss, der Antiquar verwies auf den hervorragenden Zustand des in Teilen unaufgeschnittenen Exemplars und pries dessen zartes Einbandleder, dem er mit einer Klammerbemerkung zusätzlichen Wert zu verleihen suchte: »Vermutl. aus Menschenhaut.«
Obwohl Arcimboldo in seiner Not bereit war, 500 Euro zu bezahlen, ärgerte ihn dieser marktschreierische Zusatz derart, dass er etliche Minuten brauchte, um sich selbst von der Unumgänglichkeit seiner Investition zu überzeugen.
Dann klickte er mit zusammengebissenen Zähnen auf den Einkaufskorb. Der Wunsch nach Eilzustellung per Flugkurierdienst erhöhte den Preis um weitere 100 Euro. Doch das Antiquariat Sturm über Petersburg lag in Deutschland, und Deutschland war an Italien postalisch nur mangelhaft angeschlossen.
600 Euro, um den Kopf aus einer Schlinge zu ziehen, von der man gar nicht wusste, ob sie überhaupt schon geknüpft war?
Dottore Guiseppe Arcimboldo seufzte tief. In Zukunft würde er sich von solchen Geschäften fernhalten.

28

Dienstag, 27. Juli, 9 : 00

Am Himmel trübte keine Wolke die Aussichten auf einen prächtigen Sommertag. Der schwarze Granitblock, der die Gäste von Schloss Mellau in der Auffahrt begrüßte, glänzte geheimnisvoll in der Sonne, denn die Brunnenskulptur war von einem dünnen Wasserfilm überzogen. Links der Auffahrt mähte ein greiser Bauer eine Alpenwiese mit der Sense, rechts davon harkte sein Enkel bereits getrocknetes Heu zusammen. Die Szene wirkte wie ein pastellfarbenes Idyll aus dem 19. Jahrhundert. Doch das versunkene Paar vor dem Hoteleingang störte sich nicht an der inszenierten Szenerie. Es atmete, im Gegenteil, dankbar den Duft des frisch geschnittenen Grases ein.
»Nervös?«
Pia Holzwanger hatte sich bei ihrem Mann eingehakt.
»Wird nicht einfach heute«, meinte Nikolaus Holzwanger, »ungefähr so wie eine Raubtiernummer im Zirkus.«
»Du schaffst es«, bestärkte ihn seine Frau. »Mir hingegen steht eine komplette Runderneuerung mit anderthalb Stunden Udvartana bevor. *Das* ist erschreckend, mein Lieber!«
»In der Tat. Kommst du da unverändert wieder raus?«
»Keine Ahnung, ich habe noch nie eine Ayurveda-Anwendung genossen. Und ehrlich gesagt bin ich skeptisch! Alles teurer Hokuspokus ohne Nutzen.«
Plötzlich stieß sie einen spitzen Schrei aus. Holzwanger zog seine Frau instinktiv an sich. Pia streckte ihren rechten Fuß vor und schüttelte ihn so lange, bis ihre Sandalette herabfiel.
»Mir ist was über den Fuß gelaufen!«
»Eidechsen«, beruhigte sie Holzwanger. »Die Wiesen sind voll davon. Joshi hat gestern einen ganzen Eimer gesammelt, ich glaube siebzehn Stück. Daraufhin hat ihn Olga ›Sir Lizzard‹ getauft, was ihn so stolz gemacht hat, dass er alle siebzehn Eidechsen am Schwanz schüttelte, um sich mit den so geernteten Trophäen zu schmücken.«
»Was du so alles während der Arbeit mitkriegst«, wunderte sich Pia. »Im

Spa ist man völlig vom Leben abgeschnitten. Andererseits wäre ich bei dieser Tierquälerei bestimmt eingeschritten.«
»Deshalb ist es auch besser, wenn du die Kinder nicht in ihrer Entwicklung vom Jäger zum Sammler störst«, meinte Holzwanger versöhnlich und küsste seine Frau. »Und das mit dem Mitkriegen ist bei mir ab jetzt auch vorbei.«
Denn Walter Weinberger war durch die erstaunlich kleine Eingangstür des Hotels ins Freie getreten. »Hi Doc!«, rief er von ferne. »Wir haben uns noch gar nicht richtig begrüßt!«
Er stapfte auf die beiden zu.
»Mrs. Holzwanger?« Der Ex-Offizier deutete einen Handkuss an. »Zufrieden mit der Anwesenheit Ihres Cousins? *Ich* wollte ihn ja nicht dabeihaben! Dachte mir schon, dass er Spesen wie ein Aufsichtsrat verursacht.«
Er zwinkerte Holzwanger verschwörerisch zu. Pia musste einen Moment überlegen. »Wer, Joachim? Du liebe Güte, ich habe ihn gestern Abend nur kurz an mir vorbeirauschen sehen. Wann ist er denn gekommen?«
»Gegen zehn«, antwortete ihr Mann. »Sein Porsche hatte irgendein Problem mit der Elektronik.«
»Wahrscheinlich ein verstopfter Pollenfilter«, spottete Weinberger. »Wollen Sie wissen, was unser kleines Event hier kostet, mal ganz abgesehen von der Mietgebühr für den Porsche?«
Holzwanger schüttelte den Kopf.
»Auf mich warten die Freuden der Udvartana«, warf Pia ein und nickte Weinberger zu. »Vielen Dank übrigens für die großzügige Einladung!«
»Nichts zu danken«, knurrte Weinberger. »Das muss Ihr Gatte alles abarbeiten.« Er drehte sich Holzwanger zu. »Sagen Sie, auf welche Krankheiten waren Sie gleich noch mal spezialisiert?«
»Wieso?« Der Angesprochene zog alarmiert die Augenbrauen hoch.
»Besteht bei irgendjemandem Behandlungsbedarf?«
»Erst wenn ich ihn in die Mangel genommen habe.« Weinberger fletschte die Zähne. »Nein, reines Interesse!«
»Ich bin Radiologe«, antwortete Holzwanger rasch.
»Für Menschen oder für Tiere?«
»Ausschließlich Menschen! Um genau zu sein: Ich kenne mich sogar nur mit CT – und MRT – Aufnahmen aus. Im Grunde bin ich

Computerspezialist.«
»Wissen Sie, was man bei uns im Mittleren Westen sagt?«, fragte Weinberger. »*Real doctors treat more than one species.*« Er prustete los.
»Gut, was?«
Holzwanger grinste widerwillig. Dann fiel ihm ein, dass er noch etwas loswerden musste. »Die Idee mit dem Togg-Jockey finde ich nicht besonders brillant«, sagte er. »Das gibt böses Blut.«
»Böses Blut macht gute Show«, entgegnete Weinberger lakonisch. »Kommen Sie, Doc, das müssen Sie auf die leichte Schulter nehmen. Wellness für Ihre Frau und ein bisschen Boxtraining für Sie.«
»Trotzdem!«, beharrte Holzwanger.
Weinberger hatte leicht reden. Er stand ja nicht im Mittelpunkt.

29

Mellau (Südflügel)

Dienstag, 27. Juli, 9 : 30

Der Mann zitterte vor Wut. Eher zufällig hatte er vor dem Frühstück noch seine Mailbox abgehört. Keine zwölf Stunden zuvor war alles im Lot gewesen.
Und jetzt das!
Dabei musste er sich den Lapsus selbst zuschreiben! Sein blindes Vertrauen in die Worte eines Kleinganoven wurde bitter bestraft. Hatte ihm der Kerl nicht am Telefon klipp und klar versichert, die Kiste mit den Büchern des 18. Jahrhunderts sei komplett gescannt worden? Komplett. Komplett! Komplett! Komplett!
Hätte er gewusst, dass dies nicht der Fall gewesen war, hätte er den Kleinganoven niemals hinter Gitter geschickt – mit ihm das kostbare Einzelstück!
Zum Glück ließ sich das rückgängig machen.
Der Mann griff zum Telefon. Wieder schien sich die Handyverbindung zwischen den Felswänden des Gewittersteingebirges zu zerreiben. Unmöglich, sich verständlich zu machen. Benutzte er hingegen den Zimmerapparat, hinterließ er Spuren in der Telefonanlage des Hotels.
Einen Moment lang zögerte er.
Dann setzte er sich über die Bedenken hinweg. Wer konnte schon elektronische Spuren lesen?
Die deutsche Justiz?
Der Mann prustete los. Sie musste Daten ja schon löschen, bevor sie überhaupt begriff, was diese Daten bedeuten könnten.
Der Mann wählte die Nummer der Auskunft. »Landgericht Moabit, Berlin«, bat er höflich. »Und dort bitte den Bereich, der sich mit Eigentumsdelikten befasst.«
Es knackte ein paar Mal im Hörer. Der Mann beruhigte sich wieder. Wenn man einer Behörde Arbeit abnahm, verlor sie jegliches Interesse

an der Sache. Ein Aktenzeichen weniger!
In wenigen Stunden würde das Buch wieder frei sein.

30

Dienstag, 27. Juli, 9 : 45

Trotz der fortgeschrittenen Zeit hatte noch keiner der Professoren die üppige Frühstückstafel im Speisesaal verlassen. Und entgegen des zwieträchtigen Eindrucks vom Vortag saßen alle an einem großen Tisch beisammen. Die Umgangssprache Englisch senkte zwar das Niveau der einzelnen Bonmots – die des Russen verstand niemand –, doch tat dies dem allgemeinen Einverständnis keinen Abbruch.
Als Alexandre Ranchin in seiner verräucherten Kleidung zur Gruppe stieß, war man gerade beim Thema Müll angelangt.
»Seit Anbeginn des Internets sind 90 Prozent davon reiner Abfall, und die restlichen zehn Prozent werden in der Zeit, in der man nach ihnen sucht, ebenfalls unbrauchbar.« Der Anthropologe Fienkelbart kaute auf einem Stück Vollkornbrot herum. »Ich bin kein Freund des Internets.«
»Trägt es dann nicht zur Qualitätsverbesserung bei, wenn möglichst viele Bücher ins Netz wandern?«, fragte Helene Siebenhofer.
»Sofern die Bücher nicht ihrerseits Müll sind«, wandte Joachim Sterzel ein. »Werke von Anwesenden natürlich ausgeschlossen.«
»Müll ist Materie am falschen Ort«, mischte sich Ranchin ein.
»Wenn es im Internet keine Orte mehr gibt – und es gibt im Internet keine Orte mehr –, wie kann es dann gemäß dieser Definition noch Müll geben, Collegae?«
»Interessanter Einwand«, gab Ranchin zu und reichte Reimar Dijkerhoff mit einer leichten Verbeugung die Kaffeekanne. »Etwas ganz anderes: Wollen wir uns vorab verständigen, wer welche Position auf dem Podium bezieht?«
»Das wäre in höchstem Maße …«
»Bedenklich?«, fragte Peter Goodrick-Clarke, der bislang schweigend das ihm unbekannte Bircher-Müsli gelöffelt hatte. In Mellau wurde so lange eingeweicht, bis auch zahnlose Gäste Gefallen daran fanden. Nicht ganz Porridge, aber genießbar.
»… unsportlich«, vollendete Dijkerhoff seinen Satz.
»In der Tat«, sprang ihm Ranchin bei. Seine Nonchalance gegenüber

dem schärfsten Widersacher war erstaunlich. »Wenn ich Sie alle daran erinnern darf, dass wir eine gewisse Bringschuld bezüglich unseres intellektuellen Unterhaltungswerts haben.«
»Das finde ich auch«, näselte Dijkerhoff. »Wir sollten uns live und in Großaufnahme an die Gurgel gehen, statt uns vorab in schlaffen Absprachen zu befrieden.«
»Mir wird das keine Schwierigkeiten bereiten.« Ranchin fixierte ihn mit festem Blick.
»Mir auch nicht.« Dijkerhoff hielt dem Blick stand.
»Meine Herren!« Helene Siebenhofer schüttelte den Kopf. »Man kann so ein Hearing doch auch ganz sachlich durchführen.«
»Finden Sie?« Peter Goodrick-Clarke legte seinen Kopf schräg. »Ich bin vielleicht der Einzige am Tisch, der schon mal etwas mit Technikfolgenabschätzung zu tun hatte …«
»Ich auch!«, meldete sich der Physiker Blavatnik.
»… und ich kann Ihnen versichern, dass das hier mit einer echten TA überhaupt nichts zu tun hat.«
»Nicht mal mit der russischen Variante davon«, bestätigte der Physiker, »und die ist schon sehr lax.«
»Wir sitzen hier auf einer reinen PR – Veranstaltung.«
»Zu welchem Zweck?«, fragte die Medizinerin Siebenhofer stirnrunzelnd.
»Na, den Zweck kennen wir doch alle!«
John Frigg aus Boston machte ein eindeutiges Zeichen. Das laute Gelächter zeigte, dass er ins Schwarze getroffen hatte.
»Das gefällt mir nicht«, murmelte fünf Tische weiter der Journalist Axel Jünger. Wie am Vortag war er ausnehmend schlecht rasiert. Seine grundsätzliche oppositionelle Haltung bezog sich auch aufs eigene Erscheinungsbild.
»Das gefällt mir überhaupt nicht«, wiederholte er. »Die glucken so einträchtig zusammen, als seien sie alle gekauft.«
Er holte ein schmales Moleskine-Notizbuch hervor und kritzelte hastig ein paar Anmerkungen hinein. Jemand tippte ihm von hinten auf die Schultern.
»Haben Sie das verloren?«
Axel Jünger sah auf.

Eine der hübschen Mellauer Bedienungen, die von Stammgästen immer noch ›Serviertochter‹ gerufen wurden, hielt ihm einen USB – Stick entgegen. Der Journalist schüttelte den Kopf.
»Es lag aber unter Ihrem Stuhl«, sagte die Serviertochter.
»Vielleicht doch«, entgegnete Jünger langsam. »Natürlich, Entschuldigung! Ich hab ihn vorhin eingesteckt. Er muss mir aus der Hosentasche gerutscht sein.«
Er hielt die Hand auf. Die Serviertochter legte den USB – Stick hinein. Ein teures Exemplar mit Titaniumhülle und zwei eingravierten altgriechischen Worten.
Axel Jünger hatte kein humanistisches Gymnasium besucht, also mangelte es ihm an Kenntnissen, um die Worte als kryptoi philoi entziffern zu können.
Er kramte in seiner Hosentasche nach einem Trinkgeld, fand keine passenden Münzen und ließ es bei einem Lächeln bewenden.
Die Serviertochter erwiderte es nicht.

31

Dienstag, 27. Juli, 10 : 15

Wie am Vortag war der Saal gestopft voll. Zusätzlich zu den Presseleuten und Verbraucherschützern hatten sich etliche Hotelgäste eingefunden, da die morgendliche Hauszeitung – entgegen der ausdrücklichen Weisung Weinbergers – eine kurze Notiz über die Veranstaltung gebracht hatte. Auch Jewgenij Jacob Fünfgeld saß mit seinem Sekretär und seinem Leibwächter Sergej im Publikum. Die drei fielen nicht weiter auf.
»Gedankenlesen«, zählte der Technikhistoriker Frigg auf, den der Moderator um ein Eingangsstatement gebeten hatte: »Zeitreisen, Unverletzlichkeit, Unsterblichkeit, ewige Jugend, Unsichtbarkeit – so lautet das apokryphe Wissen, das wir seit Jahrhunderten in alten Schriften zu finden hoffen.«
»Gedankenlesen kann Toggle ja schon!«, rief ein Vorwitziger aus dem Publikum dazwischen.
»Nicht nur Toggle«, ergänzte ein Zweiter. »Denkt an Myface!«
»Oder an Wikileaks!«, erklang es von dritter Stelle.
Nikolaus Holzwanger seufzte innerlich. Das fing ja gut an! Eigentlich sollte das Auditorium erst am letzten Tag mit einbezogen werden.
»Und was ist mit einem funktionierenden Schlafmittel ohne Nebenwirkungen?«, rief eine vierte, diesmal weibliche Stimme.
»Keine Chance«, erklärte Helene Siebenhofer. »Medizinische Probleme lassen sich nicht im Rückgriff auf die Vergangenheit lösen. Es sei denn, man glaubte noch an Alchimie.«
»Somit wären auch keine revolutionären Potenzstärkungs- und Haarwuchsmittelrezepte von Toggle zu erwarten«, schnarrte Reimar Dijkerhoff. »Sehr traurig für einige Anwesende hier im Saal.«
Das Auditorium lachte.
»Habe ich Sie recht verstanden, Professor Frigg«, versuchte Nikolaus Holzwanger das Durcheinander zu kanalisieren, »dass Sie glauben, unser Buchprojekt könne auf einigen dieser Gebiete für Überraschungen sorgen?«

»Keineswegs«, entgegnete Frigg. »Ich habe nur gesagt, dass so die unerfüllten menschlichen Wünsche lauten. Früher gab es noch ein paar mehr – die Kunst des Vogelflugs, körperlose Stimmen, Nachrichtenübermittlung ohne Trägermaterial wie Papier –, aber die haben wir alle technisch befriedigt. Um es mit Victor Hugo zu sagen: ›Alle Utopien von gestern sind die Industriezweige von heute.‹ Wenn also irgendwo in alten Büchern Rezepte zur Unsterblichkeit oder Formeln für Zeitreisen versteckt sind, dürften diese zu 99 Prozent auf plumpem Aberglauben beruhen. Zu einem Prozent weisen sie aber vielleicht auf neue, bislang unentdeckte Technologien hin.«
Weil sich auf dem Podium kein Widerspruch regte, fuhr der Amerikaner fort: »Ich bin Wissenschaftler, nichts liegt mir ferner als Science-Fiction-Szenarien auszumalen. Aber mit ziemlicher Sicherheit lässt sich sagen, dass niemand in der Vergangenheit solche Hinweise aus diesem Ein-Prozent-Bereich hätte verstehen können, weil ihm der Wissenshorizont seiner Zeit dies verwehrt hätte. Stellen Sie sich vor, jemand hätte das Rad erfunden, bevor die Achse da war – eine ins Leere schießende Entwicklung!«
Reimar Dijkerhoff, der sich bislang lässig auf seinem Stuhl gefläzt hatte, richtete sich auf: »Grob gesprochen, berühren wir hier das Problem der Wahrheitsfähigkeit«, erklärte er. »Bei wissenschaftlichen Neuerungen genügt es nicht, die Wahrheit zu entdecken. Sie muss auch in den Kontext der Menschen passen. Ist das Fenster der Wahrheitsfähigkeit geschlossen, wird die Wahrheit ignoriert oder bekämpft.«
»Und welche Wahrheit könnte das sein?« Nikolaus Holzwanger fand die Diskussion spannend.
»Genau das ahnen wir nicht einmal«, sagte John Frigg gereizt. »Das ist doch unser Dilemma.«
»Zum Beispiel eine theologische«, widersprach Grigori Blavatnik und deutete auf den einzigen leer gebliebenen Platz des Podiums. »Es ist doch kein Wunder, dass uns der Heilige Stuhl im Stich lässt. Toggle Books wird die eine oder andere Religion zum Einsturz bringen. Enthüllungen über fatale Fehltritte der Propheten sind nun wirklich nicht schwer vorherzusagen. Vielleicht erhalten wir Physiker darüber hinaus ein paar hübsche neue Gedanken zum Urknall. Und natürlich bekommt die Evolutionstheorie ihren Knacks ab.«

»Oder wir entdecken, dass Marx ein spielsüchtiger Manchesterkapitalist war«, warf Peter Goodrick-Clarke trocken ein. »Jeder hat da seine eigenen Entlarvungsfantasien. Aber das trifft nicht den Kern der Sache.«
In diesem Moment zerriss ein ohrbetäubendes Kreischen aus den Lautsprechern die konzentrierte Stille im Saal. Auf der Leinwand an der Stirnseite flackerte kurz die überdimensionierte Internetsuchmaske von Toggle auf. Der Techniker am Regiepult wurde knallrot im Gesicht und tauchte unverzüglich ins Kabelgewirr unterm Tisch ab. Das Kreischen erstarb.
»Es scheint, als wäre ich der Einzige, der diese Buchsuche für äußerst gefährlich hält«, fuhr Goodrick-Clarke fort. »Aber nicht, weil sie *ein* vergessenes Werk ans Licht befördern könnte. Das sind Kinderängste! Sondern weil sie die seit Jahrhunderten gebahnten Flussbetten unserer Wissensströme aufweicht.«
»Das verstehe ich nicht«, sagte der Moderator.
»Wir verlieren das Gefühl für Veralterung, Überholung, falsches Wissen«, erläuterte der Nobelpreisträger. »Die aufeinander aufbauende Kausalität des wissenschaftlichen Fortschritts löst sich in immerwährende digitale Gleichzeitigkeit auf. Alles – auch längst Abgelegtes! – wird ähnlich plausibel. Man sieht Daten nicht an, wie alt sie sind. Büchern schon.«
Der Informatiker Joachim Sterzel nickte bestätigend.
»Vor allem für junge Menschen ist das eine verheerende Entwicklung. Sie werden nicht mehr wissen, wie man Richtiges von Falschem unterscheidet. Sie kennen keine Kriterien mehr. Ich beobachte das schon jetzt an meinen Studenten. Bei ihnen feiert die Irrationalität Triumphe wie im Mittelalter.«
»Was die Studenten betrifft, stimme ich Ihnen zu.« Alexandre Ranchin sprach leise und mit geschlossenen Augen. »Aber kann das für uns entscheidend sein? Manchmal wird Abgelegtes auch wieder plausibel. Woran erkennen wir das? Und erkennen wir es schnell genug, bevor sich das Fenster der Wahrheitsfähigkeit, wie es Kollege Dijkerhoff nennt, wieder schließt?«
Einen Moment lang schwiegen alle. Diese Pause nutzte der Journalist Axel Jünger, um von seinem Platz in der dritten Reihe aus seine Stimme zu erheben: »Sie reden hier, als gäbe es nichts anderes als

Erschütterungen des wissenschaftlichen Weltbilds zu verhandeln«, erklang es zornig.
Der Journalist stand auf und wandte sich wechselweise ans Auditorium und ans Podium. »Darum geht es doch gar nicht! Es geht um unsere Gesellschaftsordnung! Beantworten Sie mir also folgende Fragen: Ist es richtig, dass Toggle alle Bücher der Welt in einen vom Konzern kontrollierten Datenstrom verwandeln will? Ist es richtig, dass er plant, danach alle physisch noch vorhandenen Bücher aufzukaufen und zu vernichten, um über den monopolisierten Zugang zu allem je verfassten Schriftgut die Gedanken der Menschen lesen und gegebenenfalls verändern zu können? Ist es darüber hinaus richtig, dass schon heute Aufzeichnungen darüber gemacht werden, wer welches Buch sucht, wann er sich ihm wie lange widmet, an welcher Stelle er steckenbleibt und wo er besonders intensiv verweilt? Oder um es mit den Worten meines Chefredakteurs auszudrücken: *Wer liest uns, während wir lesen?* Darauf gibt es doch nur eine Antwort: Toggle Inc. aus Valley Hills in Kalifornien. Und warum? Weil sich Geld damit verdienen lässt. Viel, viel Geld!«
Der Journalist schöpfte Luft. »Und Toggle ist nicht mal das einzige Problem. Jedes Wort, das ein naiver Nutzer bei Myface eintippt, weil er glaubt, er würde damit nur seine Freunde erreichen, ist wie in einen Saal hineingerufen. Nur dass wir uns den Saal größer vorstellen müssen als diesen hier, er fasst ungefähr eine halbe Milliarde Menschen. Toggle will darüber bestimmen, was wir in unser Gehirn hineinlassen. Myface will heraussaugen, was sich schon in unserem Gehirn befindet. Stellen wir uns doch rein hypothetisch die Frage, was passieren würde, wenn Toggle und Myface miteinander ins Bett gingen? Bei der Mitgift auf beiden Seiten wächst die Geilheit doch von Tag zu Tag.«
Jewgenij Jacob Fünfgeld warf seinem Schweizer Sekretär einen bezeichnenden Blick zu.
»Der USB – Stick hat weisungsgemäß sein Ziel erreicht«, flüsterte Urs-Albert Flüeli. »Ihr Neffe durchsucht gerade seine Festplatte.«
Axel Jünger hatte sich wieder auf seinen Stuhl zurückfallen lassen und wartete auf eine Antwort.
»Zu unserem Konkurrenten kann ich nichts sagen.« Holzwanger dämpfte seine Stimme, um dem Angriff die Bedeutung zu nehmen. »Aber die

Kritik an Toggle muss ich zurückweisen. Das ist weit hergeholt. Will jemand auf dem Podium dazu Stellung nehmen?«
»Technisch ist das alles kein Problem«, brummte Blavatnik, und John Frigg nickte bestätigend. »Digitalisierung des gesamten Weltwissens, Leserkontrolle. Aber Vernichtung aller Bücher? Selbst für russische Verhältnisse wäre das … ambitioniert.«
Nervös suchte Holzwanger nach Verbündeten im Raum. Wo war Melissa? Er konnte sie nicht entdecken. Nur Walter Weinberger lehnte lässig neben der Tür.
»Ich stelle fest, dass kein Dementi erfolgte«, ließ Axel Jünger wieder seine schneidende Stimme ertönen. »Was mich überhaupt nicht wundert. Toggle und Konsorten planen aus purer Raffgier, den Datenschutz abzuschaffen. Wenn es nach Toggle und Konsorten geht, wird man in wenigen Jahren das Wort Privatsphäre überhaupt nicht mehr kennen. Ja, wenn sich Toggle und Konsorten durchsetzen, bekommen wir die digitale Diktatur!«
»Aber Sie als Journalist kennen das Wort Privatsphäre!«, entfuhr es Holzwanger ärgerlich.
»Ja, ich lege bei meiner Arbeit wie im persönlichen Leben Wert darauf.«
»Dann wünsche ich Ihnen viel Glück in Ihrem Leben«, sagte Holzwanger kalt. »Vor allem beste Gesundheit. Sollten Sie allerdings jemals das Pech haben, schwer erkrankt auf einer Intensivstation zu landen, dann viel Spaß mit Ihrem Bedürfnis nach Privatsphäre.«
»Wieso?«, fragte der Journalist, leicht irritiert.
»Nun, man wird dort über die intimsten Details Ihrer Krankheit reden, ohne sich um Zuhörer zu scheren. Man wird durch den Raum schreien, dass Ihre Überlebenschance nur noch 30 Prozent beträgt und dass Sie ein Leben lang inkontinent, impotent oder zu einem künstlichen Darmausgang verurteilt werden. Sie werden erleben, wie ein Pfleger Ihrem Bettnachbarn laut die Kosten vorrechnet, die er täglich verursacht, obwohl er doch ein hoffnungsloser Fall ist. Kurzum: Sie werden wünschen, das Wort Privatsphäre nie gekannt zu haben, um Ihr Leid nicht durch falsche Maßstäbe noch zu vergrößern. Privatsphäre ist ein Luxus, den man sich nur erlauben kann, wenn es um nichts geht.«
Holzwanger war der Atem ausgegangen. Im Saal knisterte die Luft.
»Das ist doch pure Polemik«, sagte der Journalist trotzig. »Woher wollen

Sie das alles wissen?«
»Doktor Holzwanger ist Arzt«, erklang Weinbergers sonore Stimme aus den Tiefen des Raumes. »Und zwar ein erfahrener.«
Na endlich!
Dieser Beistand hätte ruhig früher kommen können.

32

Dienstag, 27. Juli, 10 : 45

Pia hatte die Udvartana-Massage, deren esoterisches Begleitgequatsche ihr gegen den Strich ging, nach einer Stunde abgebrochen und beschlossen, sich erneut im Kinder-Spa zu entspannen. Diesmal stand der ganze Bereich leer, denn die hauseigenen Animateure hatten ein Eidechsenrennen für die Kids angesetzt, das ganz offensichtlich auf größeres Interesse stieß als Eismaschine und Whirlpool.
Weil sie nichts Anständiges zu lesen hatte, hüllte sich Pia in ihren Bademantel und schlurfte durch die Gänge des Basements zur hoteleigenen Buchhandlung, einen lichtdurchfluteten Raum zwischen Rezeption und Teesalon. Für einen Moment kam sie sich peinlich unangezogen vor, aber die Buchhändlerin war solche Auftritte gewohnt. Sie wäre wohl nur eingeschritten, hätte sich Pia mit klatschnassen Haaren über die Bücher gebeugt.
Nach einer Weile des Herumblätterns entschied sich Pia für einen Roman mit dem seltsamen Titel ›Meckels Messerzüge‹. Als sie gerade an der Kasse ihre Zimmernummer nennen wollte, rumpelte ein Hoteldiener mit einer angerußten Holztruhe heran. Die Buchhändlerin verzog säuerlich das Gesicht: »Was soll das, Herr Pörtner?«, fragte sie.
»Der Sommelier hat diese Bücherkiste vorhin im Weinkeller gefunden. Schauen Sie bei Gelegenheit mal rein, sagt der Chef, und verkaufen Sie alles, was wir nicht brauchen! Wahrscheinlich wurde sie beim Brand aus der alten Bibliothek gerettet.«
»Das passt doch gar nicht zu unseren Gästen«, entgegnete die Buchhändlerin pikiert. »Lauter schmutzige alte Bücher!«

33

Dienstag, 27. Juli, 11 : 30

Im Tanzsaal hatte Reimar Dijkerhoff zu einer langen Ausführung angehoben, warum es in der Geschichte der Menschheit nie gelungen sei, den einmal entkorkten technischen Daimon wieder zurück in seine Flasche zu jagen. »Giving up the gun, wie diese Denkfigur unter englischen Kollegen lautet«, schnarrte er in seinem näselnden Tonfall, »ist ein frommer Wunsch von Technikverweigerern, die unter einer verschobenen Realitätswahrnehmung leiden.«

In diesem Moment begann die Projektion auf der Bühnenleinwand zu funktionieren. Die Toggle-Suchmaske stabilisierte sich, und man sah, wie ein Buchstabe nach dem anderen den Schlitz füllte. Nicht übermäßig schnell, denn der Togg-Jockey wollte sich nicht vertippen: *Giving … up … the … gun.*

Eine Fundstellenliste flashte auf. Behände flitzte der Mauszeiger über den projizierten Riesenbildschirm, blieb kurz auf einem Musikvideo stehen, als überlege der Jockey, die Gesellschaft zu einer Tanzeinlage aufzufordern, sprang dann aber zur allerersten Fundstelle zurück, aktivierte den dortigen Amazon-Button – ein Buch also! – und ließ ein buntes Cover aufpoppen. Auf diesem fuchtelte ein japanischer Samurai mit einem Vorderlader herum.

»Noel Perrin, sehr richtig!«, rief Alexandre Ranchin und klatschte begeistert in die Hände. »Trotz des Namens bedauerlicherweise kein Landsmann von mir, aber wenigstens ein Historiker und kein vor sich hin brabbelnder Philosoph.«

Reimar Dijkerhoff, der kurz zuvor ja noch behauptet hatte, niemals seien von der Menschheit erfundene Waffen wie Gewehre oder Pistolen je wieder aufgegeben worden, blickte konsterniert drein. Sollte damit seiner These widersprochen werden, dass Toggle Books als geistige Waffe ebenfalls nicht mehr aus der Welt zu schaffen sei?

Ranchin sprach mit milder Herablassung: »Hier haben wir eine schöne, wenngleich paradoxe Beweisführung. Toggle widerlegt die unbedachten Worte von Professor Dijkerhoff, indem es uns zu jener Quelle führt, die

sehr wohl von der Abschaffung neuer Waffen berichtet. Wie Noel Perrin aufdeckte, haben die japanischen Samurai nach einer intensiven Nutzungsphase von immerhin hundert Jahren die darauffolgenden 300 Jahre Schusswaffen boykottiert. Das beruhte nicht auf Unwissenheit oder Unerfahrenheit, sondern auf guten Gründen. Den Samurai gefiel die ehrlose Art des Tötens mit einem Gewehr nicht. Auf diese Art konnte nämlich jeder niedere Bauer zum Kriegshelden werden, ohne zuvor die komplizierten Riten des Schwertkampfs eingeübt haben zu müssen.«
Man sah, dass Dijkerhoff dem kleinen Franzosen keinen Glauben schenkte.
Ranchin fuhr unbeirrt fort: »Ja, man muss sogar von einem Triumph der Ästhetik über die Gewalt sprechen! Wissen Sie, wie unpräzise Gewehre früher waren? Welch schreckliche Zerstörungen ein- und austretende Kugeln hinterließen? Fast dreihundert Jahre lang schafften es die Japaner, sich dieser Barbarei zu widersetzen und ihre hochelegante, schön anzusehende Kriegskunst weiter zu praktizieren.«
Er blickte versonnen auf die große Leinwand, als erwarte er dort detaillierte Illustrationen zu seinen Ausführungen. Da sie ausblieben, fuhr er mit einer Spur von Enttäuschung in der Stimme fort. »Das ist also die Korrektur der Falschaussage von Professor Dijkerhoff. Zugleich aber stützt Toggle die Meinung des werten Kollegen, indem genau dieser Vorgang hier die Überlegenheit unserer neuen Technologie demonstriert. Niemand mehr wird je das Internet und die Suchmaschinen abschaffen wollen, die doch so mächtig sind, jeden Irrtum, jede Lüge in Sekundenbruchteilen zu widerlegen! Ist das nicht hübsch? Pro und contra in einem Atemzug.«
Das Auditorium honorierte seine Ausführungen mit freundlichem Applaus. Togg-Jockey Erik bezog ihn auf sich und verbeugte sich hinter seinem Regiepult. Der Applaus steigerte sich ein bisschen. Ein paar Leute lachten, doch Erik strahlte.
»Mittagspause«, rief Nikolas Holzwanger in den Trubel hinein.
So schlecht, wie er befürchtet hatte, war die Veranstaltung gar nicht gelaufen. Nur Ranchins seltsame Begeisterung für die Klingen der Samurai konnte er nicht nachvollziehen. Aber was sollte man von einem Franzosen schon anderes erwarten?
Seine Nation hatte schließlich die Guillotine erfunden.

34

Dienstag, 27. Juli, 12 : 30

Der Untersuchungsrichter am Landgericht Moabit blätterte in der Akte PA/II – 397 und schüttelte missmutig den Kopf. Dann drückte er auf den Knopf seiner Sprechanlage und befahl, den Häftling vorzuführen. Ein Vollzugsbeamter geleitete Anton Purgler hinein.
»Herr Purgler, das tut mir persönlich leid«, sagte der Untersuchungsrichter im bedauernden Tonfall.
Anton Purgler hob den Blick. Einen solchen Auftakt hatte er nicht erwartet.
»Sie waren verletzt, als man Sie verhaftete?«
Purgler nickte.
»Ist das zu Ihrer Zufriedenheit behandelt worden?«
»Klar doch! Geht nichts über die hauseigene Klinik.«
Er hielt die Handfläche in die Höhe, auf der man eine sauber verheilte Narbe sehen konnte.
Der Richter seufzte: »Gut.«
Wenigstens war nicht mit einer Klage gegen die Justiz zu rechnen. Dennoch ließen sich einige behördliche Mängel nicht verschweigen:
»Man hat sie am 8. Juli um 0.45 Uhr vor Ihrer Wohnung in Schöneberg festgenommen. Grund dafür war eine anonyme Anzeige, die Sie des Diebstahls mehrerer Kisten wertvoller Folianten bezichtigte. Und da Sie leider auf Bewährung draußen waren –«
»… hat man mich eingelocht!«
»… haben Sie die Kollegen POM Gnitzke und POM Konwitschny der JVA Moabit zugeführt, ja.«
Er seufzte noch einmal.
»Bei diesem Verfahren sind Fehler gemacht worden. Zunächst einmal bietet eine anonyme Anzeige per Telefon keinen Inhaftierungsgrund, Bewährung hin oder her. Es hätte zu einer zeitnahen Überprüfung des Diebesguts kommen müssen. Eine solche ist zwar acht Tage später erfolgt, doch wurden die Ergebnisse leider nicht unverzüglich dem Haftrichter zugeleitet. Schließlich hat heute früh jemand angerufen, um

die Anzeige zu widerrufen, von der er behauptete, sie am 8. Juli um 0.30 Uhr rechtsirrtümlich abgegeben zu haben. Die präzise erinnerten Daten deuten darauf hin, dass es sich tatsächlich um den damaligen Anrufer handelt.«
Der Untersuchungsrichter überflog eine Liste, die zuoberst der Akte lag. »Wie ich inzwischen weiß, haben die Kollegen von der Kripo jedes einzelne Buch auf seine Herkunft hin überprüft. Das war nicht sonderlich schwierig, weil alle aus Bibliotheken stammten und das jeweilige Sigel trugen. Tatsache ist: Keines der Bücher befand sich noch im Bestand einer Bibliothek. Sie waren alle seit Langem ausgemustert und legal verkauft.«
Purgler war verwirrt: »Sie meinen, ich hab sie nicht gestohlen?«
»Der Anrufer gab vorhin an, die Bücher seien Teil Ihres Lohns als antiquarischer Fachgehilfe gewesen. Von meiner Seite aus gibt es keinen Grund, das anzuzweifeln. Wenn überhaupt ein Vergehen damit verbunden sein sollte, dann höchstens ein steuerliches. Dafür wäre eine andere Kammer zuständig.«
Er streckte Purgler die Hand entgegen.
»Sehen Sie also zu, dass Sie die Einnahmen aus dem Verkauf ordentlich versteuern, dann bleiben Sie ein unbescholtener Mann.«
Anton Purgler erhob sich und sah fragend in Richtung des Vollzugsbeamten. »Heißt das, ich kann jetzt sofort …«
»Na ja, Sie kennen uns. Wir sind in allem etwas langsam«, wiegelte der Richter ab. »Reingesteckt kriegen wir die Leute schnell, die Enthaftung dauert ein bisschen länger. Der Anrufer wollte wissen, wann sich die Gefängnistore vor Ihnen wieder öffnen. Ich versprach ihm, dass wir das bis morgen früh geschafft haben werden. Er will Sie dann abholen.«
Das waren gute Nachrichten. Dann konnte sich Purgler das intrigante Arschloch gleich vorknöpfen.
Darauf freute er sich jetzt schon.
»Ganz am Rande und mal rein privat«, sagte der Untersuchungsrichter mit gesenkter Stimme: »Ich sammle historische Kochbücher. Haben Sie da was im Angebot?«

35

Dienstag, 27. Juli, 13 : 30

Zu Mittag waren Wolken aufgezogen, und über Schloss Mellau hatte es zwanzig Minuten lang genieselt. Jetzt strahlte die Sonne wieder und überzog das Gelände mit dem Glitzern Millionen kleiner Tröpfchen auf Blättern und Gräsern. An manchen Stellen dampfte der warme Boden die Feuchtigkeit noch ab, während die Steinplatten auf den Terrassen in Windeseile wieder getrocknet waren.
Joshi Holzwanger kletterte einen Hang hinunter.
Zweihundert Meter südlich des Schlossgebäudes fiel die Landschaft steil ab. Ein schmaler Trampelpfad und eine bemooste Holztreppe führten zur tiefer gelegenen Ebene am Forchbach, die nach dem großen Brand zu einem kleinen Freizeitpark ausgebaut worden war. Neben Tennisplätzen befanden sich mehrere Boule-Bahnen in der Senke, ein nach Bedarf bewirtschaftetes Gartencafé, ein Außenpool mit großzügigen Liegeflächen und eine halboffene Hütte mit Massagepritschen, die freilich wegen der heimtückischen Bremsen selten frequentiert wurde. Der Geruch des Massageöls lockte die Insekten an, statt sie abzuschrecken. Aus einer finnischen Sauna im Blockhausstil konnte man direkt in den Forchbach springen, was allerdings eher ein herbstliches Vergnügen darstellte, denn im Sommer erquickte man sich lieber ohne vorige Erhitzung am strudelnden Gletscherwasser.
Joshi schmollte.
Zu seinem großen Ärger hatte der Fünfjährige am Morgen das Eidechsenrennen verloren. Unbeirrt war sein Favorit in die falsche Richtung gelaufen, bis er ihn vor Wut zertrampelt hatte. Jetzt suchte er zum Ausgleich nach weiteren Stücken für seine Sammlung. Das Gelände rund ums Hotel hatte er schon komplett abgegrast, doch Olga, seine Schwester, hatte ihm zugeflüstert, im Forchbach lebten Krokodile. Genau dort, nicht weit von der Blockhütte entfernt, stand jemand im Wasser. Der konnte Joshi helfen, das Krokodil herauszuziehen. Das war nicht gefährlich, denn Olga hatte ihm verraten, dass Krokodile bei Kälte steif wurden und sich dann ohne Gegenwehr einsammeln ließen. Das

Wasser des Forchbachs war kalt. Aber Krokodile wogen eine Menge, und Joshi war nicht gerade stark für sein Alter.
Als der Junge am Bach ankam, war sein Helfer schon wieder verschwunden. Dafür lag eine Frau im quirligen Wasser und kühlte sich ab.
»Badest du mit Klamotten?«, fragte Joshi erstaunt.
Die Frau antwortete nicht.
»Da sind Krokodile drin«, sagte Joshi sehr ernsthaft. »Die können einem zwar nicht wehtun, weil sie stocksteif gefroren sind, aber vielleicht liegst du auf einem, und das wäre nicht gut.«
Er ließ offen für wen.
»Bist du tot?«, fragte Joshi.
Keine Antwort.
Die *war* tot.
Unter der Wasseroberfläche schimmerte es silbern.
Joshi griff zu.
Das war wenigstens eine Entschädigung dafür, dass die Tote keinen Schwanz hatte, den man sich als Trophäe anheften konnte!
Der Fünfjährige steckte den Schatz ein und ging weg.

36

Dienstag, 27. Juli, 13 : 45

Der Toggle-Personalchef ließ seinen Blick über die Stuhlreihen schweifen. Der nervige Journalist war nicht mehr da, worüber man kaum traurig sein musste. Melissa fehlte. Erik, der Togg-Jockey, hatte sich noch nicht wieder am Regiepult eingefunden – nun gut, das ließ sich mit Melissas Verspätung in Beziehung setzen. Dijkerhoff schien gekränkt zu sein und hatte bereits das Mittagessen geschwänzt, doch selbst die umgängliche Professorin Siebenhofer schien wie vom Erdboden verschluckt. Im Auditorium fehlte jener Mann, der an unpassender Stelle laut aufgelacht hatte, dazu seine beiden Begleiter.
Pia fehlte.
Eigentlich schon die ganze Zeit. Jetzt, am Nachmittag, könnte sie ruhig mal ihren Erholungsurlaub unterbrechen und ihm bei der Arbeit zusehen. Wie wacker er sich schlug! Wie diszipliniert er seine Selbstzweifel niederkämpfte, wie seriös er auftrat. Außerdem hatte ihr Cousin gleich seinen Auftritt.
»Meine Damen und Herren«, sprach Holzwanger ohne rechten Schwung ins Mikrofon: »Obwohl noch nicht alle Gäste vom Mittagsmahl zurückgekehrt sind, möchte ich doch unsere Veranstaltung fortsetzen. Professor Joachim Sterzel aus Dresden wird ein Statement unter der Überschrift ›Unsere digitalen Schatten‹ abgeben. Bitte, Herr Professor!«

37

Dienstag, 27. Juli, 13 : 55

Axel Jünger kam mit einer schmuddeligen Reisetasche die Treppe herunter und stieß in der Lobby mit Urs-Albert Flüeli zusammen. Der Ex-Diplomat strich sich ungerührt das Jackett glatt und nickte dem Journalisten zuvorkommend zu.
Auf diese Begegnung hatte er gelauert.
Jünger musterte den Anzugträger mit Abscheu. Das war sicher eines dieser arroganten Arschlöcher, die den Lauf der Welt bestimmten, dachte er verbittert. So ein Toggle-Aufsteiger, den Aktienoptionen zum Millionär gemacht hatten! Und jetzt konnte er ihn nicht mal in seinem Artikel herunterputzen, weil er sich dazu hatte verführen lassen, seine neutrale Position aufzugeben.
So ein Ärger!
Gleich nach der Veranstaltung hatte ihm die verbiesterte Kollegin von der *Süddeutschen* signalisiert, dass sie seine »verschwörungstheoretisch schillernden« Ausführungen in den Mittelpunkt ihres Berichts stellen würde. Und über wen berichtet wurde, der durfte selbst nicht mehr berichten – erstes Reinheitsgebot der Presse.
»Sie sind doch der mit den Zwischenrufen«, meinte Urs-Albert Flüeli zutraulich. »Welches Blatt?«
»Frankfurter Allgemeine.« Jünger ließ die Reisetasche zu Boden gleiten und deutete aufs Logo seiner Zeitung. Die Tasche stammte aus den Restbeständen einer längst verjährten Abonnentenwerbung. Er war nur freier Mitarbeiter, simpler Fußsoldat, weit weg von allen Offiziersvergünstigungen.
Flüeli zwinkerte ihm zu. »Ihr Glück! Mit denen hab ich keine Rechnung offen. Wenn Sie mir versprechen, dass Sie die nächsten Jahre kein Wörtchen über jemanden schreiben, dessen Namen ich Ihnen unterwegs nenne, nehm ich Sie nach Klais mit. Sie haben es doch eilig, zum Bahnhof zu kommen? Oder irre ich mich da?« Er zwinkerte ihm verschwörerisch zu.
Jünger runzelte die Stirn.

»Deal or no deal?«, fragte Flüeli, als biete er seinem Gegenüber die ultimative Fluchtmöglichkeit aus einem Hochsicherheitstrakt an.
»Deal«, knurrte Jünger missmutig. Auf Mellau hatte er nichts mehr verloren. Mit einer schlaffen Bewegung griff er erneut nach seiner Reisetasche und folgte dem geschniegelten Angeber nach draußen. Das Emblem auf dem Wagenschlüssel versprach einigen Komfort. Wenigstens das.

38

Dienstag, 27. Juli, 14 : 05

Olga hatte es sich mit ein paar Modezeitschriften dicht an der Kante des oberen Plateaus bequem gemacht. Ihr Liegestuhl war behaglich, ein orangener Sonnenschirm spendete Schatten, und wenn sie auffällig genug mit den Armen wedelte, kam sogar ein Kellner von der Sonnenterrasse herüber und brachte ihr etwas zu trinken.
So ein Luxusleben war nicht zu verachten.
In der Senke, dreißig Meter unter sich, sah Olga ihren kleinen Bruder herumstreunen. Wie eklig diese Eidechsenschwänze waren, mit denen er sich behängt hatte! Hoffentlich blieb er ihr so fern wie die beiden achtjährigen Zwillinge, die sich den ganzen Tag über an die Fersen der reichlich unterbeschäftigten Kinderbetreuer hefteten.
Aber Joshi kam näher. Als er den steilen Hang hinaufgekeucht war und vor ihr stand, drehte sie angewidert das Gesicht zur Seite. Doch er scherte sich nicht darum, denn er strotzte vor Empörung: »Im Bach sind keine Krokodile!«
»Natürlich nicht. Wer hat dir denn den Quatsch erzählt?«
»Dafür liegt ’ne tote Frau im Bach«, sagte Joshi.
»Auch Quatsch«, gähnte Olga. »Der Forchbach ist so flach, da können nicht mal Kinder drin ertrinken. Die kühlt sich bestimmt nur ab. Ist ja schon wieder richtig warm geworden.«
»Mit dem Gesicht nach unten?«
»Komm, hau ab!«, sagte Olga genervt. »Ich betreibe Studien für meine Lifestylenews auf Myface.« Sie pochte auf die Modezeitschriften in ihrem Schoß. »Geh in den Kinderclub, da gibt’s mindestens noch drei andere Fünfjährige.«
»Alles Mädchen«, protestierte Joshi, machte sich aber davon. Olga versuchte sich wieder auf ihre Zeitschriften zu konzentrieren, doch es gelang ihr nicht. Eine tote Frau! Jetzt musste sie aufstehen, nur weil diese Nervensäge von kleinem Bruder unter Hirngespinsten litt.

39

Dienstag, 27. Juli, 14 : 10

»Nicht zufällig gemahnt uns der Begriff *Schatten* an einen berühmten Text von Platon«, sprach Joachim Sterzel im Tanzsaal vor dem inzwischen beinahe komplettierten Auditorium. Auf der Bühne fehlte nur noch Helene Siebenhofer.
»In seinem Höhlengleichnis aus dem siebten Buch der *Politeia* demonstriert der griechische Philosoph die Begrenztheit unserer Wahrnehmung, indem er behauptet, wir sähen nicht die Welt an sich, sondern nur das Schattenspiel, das von ihr an die Wand geworfen werde. Mit einigem Nachdruck lässt sich sagen, dass wir dieses Stadium, gefesselt in einer Höhle zu liegen und nicht zu den Quellen der Erkenntnis vordringen zu können, lange hinter uns gelassen haben. Wir sehen nicht mehr nur die Schatten der Phänomene, wir sehen die Phänomene selbst. Schatten gibt es allerdings immer noch. Denn inzwischen werfen *wir* Schatten. Digitale Schatten.«
Er machte eine kleine Pause.
»Eigentlich wollte ich an dieser Stelle weiter über Platon reden, aber der Zwischenruf des Herrn, den ich jetzt leider nirgendwo mehr entdecke …« Er ließ seinen Blick über das Publikum schweifen, schüttelte dann enttäuscht den Kopf, »… legt eine Änderung meines Vortrags nahe. Ich weiß nicht, ob Sie sich noch an Wikileaks erinnern, jenen romantischen Bund, der meinte, es dürfe auf der Welt keine Geheimnisse mehr geben? Wikileaks stellte diplomatische Geheimdepeschen ins Netz, und die Welt lachte sich über brüskierte Regierungschefs tot. So dachten Botschafter also wirklich über die Zustände in ihren Gastländern! Aber zwischen Totlachen und Totschlag verläuft nur ein schmaler Grat. In manchen Staaten versteht man solche Späße nicht, und ich kann Ihnen versichern, durch diese Attacke auf die Privatsphäre sind wir dem Dritten Weltkrieg näher gekommen als durch die Anschläge des 11. September. Dass der digitale Schatten existiert, ist indes nur die Hälfte der Lektion, die wir zu lernen haben. Die andere lautet, dass man ihn nicht vom Körper seines Schattenspenders ablösen

darf.« Er holte tief Luft. »Sein Eigenleben wird uns allen gefährlich.«

40

Dienstag, 27. Juli, 14 : 15

»Hier geht’s aber nicht nach Klais«, wunderte sich der Journalist, als Urs-Albert Flüeli direkt hinter der Tiefgaragenausfahrt scharf rechts in einen Forstweg einbog.
»Mittenwald hat auch einen Bahnhof.«
»Und hier kommt man mit dem Auto durch?«
»Das ist zwar ein Bentley«, sagte Flüeli und empfand in diesem Moment Genugtuung darüber, dass sein Arbeitgeber nicht besonders heikel war, »aber wenn man seine Qualität nicht hin und wieder überprüft, ist er sein Geld auch nicht wert.«
Axel Jünger war es gleichgültig, wo er den Zug nach München erwischte. Der Komfort des Bentley war wirklich erstaunlich. Auf der Rückbank bekam man von der Unebenheit des Fahrwegs kaum etwas mit. Plötzlich trat der Schweizer auf die Bremse.
»Was ist?«, fragte der Journalist.
»Haltestelle Waldmeisterlichtung.«
Aus einem Gebüsch trat ein Mann im schwarzen Anzug hervor. Er öffnete die Beifahrertür und schlüpfte ins Auto.
»Alles okay?«, fragte Flüeli.
Der Mann nickte. Flüeli drehte sich zu seinem anderen Fahrgast um: »Sergej sammelt so gerne Pilze, selbst im Regen! Kann man in der Ukraine guten Gewissens ja nicht tun. Langzeitwirkungen von Tschernobyl.«
»Schon klar.« Was gingen Axel Jünger die Waldspaziergänge eines Bodybuilders an?
Der Schweizer fuhr wieder los. Nach ein paar Minuten sagte er: »Sie erinnern sich an unseren Deal?«
»Verschwommen.«
Flüeli trat sofort wieder auf die Bremse.
»Na klar tue ich das«, beeilte sich Jünger zu versichern. Irgendwas schien sich von einer Sekunde auf die andere verändert zu haben. Die Luft knisterte.

»Der Name lautet Jewgenij Jacob Fünfgeld.«
»Nie gehört.«
»Möglicherweise könnte er im Zusammenhang mit Toggle auftauchen. Außer natürlich in Ihren Artikeln. Genauso wenig wie Sie einen Zusammenhang zwischen Jewgenij Jacob Fünfgeld und der Firma Myface Inc. sehen.«
»Und wenn ich doch –«
»Wissen Sie«, hob Flüeli an und schaute unbeirrt auf den Forstweg vor sich, »es gibt drei Stufen der Vernichtung. Erst kommt die Vernichtung der öffentlichen Existenz. Daran sind Leute wie Sie beteiligt, wir Opfer nennen es Rufmord. Die zweite Stufe ist die Vernichtung der bürgerlichen Existenz, man entzieht Ihnen die materielle Basis. Schadensersatzklagen wirken da wahre Wunder. Am Ende steht die dritte Vernichtung, die der physischen Existenz. Ich kann Ihnen versichern, schon die erste Stufe ist sehr unangenehm. An die dritte wollen wir gar nicht denken.«
Der Mann, den der Schweizer Sergej genannt hatte, drehte sich zu ihm um und lächelte.
Nur so ein Lächeln.
Scheiße, dachte Axel Jünger. Ein kalter Schauer jagte seinen Rücken herunter.
Diese Mitfahrgelegenheit schien sich zu seinem zweiten Fehler am heutigen Tag auszuwachsen.

41

Dienstag, 27. Juli, 14 : 20

Olga irrte durch die endlosen Gänge des Schlosshotels. Der Kinder-Spa stand leer, und in den Wellnessbereich der Erwachsenen kam sie nicht hinein. Falls sich ihre Mutter dorthin zurückgezogen hatte, konnte Olga sie nicht erreichen. Der Konferenzsaal schied aus, denn nach der Störung vom Vortag hatte ihr der Vater ausdrücklich verboten, sich auch nur dem Flur vor dem Saal zu nähern. Im Teesalon saßen ein paar ältere Damen, die angesichts des kleinen Schauers ihre Wanderpläne voreilig aufgegeben hatten und nun nicht mehr von ihrer Bridgepartie loskamen. Olga trat auf die Terrasse hinaus, überquerte den Rasen und umrundete den Gewittersteinflügel. Auf der Rückseite befand sich der Eingang zum Kinderclub. Vielleicht sah ihre Mutter ja gerade nach den Zwillingen? Doch der Club stand leer. Nur ein Hausdiener wuchtete gerade eine rußgeschwärzte Truhe von einem der Wagen, mit denen man sonst Koffer durchs Haus beförderte.

»Kommst gerade richtig«, sagte der Mann in bayrischem Dialekt. »Gleich gibt’s eine Schatzsuche für euch. Ihr dürft alte Bücher aus der Kiste räumen. Goldmünzen und Totenschädel müsst ihr freilich abgeben, wenn ihr sie findet.«

Witzige Erwachsene waren schlimmer als das Nachmittagsfernsehen von RTL.

»Äh, ist doch schmutzig!«, machte Olga. »Nee wirklich nicht, danke! Fragen Sie meine Brüder. Die lieben Dreck.«

Sie drehte auf dem Absatz um, lief durch die unteren Gänge des Schlosses zurück, am Weinkeller und Feinschmeckerrestaurant vorbei. Dann stieg sie doch das Treppenhaus zum Tanzsaal hoch. Verbote galten nur, solange nichts passierte, sprach sie sich selbst Mut zu. Vorsichtig schob Olga die Tür einen Spalt weit auf. Auf dem Podium redete der Cousin von Mama.

»Habe ich eben behauptet, Wikileaks sei gegen staatliche Geheimnisse? Das war eine grobe Verkürzung. Noch bezieht sich die Transparenzwut dieser Robin Hoods nur auf Regierungen und Konzerne, und ich sehe an

Ihren leuchtenden Augen, dass auch Sie das gut finden! Wer wüsste nicht gern, was die Versicherungen alles speichern? Welche Absprachen Industrieunternehmen mit der Regierung treffen? Wie Banken tricksen und betrügen? Aber der digitale Schatten ist kein Haustier. Er ist ein Dämon: Er beherrscht uns, nicht wir ihn. Um das zu begreifen, hilft uns ein Gedankenexperiment. Stellen Sie sich vor, es gäbe einen Computervirus, der Ihre E-Mails liest. Er liest sie aber nicht nur, er liest sie *aus* und stellt sie ins Internet. Das gesamte Backup Ihrer Korrespondenz! Wenn nun jemand Sie im Internet toggelt, stößt er auf Ihre persönlichsten Äußerungen. Das gilt natürlich auch für Tagebücher, die Sie unvorsichtigerweise am Computer führen, ja für alles, was Sie je digitalisiert haben. Und leider ist das kein Gedankenexperiment. Einer meiner Studenten hat diesen Virus als Seminararbeit projektiert. Er bekam eine Eins dafür – im Austausch für die Zusicherung, ihn niemals zu programmieren. Was meinen Sie, wie lange solche Zusicherungen bei jungen Menschen halten?«

Olga hatte vergebens auf eine Lücke im Redefluss gewartet, nun quälte sie unstillbarer Hunger nach Kuchen. Warum kümmerte sich Joshi eigentlich nicht selbst um die Verbreitung seiner Katastrophennachricht? Trotzig verließ sie den Tanzsaal wieder. Weil sie die rechte Treppe hinunter zur Lobby benutzte, während ihr kleiner Bruder die linke hinaufstieg, sah keiner der beiden den anderen.

42

Dienstag, 27. Juli, 14 : 30

»Für welche Stufe der Vernichtung haben Sie sich entschieden?«, fragte Urs-Albert Flüeli rhetorisch.
Axel Jünger schwieg.
»Und woher speist sich Ihr Zorn gegen Toggle?«, fuhr der Schweizer fort. »Ihr Auftritt war ja fulminant.«
»Rein professionelle Skepsis«, antwortete Jünger.
»Ach, kommen Sie! Sie gingen da rein wie ein Ninjafighter! Das macht man nicht nur so aus Routine.«
»Manchmal wissen Journalisten eben mehr als Normalsterbliche. Dann können wir unsere Gefühle nicht im Zaum halten.«
Um anschließend die Karriere darauf aufzubauen, dass man die Karrieren anderer zerstörte, dachte der Ex-Diplomat. Aus einem einzigen persönlichen Grund: Eitelkeit.
»Wann werden wir Normalsterbliche es wissen?«
»Gute Frage … wenn es die *Süddeutsche* bringt?«
»Sie überlassen den Coup der Konkurrenz? Das glaube ich nicht!«
Axel Jünger sah wieder Licht am Horizont. »Vorschlag«, antwortete er, eine Spur selbstbewusster. »Sie unterlassen Ihre Einschüchterungsversuche, und ich deute Ihnen an, was ich recherchiert habe.«
»Deal«, erklang es vom Fahrersitz. Sicherheitshalber schob Axel Jünger seine rechte Hand nach vorne, damit sein Geschäftspartner einschlagen konnte.
Flüeli konnte sich ein Grinsen nicht verkneifen. Eitelkeit! Eitelkeit machte Journalisten zu kompletten Idioten. Er musste überhaupt nicht mehr wissen, welch kümmerliche Fakten der FAZ – Mann recherchiert hatte. Durch den präparierten USB – Stick hatte Fünfgelds Neffe längst alles herausgefunden. Eitelkeit! Am liebsten hätte er verächtlich ausgespuckt. Aber so etwas tat man in einem Bentley nicht.
Jünger begann zu reden: »Ich glaube, Toggle will wirklich mit Myface anbändeln. In der Öffentlichkeit tut man so, als würde man sich hassen,

aber hinter den Kulissen wird ein Bündnis geschmiedet.«
»Und wozu?«
»Wozu?« Axel Jünger klang ungläubig. »Wozu wohl! Ein Internetmonopol. Digitaler Imperialismus!«
»Haben Sie schon im Saal erwähnt«, sagte Flüeli gelangweilt. »Wie soll der aussehen?«
»Weiß ich noch nicht. Aber es wird schlimm werden.«
»Und woher stammt Ihr Wissen?«
»Informantenschutz ist mir heilig!« Jüngers Stimme hatte etwas Zurechtweisendes.
»Mhm«, brummte Flüeli.
»Allerdings wird mir immer klarer, dass es weitere Facetten der Verschwörung gibt«, fuhr Jünger mutwillig fort. »Ihr Fünfgeld hängt doch auch mit drin! Sonst würden Sie sich nicht so exponieren.«
Der Journalist fühlte sich ungeheuer wichtig. Er war die vierte Gewalt. Hinter ihm stand ein mächtiges Verlagshaus.
Flüeli seufzte. Mit einem Ruck brachte er den Bentley zum Stehen.
»Sergej«, sagte er bedauernd, »der Herr hat meine Rede über die drei Stufen der Vernichtung nicht richtig verstanden. Würdest du sie bitte noch einmal wiederholen?«
Der Ukrainer nickte, griff in die Hosentasche und zog einen silbernen Gegenstand heraus.

43

Dienstag, 27. Juli, 14 : 40

Joshi bemühte sich um Auffälligkeit, als er geräuschvoll die Tür zum Tanzsaal öffnete. Doch niemand drehte den Kopf nach ihm um. Alle starrten nach vorne, wo ein Mann redete, den er Onkel nannte, obwohl es gar kein ganz richtiger Onkel war. Eher ein Patenonkel oder ein Nebenonkel oder ein Onkel vom Onkel von Mama. Trotzdem konnte man den ruhig unterbrechen.
Der Fünfjährige stellte sich auf die Zehenspitzen. Doch er reichte nicht über die Stuhlreihen hinweg.
»Lassen Sie mich meine Anmerkungen noch einmal zusammenfassen«, sagte Professor Joachim Sterzel. »Wir sind sterbliche Menschen, doch entstehen von uns unsterbliche Datenprofile. Niemand kennt diese Profile. Keiner – auch nicht der engagierteste Datenschützer! – kann im Mindesten wissen, was alles über ihn verzeichnet steht, wer etwas von ihm gesammelt hat, von wem er in Datenbanken, schwarze Listen aufgenommen wurde, wer ihn anonym und wer ihn personalisiert in seiner EDV abgespeichert hat. Das nenne ich den digitalen Schatten. Er umhüllt uns alle wie ein Kokon, und er wächst schneller, als wir die Löschtaste drücken können. Ja, er bleibt über unseren Tod hinaus bestehen und eines Tages …«
Joshi sah einen leeren Stuhl in der letzten Reihe, kletterte darauf und stampfte mit seinen kleinen Füßen auf. Wegen seiner Barfüßigkeit blieb der Effekt bescheiden.
»… eines nicht mehr allzu fernen Tages könnte uns der digitale Schatten beherrschen. Dann nehmen uns maschinell gespeicherte Datenwolken alle Entscheidungen ab, die heute noch von menschlichen Politikern, Verwaltungsbeamten oder Richtern getroffen werden. Kann Wikileaks die richtige Antwort sein? Nein. Denn Wikileaks ist ein Teil des Schattens, und niemand weiß, in welchem Interesse diese Organisation handelt.«
»Da liegt ’ne tote Frau im Bach, und mein Papa kennt die!«, rief Joshi, so laut er konnte.

Beim dritten Mal reagierten die Erwachsenen endlich.

44

INTERMEZZO Neapel

Dienstag, 17. März 1759

Vor dem Eingangsportal der neapolitanischen Stadtvilla gegenüber dem Palazzo Como warteten sechs Truhen aus Leder mit Eisenbeschlägen auf ihren Abtransport zum Hafen. Die Verwendung einer siebten Truhe, die noch leer im Hof stand, war mit dem Kapitän des Genueser Gaffelschoners *Simone Boccanegra* noch nicht abschließend geklärt, wobei sich nicht eindeutig sagen ließ, ob dies am mangelnden Platz in den Laderäumen, an der Halsstarrigkeit des Genuesers oder am knauserigen Frachtgebot des Reisenden Ferdinando Galiani lag.
Nach fast fünfjähriger, zermürbender Wartezeit – hatte sich dafür der Verzicht auf die Teilnahme am *Prix de morale* gelohnt? – war Galiani endlich die Ernennung zum Diplomaten ausgesprochen worden. Nun stand ihm der Posten eines Gesandtschaftssekretärs am französischen Hof zu.
Paris, mon amour!
Die Angelegenheit mit Truhe Nummer fünf muss endlich bereinigt werden, dachte Galiani und trat unruhig von einem Fuß auf den anderen. Er hatte die Entscheidung schon viel zu lange aufgeschoben.
Voller Ingrimm kam sein Diener Luigi die Treppe heruntergepoltert. Auf seinem Rücken lag eine durchgelegene, abgestoßene und schmutzige Matratze.
»Gut geschlafen?«, fragte sein Herr, ein wenig ungehalten.
Der Diener nickte betrübt.
»Stets?«
»Aber ja!«, antwortete Luigi. »Fühlen Sie nur, Monsignore, ich habe es nicht bei der anfänglichen Füllung belassen! Es sind noch eine Lage Rosshaar, eine Lage feines Stroh und eine Lage Lumpen hinzugekommen.«
Auch nach Jahren konnte sich Galiani nicht an die Anrede *Monsignore*

gewöhnen. Als Lohn für eine jugendlich überschwängliche Schrift über das Wesen des Geldes hatte ihm der neapolitanische Hof unter dem gnädigen Beifall Papst Benedikts XIV. den geistlichen Titel eines Abbé verliehen. Erst hatte der Auserwählte über die Ehre spotten wollen, doch als er erfuhr, dass bis aufs Zölibat damit keinerlei Einschränkungen verbunden waren, wohl aber die Pfründe zweier Klöster, hatte er das Prozedere demütig über sich ergehen lassen. Galiani schätzte weltliche Genüsse genug, um sich die delikateren davon zu erkaufen. Auf eine gute Ehepartie hatte er wegen seiner Kleinwüchsigkeit ohnehin wenig Chancen gehabt.
»Ich werde doch nicht deine Schlafstatt durch meine Hände entehren«, wies der Priester ohne Glauben die Einladung zurück. »Du bist also zufrieden mit der Matratze?«
»Mehr als das.« Der Diener senkte seine Stimme. »Sie hat mich zum Manne gemacht, Monsignore.«
»Die Matratze?«, fragte sein Herr mit grimmigem Hohn in der Stimme. »Dann dürfte sie für andere Menschen leidlich unbenutzbar geworden sein. Ein Loch hier, ein Fleckchen da.«
»Nicht die Matratze«, verbesserte sich Luigi errötend. »Sondern das, was ich darauf getan und erlitten habe.«
»Vor allem erlitten«, nickte Galiani. »Erspare mir die Details. Du weißt, dass ich bei den Cölestinern zur Sittsamkeit erzogen worden bin.« Er sog schnuppernd die Luft ein. »Luigi, dieses Ding hier stinkt pestialisch!«
»Sie wollten, dass ich es aus meiner Kammer hole«, verteidigte sich der Diener.
»Ich wusste nicht, was du für ein Ferkel bist.«
»Es müssen die Lumpen sein«, mutmaßte der Diener. »Ich habe sie erst vor vier Wochen hineingestopft.« Dass sie aus dem *Ospedale L'Albergo Reale dei Poveri* stammten, der neu errichteten Krankenanstalt für Arme, musste er seinem Herrn ja nicht auf die Nase binden.
Galiani seufzte.
Frecherweise waren die Frachtgebühren für den Schoner mit jeder Truhe gestiegen. Wenn er den Inhalt der Matratze mitnahm, warf er gutes Geld dem schlechten hinterher. Doch die Investition in 100 Bögen besten Papiers plus Druckerschwärze plus Lohn für Meister Raimondi im Jahr 1754 hatte er immer noch nicht verwunden. Inzwischen machte ein Herr

Rousseau aus Genf mit seinen Schriften über die Gleichheit Furore – während Galianis vielfach wertvollere Geistesergüsse die Sekretionen seines Dieners aufsogen.
Ergüsse binden Ergüsse, dachte er, wenig amüsiert.
»Monsignore, meine Angelina, mein Schmusekätzchen, mein Gurrtäubchen verbindet auch etwas mit der Matratze.«
»So was!«, spottete sein Herr. »Hat sie ebenfalls Löcher hineingebohrt?«
»Es ist wohl so, dass ich bald Vater werde«, wand sich der Diener vor Verlegenheit. »Und da Sie mich ja nun nicht nach Frankreich mitnehmen –«
»Votre français est pauvres, Luigi!«
»… da ich mich im Ausland nicht verständigen kann, dachte ich mir, dass Sie uns vielleicht das Stückchen Land überschreiben könnten, auf dem wir uns im Zustand der Unschuld begegnet sind.«
»Jetzt will der Filou auch noch Land überschrieben haben!«, rief Galiani in gespielter Empörung.
Natürlich wusste er die Formulierung des Dieners richtig zu deuten. War es nicht überhaupt die beste Lösung?
Sie bewahrte ihn vor der Versuchung, in einer schwachen Stunde der eigenen Eitelkeit zu erliegen und die Schrift doch noch in Umlauf zu bringen. Unweigerlich würde das den Verlust des Sekretärspostens nach sich ziehen. Wenn nicht Schlimmeres.
»Dem Dritten Stand kommt es nicht zu, Land zu besitzen«, antwortete Galiani, im Bilde bleibend. »Aber ich könnte einem Angehörigen des Dritten Standes dieses Stückchen Land verpachten … unter bestimmten Bedingungen.«
»Ja?« Der Diener blickte ihn hoffnungsvoll an.
»Erstens: Du wirst das Land nicht gießen. Es verträgt keine Feuchtigkeit.«
Luigi nickte folgsam.
»Auch nicht mit jenen Flüssigkeiten benetzen, über die wir Männer manchmal keine Kontrolle haben. Geh dazu in die Remise!«
»Es wird sowieso nur Angelina, mein Gurrtäubchen, mein Schmusekätzchen, mit unserem Kinde darauf liegen«, versicherte der Diener.
»Zweitens: Du wirst dieses Land pflegen und dafür sorgen, dass nie

jemand auf die Idee kommt, es gründlich umzupflügen, damit sein Inhalt zutage trete. Drittens: Solltest du sterben – und wir alle sind sterblich! –, erwarte ich von deinen Angehörigen, dass sie dieses wertvolle Stückchen Land unverzüglich an der Pforte der *Chiesa del Gesù Nuovo* abgeben.«
»Bei den Jesuiten?«, fragte der Diener entsetzt.
Im Königreich beider Sizilien genossen die Padres der Societas Jesu keinen guten Ruf. Man sagte ihnen geheimbündlerische Machenschaften nach. Manch einer glaubte, sie wollten den Papst verjagen und alle weltlichen Mächte vertilgen.
»Sehr richtig, bei den Jesuiten! Deine Angehörigen sollen nach Pater Lorenzo Giustiniani fragen. Er ist der Bibliothekar.«
Ferdinando Galiani war durchaus kein Freund der Jesuiten, so wenig Sympathien er für die Kirche insgesamt hegte. Wer sich den Kopf freihalten wollte, musste theologische Setzungen ignorieren. Was aber die Qualität von Bibliotheken anging, traute Galiani den Padres der Societas Jesu am ehesten zu, Bücher gegen die Fährnisse der Zeit schützen zu können.
»Ich gebe die Matratze in der Bibliothek der Jesuiten ab?«, vergewisserte sich Luigi noch einmal seines Auftrags.
»Nicht du, Dummkopf, du bist dann tot! Deine Erben! Präge es dir gut ein, damit es dir in deiner letzten Stunde noch über die Lippen kommt.«
Der Diener rekapitulierte stumm die Anweisungen seines Herrn. »Aber wie hoch ist die Pacht?«, fragte er dann. Er war ein redlicher Geselle.
»Tja, die Pacht …«
In Galiani stieg ein reizvoller Gedanke auf: »Sollte sich deine Vaterschaft auf einer Tochter gründen, dann erwarte ich, dass du mir ihre Schulung auf den Feldern der Galanterie eine Zeit lang überlässt.«
Wurde nicht alles im Leben erst dadurch reizvoll, dass man ihm ein Quäntchen Boshaftigkeit beimengte? Der Abbé weidete sich am Anblick seines zunächst empörten, dann sich jedoch still seinem Schicksal ergebenden Dieners.
Bestimmt wird es gar keine Tochter werden, dachte Luigi bei sich. Und wenn es eine Tochter wird, lebt Monsignore in Paris. Kehrt er aus Paris zurück, ist er ein alter Mann und kann ihr nichts mehr anhaben.
Er hielt dem Herrn seine schmutzige Pranke hin, um den Vertrag zu besiegeln. Galiani schob die Hand unsanft beiseite und deutete auf die

Matratze. »Nimm das stinkende Ding und geh!«, sagte er angewidert. »Die Pacht erlasse ich dir als Lohn für deine Treue.«
Luigi strahlte ihn an.
Dann nahm er sein Pachtgut auf den Rücken und stieg pfeifend die Treppe zu seiner Kammer hinauf.

45

Mellau (Südflügel)

Dienstag, 27. Juli, 17 : 00

Melissa, Melissa, Melissa!
Olga saß im Dunkel des begehbaren Kleiderschranks, der zum Schlafzimmer der Eltern gehörte, und schluchzte verzweifelt vor sich hin. Sie war schuld! Wäre sie panisch zur Rezeption gerannt und hätte dort nach Hilfe verlangt, dann wäre die Chefin ihres Vaters vielleicht noch lebend ins Klinikum Garmisch eingeliefert worden.
Stattdessen war Melissa so tot, dass ihr Vater nicht mal einen Wiederbelebungsversuch unternommen, sondern seine Chefin gleich der Polizei überlassen hatte. Und bevor diese die Leiche aus dem kalten Wasser zu bergen begann, hatte sie sich alle Zeit der Welt genommen, das Areal weitläufig abzusperren. Da war der Mörder aber längst weg. Er musste im Bachlauf gewatet und irgendwo oberhalb des Tatorts im Wald verschwunden sein. Komischerweise war der Maschendrahtzaun oberhalb des Forchbachs, der das Gelände vor verirrten Wanderern und ungebetenen Besuchern abschirmte, nicht durchtrennt, was zu Unruhe Anlass gab. Lief der Mörder noch auf dem Hotelgelände herum? Diese Unruhe hatte sich in trägen Wellen unter den Gästen ausgebreitet, bis sie schließlich Olga erreichte, die im Teesaal seelenruhig ein Stück Nusstorte aß. Dafür schämte sie sich ganz besonders.
Es klopfte leise an die Schranktür.
»Olga?«
»Nein«, rief Olga mit tränenerstickter Stimme. »Lass mich in Ruhe, Mama!«
»Noch fünf Minuten, okay?«, mahnte die Stimme der Mutter sanft. »Wir brauchen unsere Koffer für die Abreise. Papa hat die Veranstaltung abgebrochen, und die Zwillinge sind so verstört, dass sie keine Nacht mehr hierbleiben wollen. Ich übrigens auch nicht.«
»Ja«, schluchzte Olga. »Gleich.«

Melissa, Melissa, Melissa.
Nikolaus Holzwanger hielt die beiden zitternden Zwillinge Adam und Adrian im Arm und strich ihnen abwechselnd über den Kopf. Joshi saß auf dem Bett und schmollte. Er fand es absolut gemein, dass ihm die Eltern den Triumph als Totfraufinder nicht gönnen wollten. Die Leute von der Zeitung hatten ihn sofort fotografieren wollen, waren jedoch von Mama daran gehindert worden.
Leise begann auch er zu heulen, allerdings vor Wut. Pia kam aus dem Nachbarraum zurück und setzte sich neben Joshi.
»Wer?«, fragte sie gedämpft in Richtung ihres Mannes.
»Schschschsch«, machte Holzwanger. Vor den Kindern wollte er keine Vermutungen äußern.
»Und warum?«, sinnierte Pia. Joshi krabbelte auf ihren Schoß.
»Schschschsch«, wiederholte Holzwanger. Nach dem Schockmoment, da er die tote Melissa im Bachbett umgedreht und in ihr vor Kälte schon erstarrtes Gesicht geblickt hatte, beschäftigte ihn die unmittelbare Zukunft mehr als die Vergangenheit. Musste er den vermaledeiten Kongress neu ansetzen und noch einmal von vorn beginnen?
Pia hob Joshi von ihrem Schoß herunter und setzte ihn auf einen Sessel. Der Fünfjährige greinte wütend wieder los. »Es hilft nichts, ich muss Olga aus dem Schrank holen.«
Holzwanger nickte.
Olga schniefte. Ihre Nase lief. Die Packung Tempotücher, die sie am Morgen eingesteckt hatte, lag draußen neben dem Liegestuhl. Olga grabbelte in der Dunkelheit des Schranks nach Jacken und Hosen. Sie fand ihren Jeansrock vom Vortag und tastete ihn ab. Die aufgenähte Tasche! Etwas Hartes, Unförmiges beulte das Kleidungsstück aus. Sie polkte eine Tüte heraus, riss sie auf. Mit den Fingern ließ sich ein Klumpen zusammengepappter Jellybeans erfühlen.
Melissa, Melissa, Melissa!
Bohne um Bohne zerlegte sie den Klumpen in seine Einzelteile. Dann steckte sie sich eine Bohne in den Mund. Vanille. Noch eine. Birne. Noch eine. Wieder Birne. Im Schrank war es stockfinster. Intensiver als sonst konnte sie die Aromen der Jellybeans auf der Zunge spüren. Plötzlich wusste sie Bescheid.
Sie stieß die Tür von innen auf und rannte ihre Mutter fast über den

Haufen. »Olga!«, rief Pia erstaunt aus. »Geht’s wieder?«
»Jetzt nicht, Mama«, stieß die Dreizehnjährige hervor. »Ich muss dringend aufs Klo.«
Sie musste ins Internet. Was für eine dumme Ausrede!

46

Dienstag, 27. Juli, 17 : 15

Der ermittelnde Beamte war ein älterer, schon grauhaariger Mann, der im Beruf gleichgültig geworden war. Er hockte vor einem sehr alten, abgestoßenen Billig-Laptop in der unteren Bibliothek neben dem Teesalon und versuchte, eine Verbindung zum hoteleigenen WLAN herzustellen.
»Wir werden Sie bei Ihren Ermittlungen mit aller Kraft unterstützen«, versicherte ihm Walter Weinberger. Demonstrativ gelassen blätterte er in einem Bildband mit Schlössern und Burgen herum. »Dazu gehört wahrscheinlich auch die vertrauliche Information, dass Mrs. Stockdale, übrigens mein Patenkind –«
»Tut mir leid«, sagte der Beamte mechanisch.
Weinberger nahm die Kondolenzbezeigung mit einem zerstreuten Nicken zur Kenntnis, »… dass Mrs. Stockdale kerngesund war. Bis auf eine winzige Ausnahme.« Er klappte das Buch zu und schob es zurück ins Regal. »Sie litt unter Diabetes. Sie war Typ 1, also von regelmäßigen Insulininjektionen abhängig.«
Der Beamte ließ nicht erkennen, ob ihn diese Information interessierte oder nicht.
»Kann ich demnach davon ausgehen, dass sie ertrank?«, fragte Weinberger.
»Wenn jemand eine Stunde lang mit dem Gesicht nach unten in einem Bergbach liegt, wird er wohl Probleme mit der Atmung bekommen haben.« In Sachen Lakonie konnte der Beamte Weinberger das Wasser reichen.
»Wenn sie nicht schon vorher tot war?«
»Wenn sie nicht schon vorher tot war«, bestätigte der Beamte. »Aber vielleicht war sie nicht tot, sondern nur bewusstlos? Rohypnol ist da ein alter Bekannter. Als K.-o.-Tropfen leicht zu applizieren, ohne dass es das Opfer merkt.«
Weinberger fletschte die Zähne: »Lassen Sie mich offen reden, Officer. Ich war lange bei der US – Air-Force. Ich kenne die Zwänge von

Dienstanweisungen und offiziellen Abläufen. Sie tun, was Sie tun müssen, und Toggle Inc. wird Ihnen dabei keine Steine in den Weg legen.«
Der Beamte verzog keine Miene. Ähnliche Ansprachen vernahm er öfter.
»Andererseits gibt es für uns keine andere Option, als von einem tragischen Unfall auszugehen. Und wenn ich sage *keine*, dann meine ich *keine*.«
»Es gibt immer andere Optionen.«
»Sehr richtig«, bekräftigte Weinberger. »Also keine!«
Jetzt blickte der Beamte etwas verwirrt von seinem Laptop auf.
Weinberger grinste ihn frech an. »Ich nehme an, Sie haben noch nie vom digitalen Schatten gehört?«
Der Beamte schüttelte den Kopf.
»Ich auch nicht, jedenfalls nicht, bis ich vorhin einen Vortrag darüber hörte. Aber den Sachverhalt kenne ich natürlich schon länger.« Er deutete auf den Computer. »Ihr digitaler Schatten, Officer, ist ziemlich eindrucksvoll.«
»Das heißt?«
»Soll ich ihn Ihnen vorführen?«
Der Beamte zuckte kaum merklich mit den Lidern. Das reichte Weinberger. Es verriet Nervosität.
»Sie pokern zu viel«, sagte er trocken.
Pause.
Der Beamte räusperte sich. »Die Tote litt an Diabetes?«, fragte er.
Weinberger nickte.
»Das lässt sich sicher einfach nachweisen?«
»Eine Sache von Sekunden. Die Krankheit selbst kann jede Arzthelferin diagnostizieren. Eine Lappalie.« Er seufzte theatralisch. »Es sei denn, man kollabiert, während man sich in einem Bach die Füße kühlt.«
»Ich werde die Spur mit einer gewissen Präferenz verfolgen«, sagte der Beamte. Seine Miene ließ deutlich erkennen, dass er das Gespräch für beendet hielt.
»Sie werden sehen, es ergeben sich gar keine anderen Präferenzen! Wir bei Toggle sind Datenverarbeiter. Exakt ausgedrückt: Wir wissen, wie man Informationen präpariert. Viele Leute denken, es ginge uns darum, möglichst viele Informationen ans Tageslicht zu befördern. Weit gefehlt!

In Wahrheit besteht die Kunst darin, Informationen von Irritationen zu unterscheiden und Letztere von den Kunden fernzuhalten. In bestimmten Ländern schließen wir bestimmte Suchanfragen von vornherein aus. Wir wollen die Bevölkerung nicht unnötig verwirren.«
Der Beamte stand auf und machte einen großen Schritt auf Weinberger zu. Beide Männer waren in etwa gleich groß. Der Beamte schwitzte, Weinberger roch aus dem Mund. Gegenseitig nahmen sie ihre aufdringliche physische Präsenz wahr.
»Die Spurensicherung wird auf keinerlei Irritationen stoßen«, fuhr Weinberger fort. »Im Gegensatz zu jenen Irritationen, die Ihr Vorgesetzter beim Anblick Ihres digitalen Schattens verspüren würde.«
Unvermittelt brach der Beamte den Imponierversuch wieder ab.
»Verraten Sie mir Ihren Trick?«, fragte er resigniert. »Wir leben in Garmisch hinterm Berg.«
»Natürlich«, antwortete Weinberger großzügig. »Es ist gar kein Trick, sondern eine banale Sicherheitslücke. Ihr Browser ist geschwätzig. Wir haben uns einfach angeschaut, wer in den letzten beiden Stunden auf der Personalseite von Toggle Deutschland das Profil von Melissa Stockdale aufgerufen hat.«
»Und?«, fragte der Beamte.
»Von diesen sehr wenigen Aufrufen passte nur eine IP – Nummer in diese Gegend. Und bei der haben wir uns die History der letzten Monate angesehen.« Er hob drohend den Zeigefinger: »Wussten Sie nicht, dass Ihre persönliche Verlaufsliste von jedem Webmaster angesehen werden kann? Löschen Sie die History bei Ihrem Notebook nie? Das ist ziemlich fahrlässig. Jedenfalls wenn man so gerne online pokert wie Sie.«
»Könnte dienstlich gewesen sein.«
»Könnte! Könntekönntekönnte. Aber da waren auch noch ein paar andere Bedenklichkeiten in Ihrer History. Wieso muss man die Angebote von Kredithaien auf dem Bürolaptop recherchieren? Da sorgt man doch schon aus Selbstschutz für etwas mehr Diskretion.«
Der Beamte fluchte.
»Raten Sie mal, womit wir bei Toggle operieren, wenn’s wirklich darauf ankommt«, meinte Weinberger zutraulich. »Mit Papier und Bleistift. Vor Hackern kann man sich nicht schützen, und vor frustrierten Angestellten auch nicht. Aber wenn Angestellte Wikileaks mit Dokumenten versorgen

wollen, sollen sie wenigstens vorher am Kopierer schwitzen! Am Kopierer erwischt man sie nämlich, so ein Ding macht ordentlichen Lärm. Ganz im Gegensatz zu einer Datei, die man einfach weiterleitet.«

47

Dienstag, 27. Juli, 17 : 30

Pia stand an der Abrisskante des Plateaus und ließ ihre Blicke schweifen. Im weitläufigen Gelände nach einem Paar Kindersandalen zu suchen, erschien ihr fast aussichtslos. Zumal sich der fünfjährige Besitzer nicht mehr daran erinnern konnte, wo er seine Sandalen abgestreift hatte. Vermutlich lagen sie genau dort, wo die rotweißen Absperrbänder der Polizei im Wind flatterten, und wurden von der Spurensicherung als Indiz für einen zwergenhaften Täter betrachtet.
Seltsam, dass ihr Sohn so robust auf die ganze Angelegenheit reagiert hatte.
Scharfer Zigarettenrauch stieg Pia in die Nase. Unter einem Sonnenschirm, fünfzig Meter von ihr entfernt, stand Alexandre Ranchin und unterzog seine Lungen der üblichen Abhärtungskur.
Irgendwie mochte Pia den kettenrauchenden Franzosen.
Sie ging auf ihn zu.
»Das ist alles ein wenig merkwürdig, Madame«, begrüßte sie der Historiker. »Wir verlieren ein Mitglied, und keiner trauert. Oder trauern Sie?«
»Der Schock überdeckt unsere Fähigkeit zu trauern«, sagte Pia.
»Mh.« Ranchin schien mit der Antwort unzufrieden. »Neigte ich zur Unhöflichkeit, würde ich das als Plattitüde bezeichnen.«
»Ist auch eine«, gab Pia zu. »*Sie* war das IAS – Mitglied?«, durchfuhr es sie plötzlich. »Melissa Stockdale?«
Ranchin nickte.
»Aber …« Pia schüttelte den Kopf. »Sie stand nicht auf meiner Mitgliederliste!«
Der Professor lachte: »Wie viele Mitglieder haben Sie gezählt, Madame?«
»Ich weiß nicht mehr genau … 583? Ja, ich bin die 584.«
»Und wie beliebt uns der unwissende Pöbel draußen in der Welt zu nennen?«
»The Thousend«, antwortete Pia linkisch.

»*Le Millier*«, bestätigte Ranchin. »Das ist doppeldeutig, non? Einerseits besagt es, dass nur einer von Tausend unsere Bedingungen erfüllt. Andererseits haben wir auch tausend Mitglieder. Im Minimum! Wir versuchen, nie unter diese Grenze zu rutschen. Das hat mit Netzwerkfunktionalität zu tun. Tausend vernetzte Menschen können ziemlich viel bewegen.«
»Das heißt, es gibt 416 anonyme Mitglieder?«, schlussfolgerte Pia.
»Allerwenigstens 416.«
»Aber warum? Warum geben sie sich nicht zu erkennen?«
»Wissen Sie, Madame«, sagte der Franzose und zündete sich zwei neue Gitanes auf einmal an, »in nur sehr wenigen Lebensbereichen wird hohe Intelligenz positiv bewertet. Genau genommen nur in einem, der Wissenschaft. Wer bereits Wissenschaftler ist, wenn er bei *Le Mellier* aufgenommen wird, hat nichts zu verlieren. Wer hingegen noch anderswo Karriere machen will, in einem Wirtschaftskonzern zum Beispiel, ist besser beraten, sein intellektuelles Vermögen nicht zu laut hinauszuposaunen. Und wenn er gar als Politiker kandidieren will –«
»… dann stellt er sich lieber dumm«, ergänzte Pia.
»Alkoholprobleme oder Steuerhinterziehung sind jedenfalls verzeihlicher als ein IQ über 140«, stellte Ranchin fest. Dann blickte er versonnen über die Landschaft. »Ein schöner Ort. Die IAS wird sich hier noch einmal wohlfühlen, denke ich.«
»Sagten Sie nicht gestern, wir versammeln uns nicht?« Pia war verblüfft.
»Irgendwann ändert sich alles. Kennen Sie unser Motto?«
»Intelligenz ist Wissen über den Feind«, hörte sich Pia sagen. Die aggressive Diktion des Slogans gefiel ihr nicht. Wieso war ihr das nicht früher aufgefallen?
»*Intelligence is information about the enemy*, ganz recht! Das ist natürlich pure Ironie. Wir haben uns den Satz bei der CIA ausgeborgt. Aber glauben Sie nicht, dass es dort besonders viele Mitglieder gibt.« Ranchin lachte. Dann verdüsterte sich seine Miene. »Vielleicht muss man sich irgendwann mal in seiner Gesamtheit zeigen, um ein Gegenmodell anzubieten.« Ein Hustenanfall erschütterte seinen Körper, er konnte nicht mehr weiterreden.
»Wo finde ich die Sandalen meines Sohnes?«, fragte Pia stattdessen.
»Das ist auch eine Intelligenzfrage.«

Alexandre Ranchin winkte ab, bis sich sein Husten gelegt hatte. Dann deutete er mit dem Arm in Richtung Senke. »Da unten«, sagte er, »sehen Sie die scharf geschnittene Linie im Gras? Links davon, am Pool und bei den Tennisplätzen, ist das Gras niedrig gemäht. Rechts davon wächst die Wiese kniehoch. Sie müssen nur entlang dieser Linie gehen, und Sie finden die Schuhe Ihres Kindes.«
»Warum?«
»Der rechte Bereich ist ein Moor. Jeder Rasenmäher würde darin versinken. Deswegen lässt man das Gras dort stehen. Und ins Moor geht man nicht mit Schuhen.«
Pia nickte. Zweifelsohne hatte der Mann recht.
»Das ist übrigens keine Frage von Intelligenz«, wiegelte Alexandre Ranchin ab, »sondern eine der Empathie. Ich habe es als Kind geliebt, mit nackten Füßen im Sumpf zu waten. Eigentlich liebe ich es immer noch. Kommen Sie, wir gehen die Schuhe holen.«
Er streifte seine Slipper ab und zog sich die Strümpfe aus. Dann folgte er Pia barfuß den Hang hinunter.

48

Dienstag, 27. Juli, 17 : 45

Das Salettl, ein Verbindungsstück zwischen altem und neuem Schlossteil, stand leer. Bei so gutem Wetter saß niemand vor dem an Regentagen von Kindern belagerten Computer. Im Hotel bot er die einzige Möglichkeit, hinter dem Rücken der Erwachsenen ins Internet zu gelangen.
Olga loggte sich auf Myface ein und tippte: *Hi alle miteinander, heute machen wir ein Spiel. Es heißt Zungenscrabble und wird mit Jellybeans gespielt. Wer die nicht kennt, kann sie sich im Netz ansehen. Besser ist es natürlich, wenn man eine Packung zu Hause hat. So wie ich, obwohl ich gar nicht zu Hause sitze, sondern in einem Superluxushotelschuppen in den Bergen. Der ist so stinkteuer, dass wenigstens der Internetzugang nichts kostet. Aber davon erzähle ich euch später.*
Die Myface-Seite der Dreizehnjährigen verzeichnete Hunderte von Freunden, und da Olga und ihre drei Mitstreiterinnen mehrmals täglich Neues aus der Welt der Bustiers und Eyeliner berichteten, würde es nicht lange dauern, bis sich der erste Besucher mit einem Kommentar meldete. *Jetzt mache ich erst mal die Augen zu und nehme 22 Jellybeans, die mir eine Freundin geschenkt hat, nacheinander in den Mund. Keine Angst, das ist nicht eklig, sondern lecker! Sobald ich den Geschmack erkannt habe, tippe ich seinen Namen ein. Ach übrigens, wir spielen das Spiel auf Englisch, weil man das international so macht.*
Olga überflog den Text zur Kontrolle und sandte ihn ab. Vanille und Birne, rekapitulierte sie im Geiste die Aromen der ersten drei Bohnen, die sie im Schrank verzehrt hatte. Dann reihte sie die verbliebenen neunzehn vor sich auf, sortierte sie zu Häufchen gleicher Farbe und begann die Verkostung: *Vanille, Birne, Schokolade, Apfel, Grapefruit, Melone. Von allen Worten nehmen wir nur den ersten Buchstaben. Aber nicht vergessen, dass wir auf Englisch spielen! Also C wie Chocolate, nicht S wie Schokolade! Habt ihr das kapiert?*
Sie schickte das zweite Posting ab. Auf die erste Veröffentlichung hatten schon drei Leser reagiert.

»Bin gespannt!«, hieß der erste Kommentar.
»Was soll der Quatsch, wir machen hier Mode und kein Kaloriensammeln!«, lautete der zweite schnippisch.
»Apfel schmeckt verdammt nach diesem Shampoo, das einen in einen Obstbaum verwandeln will. Ich würde deshalb für *Green Apple* plädieren.«
Das Posting kam von einem Kingfish. Sie kannte keinen Kingfish, er musste der Freund eines Freundes sein. Aber es gab keinen Grund, diesen Einwand zu übergehen, tatsächlich waren die Apfelbohnen giftgrün gefärbt. Also schrieb sie:
Apfel ist vermutlich Green Apple. Und jetzt beginnt für euch das Scrabbeln! Ich will wissen, welche Worte sich aus diesen Buchstaben bilden lassen, und zwar ALLE! Habt ihr mich da draußen verstanden? ALLE überhaupt ausdenkbaren Worte in ALLEN Sprachen der Welt, aber wahrscheinlich Deutsch oder Englisch. Ich zähl auf euch!
Sie drückte auf den Update-Knopf.
Wie lange es wohl dauern würde, bis sich herausstellte, ob ihre Idee genial oder nur blöde war?

49

Dienstag, 27. Juli, 22 : 00

Im Kaminzimmer, dem einzigen Ort, an dem man im Schloss rauchen durfte, saßen zwei Männer beim Digestif.
»Stimmt es, was mir Sergej berichtete?«, fragte Jewgenij Jacob Fünfgeld mit gefährlich ruhiger Stimme.
»Kommt darauf an«, entgegnete sein Schweizer Sekretär.
»Dass Sie ihn instruierten, diesem harmlosen Journalisten einen Zahn auszuschlagen?«
»Nur eine kleine Warnung! Sergej scheint dafür immer einen Meißel dabeizuhaben.«
Flüeli musste leise lachen. Dass man Problemen ihren Biss nahm, indem man dem Problemträger einen Zahn ausschlug, war für ihn neu. Im ehemaligen Ostblock praktizierte man unwiderstehliche Inkasso-Methoden. Sergej hatte lange bei einem Kredithai gearbeitet.
»Solche Umgangsformen bezüglich der Presse billige ich nicht!«, explodierte Fünfgeld. »Das entspricht nicht unserer Grundregel, jedes Aufsehen zu vermeiden!«
In Flüeli rumorte es. Die Scheinheiligkeit, mit der sein Arbeitgeber andere die Dreckarbeit machen ließ und sich dann nach Gusto von deren Ergebnissen distanzierte, ärgerte ihn mächtig.
»Betrachten Sie diesen Kerl als irregulären Kombattanten«, stieß der Ex-Diplomat hervor. »Völkerrechtlich gesehen, schützt dieser Status keinesfalls vor …«
»Ich weiß, was ein irregulärer Kombattant ist«, unterbrach ihn Fünfgeld wütend. »Aber wir befinden uns nicht im Krieg. Wir machen Geschäfte.«
»Auch bei Geschäften gibt es reguläre und irreguläre Mitspieler. Dieser Mann ist zu neugierig.«
Fünfgeld setzte den Streit nicht fort. Sein Blick ging am Sekretär vorbei und fixierte das lodernde Feuer im Kamin. »Und wie bewerten Sie den Ausfall der Toggle-Managerin?«, fragte er nach einer Weile, wieder gelassener.

»Damit habe ich nichts zu tun«, sagte Flüeli rasch.
»Haben *wir* etwas damit zu tun?«
Flüeli zuckte mit der Schulter. Aus dem angrenzenden Teesaal drang das laute Gelächter einer Kartenspielrunde herüber. Stumm wies Fünfgeld seinen Sekretär an, die Störung abzustellen. Flüeli ging zur hohen Tür, die Kaminzimmer und Teesaal voneinander trennte, und schloss sie behutsam. Im letzten Moment drückte sich ein Mann an ihm vorbei in den Raum.
»Das einzige Asyl für Minderheiten wie mich«, entschuldigte er sich. Dann trat er an den Kamin und brachte am offenen Feuer zwei Zigaretten zugleich zum Glimmen.
Flüeli kehrte zu seinem Arbeitgeber zurück. Er wollte die Wogen glätten. »Was ich nicht verstehe«, ließ er seine Stimme schmeichlerisch erklingen, »warum streben wir die Verschmelzung von Toggle und Myface an, wenn die eine Firma ganz offensichtlich finanzielle Probleme hat und die andere von allen Seiten unter Beschuss steht?«
Der Oligarch lehnte sich im Sessel zurück. »Reine Gefühlssache, Flüeli«, meinte er entspannt und nippte an seinem Cognac. »Und was Myface angeht, müssen Sie wissen, dass für einen Menschen, der in der Sowjetunion groß«, plötzlich lachte er schallend, »und reich geworden ist, der Begriff *soziales Netzwerk* einen ganz eigentümlichen Klang hat. So als sei auf Lenin Trotzki gefolgt und nicht Stalin.«
Am Kamin wandte sich Professor Alexandre Ranchin um: »Pardon Messieurs, ich vernahm eben das Wort ›Sowjetunion‹. Darf ich vermuten, dass Sie den Umbruch an interessanter Stelle miterlebten? Als Historiker bin ich immer auf der Suche nach Bausteinen für meine Revolutionstheorie.«
Flüeli hatte den Mann schon auf dem Podium lächerlich gefunden. Jetzt fand er ihn vollends albern.
»Darf ich Ihnen ein paar Fragen stellen?«
Fünfgeld deutete auf einen freien Sessel neben sich. »Bitte«, sagte er. »Als Kapitalist liebe ich Revolutionstheorien.«
Er verzog keine Miene dabei.

Dritter Teil

Die Lektüre

50

Dienstag, 27. Juli, 22 : 30

Giancarlo Arcimboldo hatte Verdis *Messa da Requiem* in der Interpretation von Claudio Abbado aufgelegt und fragte sich an einer besonders pathetischen Stelle, die ihn an die eigene Flugangst erinnerte, ob ein 100 Euro teurer Kurierdienst Linienflug, Charter oder Ryanair benutzte? Da klingelte es an der Wohnungstür, und der Eilbote hielt ihm ein Touchpad unter die Nase.
»Sie sind Signor Arcimboldo? Hier unterschreiben!«
Der Dozent nahm den gezückten Plastikgriffel entgegen und krakelte ein paar Bögen auf das druckempfindliche Display, die mit seiner Signatur wenig zu tun hatten.
»Aus Deutschland«, meinte der Eilbote und reichte ihm ein mit Klebeband völlig umwickeltes Päckchen. »Könnte man aus dem Flugzeug werfen, ohne dass es aufplatzen würde.«
Arcimboldo murmelte ein flüchtiges »Grazie«, schloss die Tür und ging in die Küche. Abbado war schon beim *Lacrymosa* angekommen, als er das Buch endlich aus seinem Kokon befreit hatte. Auch nach 250 Jahren roch dessen Einbandleder noch frisch, gar nicht so wie die muffigen Exponate aus der Biblioteca Nazionale. Und es war außerordentlich angenehm anzufassen.
Ein leiser Schauer rieselte ihm über den Rücken. ›Vermutlich aus Menschenhaut‹, hatte der Antiquar im Internet geschrieben. Täuschte er sich – oder sah er braune Blutflecken vom Abhäutungsprozess auf dem Papier?
Unsinn!
Dennoch entsann sich Dottore Giancarlo Arcimboldo der Gummihandschuhe, die seine Putzfrau benutzte, wenn sie mit scharfen Reinigungsmitteln hantierte. Zwar benötigte der Dozent einige Kraft, um seine Hände in die gleich mehrere Nummern zu kleinen Handschuhe zu zwängen, die noch dazu nach Frauenschweiß rochen, doch fühlte er sich erst danach gewappnet, das Buch zu berühren. Seite 321. Hier begann etwas Neues, zweifellos. Er überflog die ersten Zeilen:

Unfehlbares System zur perfekten Lenkung der Welt unter Absehung von Gewalt, doch ohne Rücksicht auf herrschende Mächte, deren garantierte Privilegien und bestehende Pfründe. Nebst einer mathematischen Formel zur Vermessung der menschlichen Ungleichheit und zur Ableitung eines gerechten Verteilungsschlüssels aller Güter. Eingereicht als Beitrag zum *Prix de morale* der Académie de Dijon von Ferdinando Galiani, Neapel 1754.

Es geht in dieser Abhandlung nicht um jene metaphysischen Spitzfindigkeiten, die alle Bereiche des literarischen Lebens erobert haben und von denen akademische Abhandlungen nicht immer frei sind. Es geht hier vielmehr um eine jener Wahrheiten, die das Glück des Menschengeschlechtes berühren. Ich sehe voraus, dass man mir kaum verzeihen wird, welchen Standpunkt ich einzunehmen wage, denn zu allen Zeiten gibt es Menschen, die von den Ansichten ihres Jahrhunderts, ihres Landes und ihrer Gesellschaftsschicht beherrscht werden. Für solche Leser darf man nicht schreiben, will man über sein Jahrhundert hinaus fortleben, was ich unzweifelhaft tun werde. Ich schreibe für jene, die ihren Kopf gebrauchen, bevor er ihnen abgeschlagen wird.

Die Worte stimmten mit jenem Text überein, den Giancarlo Arcimboldo bereits kannte. Er blätterte weiter. Natürlich war nach sechzehn Seiten nicht Schluss gewesen, sondern das Buch nur unaufgeschnitten geblieben. Der Dozent kramte ein scharfes Steakmesser aus einer Küchenschublade und widmete sich der Defloration mit akademischer Genauigkeit. Er trennte nicht zum ersten Mal Bögen aus dem 18. Jahrhundert auf. Dennoch kam er sich wie der Entdecker der Qumran-Rollen vor. Oder wie derjenige, dem es gelingen würde, das Voynich-Manuskript zu entziffern. Seine Hände zitterten, und beinahe hätte er sich verletzt. Dann verzog er sich nach nebenan ins Arbeitszimmer, rückte eine Leselampe zurecht, setzte eine Brille auf und versenkte sich in Ferdinando Galianis Gedanken. Ungewöhnlich für die Zeit des Ancien Régime beschäftigte sich der Neapolitaner mit den Eigenarten der Wahlstimme:

Wollen wir, verehrter und unübertrefflicher Leser, die diesjährige Preisfrage nach dem Wert der menschlichen Gleichheit schlüssig beantworten, müssen wir uns zunächst einer schockierenden Tatsache stellen: Wert und Nutzen einer Sache sind keine Einheit, sondern klaffen

ständig auseinander, weil es ins Belieben des Menschen gestellt ist, wo er das eine und wo er das andere sieht. Völlig nutzlose Dinge wie Muschelschalen oder Pflanzenkerne erhalten zu Zeiten einen erstaunlichen Wert als Geldersatz, völlig wertlose Sachen wie eine Töpferscherbe oder ein rostiger Nagel vermögen in manchen Situationen von plötzlichem Nutzen zu sein. Wir aber neigen aus Bequemlichkeit dazu, allem Wertvollen einen Nutzen zu attestieren, so wie wir allem Nützlichen einen Wert zubilligen. Das gilt bei handfesten Dingen wie bei körperlosen Ideen, und alarmiert von den feurigen Pamphleten der Republikaner, sehe ich die Zukunft unserer Welt von der Art und Weise gefährdet, wie wir das Instrument unserer Entscheidungsfindung betrachten: die Wahlstimme.

Der *Nutzen* einer Wahlstimme liegt in ihrem Ja. Ein Nein lässt sich damit nur ausdrücken, wenn zuvor die Abstimmung so angelegt wird, dass sie zu einem negativen Resultat führt: »Ist jemand dagegen?« – Dann folgt ein Ja, das ein Nein ausdrückt.

Dies legt nahe, die Wahlstimme habe mit ihrem klar erkennbaren Nutzen auch nur einen einfachen, unteilbaren *Wert*. In Wahrheit aber ist sie eine Sklavin und hängt von der Willkür ihres Herrn ab – er, der Herr, bestimmt über ihren Wert! Verkehrt er als allseits geachteter Mann unter den Menschen, so hat sie einen hohen Wert. Ist er ein Spieler, Betrüger und Verleumder, geht ihr Wert zurück. Führt er ein gebildetes und belesenes Leben, wiegt seine Stimme schwer, ist er dumm und voller dreister Anmaßung, hat sie geringeres Gewicht.

Halt!

Zwar handhaben wir es in mündlichen Aussprachen genau auf diese Weise, indem wir jedes Argument mit dem Leumund des Redners gegenwiegen. In Abstimmungen jedoch wird das Ja des Klugen und Ehrbaren dem Ja des Dummen und Schurken gleichgestellt. Jedermann steht für ein ungeteiltes Ja – jedes Ja steht ungeteilt für einen Mann, ob Weiser oder Kretin. Wert und Nutzen gelangen vollkommen unterschiedslos zur Deckung.

Ohne dass Giancarlo Arcimboldo schon begriffen hätte, worauf die Worte hinausliefen, machte sich bei ihm ein körperliches Unwohlsein bemerkbar. Dieses Unwohlsein wuchs von Satz zu Satz und ließ sich auch nicht durch den eleganten Stil des Autors – altertümlich, doch

elegant – in Schranken weisen. Der Dozent erhob sich, nahm aus einer Vitrine einen Fernet-Branca heraus, als sei die Lektüre ein schwer verdauliches Mahl. Dann blätterte er ein paar Seiten weiter. Seine Augen streiften einen hervorgehobenen Satz, der ihm ungeheuerlich erschien. In der Hoffnung auf dessen Entschärfung kehrte er einen Abschnitt zurück: Lass es mich offen aussprechen, verehrter und unübertrefflicher Leser: Ich, Ferdinando Galiani, bin kein Anhänger republikanischer Ideen, wie sie namentlich vom Herrn de Montesquieu in Frankreich hervorgebracht und von seinen Anhängern mit schäumender Begeisterung verteidigt werden. Wiewohl ich ein Gegner demokratischer Verhältnisse bin, so bin ich doch auch ein Verächter der monarchischen Hegemonie. Sie stützt sich auf die natürliche, von Gott gewollte Ungleichheit der Menschen. Doch legt sie diese auf beschämend primitive Weise aus, was wiederum die Gegner der Monarchie dazu verführt, Gleichheit als Remedium zu betrachten, statt das wirkliche Heilmittel in verstärkter Ungleichheit zu suchen. Betrachtet man die Ungleichheit jedoch nicht wie einen Bitterstoff, der den Teig verdirbt, sondern wie Hefe, die den Teig treibt und zum nahrhaften Brot reifen lässt, können wir zu einer wahrhaft gerechten Welt gelangen. So reiche ich den Republikanern die Hand, indem ich sage:

Der Wunsch nach Gleichheit ist kein Verbrechen, sondern bloß ein Irrtum. Zum Verbrechen wird er freilich, wenn man ihn weiter hegt, nachdem man seinen Irrtum erkannt hat.

Dottore Giancarlo Arcimboldo genehmigte sich einen weiteren Bitter. Mit welcher Kaltschnäuzigkeit versuchte ihn hier ein Autor aus dem 18. Jahrhundert zu manipulieren? In den Siebzigern war Arcimboldo gegen die Korruption bei der *Democrazia Christiana* auf die Straße gegangen, in den Achtzigern hatte er aus denselben Gründen den Sozialisten das Parteibuch vor die Füße gepfeffert, und ab den Neunzigern war er fast wöchentlich an Aktionen gegen Berlusconi, die Lega Nord und die Neofaschisten beteiligt gewesen. Dreimal war er dabei kurzzeitig ins Gefängnis gekommen – nach den Genua-Krawallen sogar für mehr als vierzehn Tage –, aber seine Haltung gegenüber den Verächtern der Volksherrschaft hatte das nur bestärkt: Wer die Prinzipien von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit infrage stellte, bekam es mit ihm zu tun! Dennoch konnte er sich jetzt nicht von der

Lektüre losreißen. Stirnrunzelnd las er weiter:
Freilich, simple Wahlregeln lassen sich ohne geistigen Aufwand praktizieren. Das erklärt ihre Beliebtheit, obgleich ihnen an Gerechtigkeit mangelt. Schon vor Jahrhunderten erkor man in den Klöstern die Äbte, im Vatikan die Päpste und in manchen großen Reichen wie dem deutschen die Kaiser nach ihrer Gestalt. Wenige nahmen an einer Wahl teil, doch wer zu ihr gerufen wurde, genoss das gleiche Recht wie alle anderen. Eine Stimme zählte so gut wie die andere, ohne Rücksicht auf Alter und Herkunft, Talent und Verdienst. Wert und Nutzen fielen in eins, und alle waren damit zufrieden.
Das erstaunt mich nur wenig.
Denn ein von allen Nebenabreden befreites Ja entspricht der 1 in der Mathematik. Mit der 1 lässt sich gut rechnen. Die 1 erlaubt Klarheit, wo zuvor viele verwirrende Argumente durch den Raum schwirrten, deren Schlagkraft sich nur schwer einschätzen lässt und deren Wert sich in jeder Minute verändern kann. So ziehen wir uns lieber auf eine streng mathematische Position zurück und sagen: »Der Sieg bei einer Abstimmung entsteht durch Patt plus 1.« Nur eine Stimme macht den Unterschied, alle anderen sind überflüssig. Was tun wir aber bei einem Patt, das kein »Plus 1« mehr erzielen kann, weil alle Stimmen fest in gleichstarken Blöcken gebunden sind?
Oh, die Menschen sind findig!
Sie legen ihr Schicksal einfach in die Hand eines Unbekannten, den sie aus der Menge herausgreifen, so wie die Juden den zehnten Mann zu ihrem Minjan auf der Straße finden. Oder die Menschen unterwerfen sich einer Münze, weil sie meinen, dass Kopf oder Zahl ein Hinweis Gottes zur Auflösung des Patts liefere. Oder sie flüchten sich in eine Zusatzregel, indem sie behaupten, durch das unauflösbare Patt entfiele der Entscheidungsgrund schlechthin. Da sich der Status quo als unangreifbar erwiesen habe, müsse alles beim Alten bleiben. Mit einer ähnlich starken Logik könnte man genauso gut schlussfolgern, dass ein Patt den Status quo in völliges Nichts auflöst, weil ihm der Boden einer sicher geglaubten Mehrheit unter den Füßen weggezogen worden ist und etwas Drittes gefunden werden muss, das die beiden ineinander verkeilten Alternativen ablöst.
All dies sind keine überzeugenden Lösungen, weder zur Verbesserung

der Staatsmaschine – worauf die Preisfrage der Académie de Dijon doch zielt – noch um die Unruhe zu befrieden, die meinen Kopf ergriffen hat, seit ich über das Wesen der Entscheidungsfindung nachzudenken begonnen habe. Kein Mensch ist dasselbe wert wie ein anderer, rotiert es in meinem Schädel. Kein Mensch ist dasselbe wert wie ein anderer. Kein Mensch ist dasselbe wert wie ein anderer. Kein Mensch ist …

Seit den kalten Wintern seiner Studentenjahre wusste Dottore Giancarlo Arcimboldo, wie schlecht dicht aufeinandergeschichtetes Papier brannte. Aus reinem Gaudium hatten damals die Studenten der juristischen Fakultät mit abgelaufenen Gesetzesbüchern geheizt, weil Kohle schwer zu besorgen war, und die dicken Schwarten, zumindest rechnerisch, denselben Brennwert wie Briketts besaßen. Aber es hatte eine ganze Weile gedauert, bis die angehenden Juristen herausgefunden hatten, auf welche Weise man die Gesetze präparieren musste, damit sie Feuer fingen. Seltsamerweise half nur das gegenteilige Element. Denn erst wenn man den Papierklotz in Wasser eingeweicht und aufgeklappt an der Luft hatte trocknen lassen, spreizte sich der Buchblock genügend, um zwischen den Seiten Platz für Sauerstoff zu machen. Nur unregelmäßig gewelltes Papier brannte gut, ein massiver Buchblock ließ die Flammen bloß kurz hochzüngeln und dann gleich wieder erlöschen.

Warum fiel ihm das jetzt plötzlich wieder ein?

Kein Mensch ist dasselbe wert wie ein anderer – was folgert daraus? Kann man ein vom republikanischen System abweichendes Staatsgebilde errichten, das nicht auf stupider Gleichheit beruht, aber dennoch die Hegemonie des Königs bricht?

Während ich nächtelang mit offenen Augen auf meiner Schlafstatt lag, wuchs ein algebraisches Gebilde in meinem Kopf heran, das eben diesen Zweck verfolgt und die Ansicht des großen Galilei bestätigt, Mathematik sei jenes Alphabet, mit dem Gott vor unseren Augen das Universum beschreibt.

Nun ist mir durchaus bewusst, dass dieses Alphabet von den wenigsten Leuten verstanden werden wird. Darum fasse ich, verehrter und unübertrefflicher Leser, meine Gedanken zunächst in verständliche Worte, bevor ich auf einem beigefügten Bogen jene Formel expliziere, nach der sich in Zukunft die Verteilung von Macht und Gütern richten wird. Dass es dazu kommt, bezweifle ich nicht, denn so unübersichtlich

Gottes Alphabet auch konstruiert sein mag, der Herr schickt uns die rechten Hilfsmittel, es schrittweise zu entschlüsseln. So vernahm ich schon vor längerer Zeit die Kunde, mein Landsmann Giovanni Poleni habe zu Padua einen mechanischen Rechenapparat konstruiert, mit dem sich langwierige algebraische Operationen schnell und mühelos erledigen lassen – wenigstens solange feuchtes Wetter, das in Padua freilich häufiger auftritt als in neapolitanischen Gefilden, die hölzernen Zahnräder der Maschine nicht aufquellen lässt.
Fraglos wird der Fortschritt in der Maschinenbaukunst voranschreiten und uns eines Tages gänzlich von aller Selbstrechnerei erlösen, so dass die neue Staatsmaschine immer weniger unserer schwachen menschlichen Künste bedarf, sondern mit der Kraft mechanischer Klugheit regieren kann.
Wichtiger als alle Formeln erscheint mir daher, das zugrunde liegende Prinzip in klaren Worten auszudrücken:
Um zu einer neuen Staatsmaschine zu gelangen, müssen wir den Wert einer Wahlstimme von ihrem simplen Nutzen emanzipieren, der sich in der unteilbaren Zahl 1 niederschlägt. Und wir müssen die Wahlstimme aus ihrer überkommenen Starrheit in eine forellenhafte Beweglichkeit überführen.
Als Erstes setze ich dazu den Verrechnungswert der Stimme (S) mit einer Zahl größer Null und kleiner unendlich ($S > 0 < \infty$) an. Diese Zahl ist nicht fixiert, sondern flexibel und wird in einem nicht zu kleinen (> 1 Stunde) und nicht zu großen Zeitraum (<1 Jahr) für die jeweilige Person regelmäßig frisch ermittelt.
Praktisch heißt das: Wenn ich am 1. Januar meine Stimme in die Waagschale einer Entscheidungsfindung werfe oder um ein Amt kämpfe, so tue ich das mit einem anderen Stimmgewicht als am 15. März oder 30. August. An all diesen Tagen bin ich ein anderer Mensch, dessen Stellung in der Welt unterschiedlich bewertet werden muss. Selbstredend fallen meinen Mitentscheidern oder Kontrahenten ebenfalls schwankende Stimmgewichte zu. Als Siegbedingung im Abstimmungsstreit definieren wir folglich statt des starren »Patt + 1« ein fluides »Patt + x«, wobei für x gilt: $x > 0 < \infty$.
Habe ich eben doch unwillkürlich zum Alphabet Gottes gegriffen? Urteile selbst, hochverehrter Leser: Kann es von Schaden sein, die

Sprache des Herrn auf so milde Weise beigebracht zu bekommen?
In dieser neuen Ordnung, die in großen wie in kleinen Menschengruppen funktioniert, wird es immer ein Ungleichgewicht der Stimmen geben, so dass unser gefürchtetes Patt zwar theoretisch denkbar bleibt, praktisch aber kaum vorkommt. Dazu sind die Unterschiede zwischen den Menschen zu gewaltig! Nun mag man einwenden, ein solches System ließe sich vereinfachen, indem man einem Herzog grundsätzlich mehr Stimmgewicht verleihe als einem Kaufmann, einem Abbé weniger als einem Bischof, doch wäre das ein ebenso totes System wie jenes der Erbmonarchie mit ihren Pfründen: Nichts bewegte sich, alles rastete in einer bestimmten Stellung ein, wer etwas erreichte – von Geburt an oder durch erworbene Meriten –, verharrte auf einem Status auch dann noch, wenn er sich dessen längst nicht mehr würdig zeigte!
Echte Gerechtigkeit aber zollt der *Zeit* als entscheidendem Lebensfaktor Anerkennung: Zu jedem Zeitpunkt sind wir ein anderer als zu einem vorigen und zu einem künftigen. Also kann auch der Wert unserer Stimme niemals zu allen Zeiten gleich sein! Er schwankt nach oben wie nach unten, und diese Schwankungen aufzufangen, in Zahlen zu fassen und in einer Formel zu verrechnen, ist die Aufgabe einer wahrhaft gerechten Staatsmaschine.
Giancarlo Arcimboldo stand der Schweiß auf der Stirn. Er ahnte, dass die Menschen dieser Phantasmagorie hinterherlaufen würden. War sie zum Zeitpunkt der Niederschrift noch ein nahezu utopisches, auf Jahrhunderte hinaus nie realisierbares Projekt gewesen, so stand ihr jetzt nur noch das Fehlen eines binären Codes entgegen. Denn richtig interpretiert enthielt das Buch die Handlungsanweisungen zu einem Computerprogramm: Jener Ferdinando Galiani entwarf die Regeln einer *Menschenwertberechnung*, die in einer Konstante mit dem seltsamen Namen Eod kulminierte:
Eod soll aus 36 Variablen bestehen. Um jedes schönfärberische Verhalten aus meiner Formel zu bannen, suchte ich nach Variablen, die der Mensch nicht selbst beeinflussen kann, obschon sein Verhältnis zur Welt von ihnen bestimmt wird. Beispielsweise erscheint mir das Körpergewicht als solch ein Faktor.
Ist jemand in guten Erntejahren ein beleibter Vielfraß, so hebt er durch seinen erhöhten Bedarf an Speis und Trank (womöglich auch durch seine

spendable Gastfreundschaft) die Ökonomie seines Landes. Ein zwingender Bonus in der Rangskala aller Einwohner muss die Folge sein, hat das Stimmgewicht doch stets den Zusammenhang zwischen dem Einzelnen und der Gemeinschaft im Auge. Ist er hingegen dick in einer Hungersnot, verkehrt sich der Bonus in einen scharfen Malus, denn nun belastet er bei gleichbleibendem Appetit die Ökonomie seines Landes.
Die Variable »Körpergewicht« verändert also ohne eigenes Zutun durch bloße Umbrüche in der Umwelt ihre Bedeutung. Was an dieser Idee aufsehenerregend ist, versteht man, wenn man die zugrundeliegenden Prinzipien begreift. Ich fasse sie in zwei Fragen:
Wie führt Eod eine Entscheidung herbei?
Woher nimmt Eod die Zahlenwerte?
Ersteres ist einfach beantwortet: Gleich allen überkommenen Entscheidungsprozessen muss zunächst ein strittiger Sachverhalt aufgeworfen sein, der sich mit Ja beantworten oder mit der Zustimmung zur Ablehnung verneinen lässt. Wie gehabt, geben die Abstimmenden ihre Voten ab und erzielen dabei ein Ergebnis von beispielsweise 6 zu 6 Köpfen.
Nach alten Gebräuchen wäre hier Schluss.
Nach neuem Gebrauch des Eod-Systems beginnt der Entscheidungsprozess nun erst. Denn mit dem einfachen Auszählen der Köpfe ist es nicht getan. Nunmehr wird der Wert jeder einzelnen Stimme anhand von Eod ermittelt, was man freilich vernünftigerweise schon zuvor getan hat, um den Ablauf flüssig zu halten. Eine Vorlage siegt, wenn die Summe der Stimmenwerte dafür die Summe der Stimmenwerte dagegen übertrifft. Ich erlaube mir bei der folgenden arithmetischen Notation auf eine briefliche Anregung des Hr. Euler zurückzugreifen, der das griechische Sigma als Summenzeichen empfiehlt:
Abstimmungssieg = $\sum$ Stimmen-pro > $\sum$ Stimmen-contra
Giancarlo Arcimboldo rieb sich die Augen und sah auf die Uhr. Die Zeiger deckten sich auf der Zwölf. Mathematik war nie die Stärke des Turiner Rechtshistorikers gewesen, erst recht nicht zu fortgeschrittener Stunde. Dennoch las er weiter. Man musste Einsteins Weltzerstörungsformel $e = mc^2$ nicht physikalisch nachvollziehen können, um deren Destruktivität zu begreifen. Was zerstörerisch wirkte,

entlarvte sich oft schon durch die Beispiele, mit denen die Theoretiker ihre Gedanken anschaulich zu machen versuchten:
6 gegen 6 Köpfe könnte also heißen: 6,56 gegen 4,99 Stimmengewichte. Es könnte auch heißen 1234 gegen 0,01 Stimmengewichte! Wir erinnern uns der einzigen Bedingung: Stimmengewicht $> 0 < \infty$. Aber solch ein Vorkommnis lässt sich vermeiden, indem man die Variablen in einem leicht zu handhabenden Bereich ansiedelt, etwa rund um die Bezugsgrößen 1, 10 oder 100.
Ebenso simpel und selbst für Kinder einleuchtend lässt sich der Wert jeder Stimme in Bezug auf ihre Einzelteile berechnen. Bei 36 Variablen lautet die Formel:

$$\text{Stimmgewicht} = \frac{\text{Variable-1} + \text{Variable-2} + \text{Variable-3} \ldots + \text{Variable-36}}{36}$$

Ein kluger Mann wird nun bemerken, dass das Wohl und Wehe der Staatsmaschine ausschließlich von der ingeniösen Konzeption der Variablen abhängt. Dem vermag ich nicht zu widersprechen. Er wird des Weiteren sagen, dass der Wert einer Variablen keinesfalls willkürlich gesetzt werden dürfe, da sich sonst jeder ein hohes Stimmgewicht herbeizuschwindeln versuchte.
Auch das ist völlig korrekt.
So machte ich mich denn auf die Suche nach Faktoren, die dieser Gefahr trotzen, weil sie aufgrund besonderer Eigenheiten unmanipulierbar sind. Drei davon will ich skizzieren: das Lebensalter, das Geschlecht und die Gesundheit.
Beim Lebensalter zählen wir die Tage bis zum Tod. Da wir über dessen Zeitpunkt natürlich nichts wissen, behelfen wir uns mit einer künstlichen Setzung: 60 Jahre müssen jedem von uns genügen! Diesen Wert habe ich selbstredend nicht aus der Luft gegriffen, sondern entnehme ihn den Schriften der ehrwürdigen Herren John Graunt und William Petty aus dem Königreich Britannien, die bereits in den Jahren um 1680 ermittelten, wie alt die Menschen ihres Landes zu werden pflegten. Sollte dieser Fortschritt in den Wissenschaften eines Tages auch Neapel erreichen, werde ich den Wert gemäß der landestypischen Fakten nach oben oder unten korrigieren. Einstweilen tut es auch die an Graunt und Petty angelehnte Setzung, denn solange ihr alle Beteiligten

gleichermaßen unterworfen sind, ist es egal, ob man den Tod bei 60, 70 oder gar 80 Jahren ansetzt.
Ich nehme die 60.
60 Jahre unterteilen sich abzüglich der Schaltjahre in 21 900 Tage. Rechnen wir der Einfachheit halber so, als seien am 30. Geburtstag 10 950 Tage vergangen, während dem Jubilar noch weitere 10 950 verbleiben. Jegliche Entscheidung, die jemand nach dem 30. Geburtstag fällt, betrifft im Vergleich zum Zeitraum vor diesem Stichtag also stets eine kürzere Periode. Demnach muss sein Stimmgewicht, das wir für den Tag der Balance zwischen Vergangenheit und Zukunft mit 1 eichen, Schritt um Schritt vermindert werden. Umgekehrt dürfen wir, je jünger ein Abstimmender ist, desto mehr zu dieser 1 addieren, weil er die Folgen seiner Entscheidung länger als Ältere verspürt.
Absteigend von 30: ein Aufschlag im Stimmgewicht.
Aufsteigend von 30: ein Abschlag im Stimmgewicht.
Am 60. Geburtstag sind wir durch unsere Annahme des fiktiven Todesdatums bei 0 angekommen. (Wer den genauen Verminderungsfaktor je Tag erfahren will, studiere die entsprechenden Tabellen auf dem beigefügten arithmetischen Bogen.) Was hat das für Folgen? Nun, imaginieren wir eine Runde aus zwölf Abstimmenden und werfen ausschließlich diesen Faktor in die Waagschale, so könnte schon ein Jüngerer das Gros der Alten nahe der 60 Jahre überstimmen. Ein Umstand, der mir mit meinen 26 Lenzen verständlicherweise herzliche Freude bereitet.
Die Flasche Fernet-Branca war leer. Giancarlo Arcimboldo ging in die Küche, um nach weiteren Betäubungsmitteln für seine kaum auszuhaltende Empörung zu suchen. Er war 58 Jahre alt. Nach Meinung dieses unsäglichen Traktats genügte das, um ihn politisch zu entmündigen. Das passte zum herrschenden Ungeist der Altersdiskriminierung, zur Hetze gegen Minderheiten und zum Vormarsch rechtspopulistischer Parteien in Europa. Dem Dozenten war speiübel vor moralischer Abscheu. In den Schränken fand er nur eine verkrustete Flasche Amaretto aus längst vergangenen Tagen, in denen er hin und wieder eine Studentin bezirzt hatte. Unverrichteter Dinge, doch unfähig, sich der Faszination des Buches zu entziehen, kehrte er zur Lektüre zurück. Sein Blick stockte. Wurde er jetzt auch noch verhöhnt?

Ich vernehme leise Proteste von dir, unvergleichlich aufmerksamer Leser. Gemach – die Altersvariable macht ja nur ein Sechsunddreißigstel von Eod aus. Vergessen wir darüber nicht das Geschlecht. Diesem Punkte sei vorangestellt, dass der Baron de Montesquieu und seine republikanischen Anhänger nachhaltig irren, indem sie blind den Torheiten der alten Griechen folgen: Das schwache Geschlecht von jeglicher Verantwortung für die Staatsmaschine auszunehmen, ist eine unverzeihliche Dummheit, da der Geschlechterunterschied ganz wesentliche Auswirkungen auf unser aller Leben hat.
Nehmen wir nur den Fall, ein Krieg habe einen ganzen Landstrich entvölkert, und einer geringen Zahl von Männern stünden zweimal so viele Frauen gegenüber. Wer könnte allen Ernstes diesen die Mitbestimmung gewähren, während er sie jenen verweigerte, die doch als Mütter ungleich mehr zur Wiederbevölkerung beitragen als die Väter?
Den Frauen kommt also mit Fug und Recht die gleiche Teilhabe am öffentlichen Leben zu wie den Männern. Allerdings unterwirft uns dies formale Zugeständnis keinem so starren Schicksal, wie es das Geschlecht im Alltag tut: Nie wird ein Mann Kinder gebären – wohl aber wird er zu einer Zeit sein Weib mühelos überstimmen, während er zu einer anderen dessen Gewicht unterliegt.
Nehmen wir erneut das Beispiel des Krieges: Während die Kanonen donnern, übersteigt der Wert eines Mannes unzweifelhaft den einer Frau. Zwar hat der Krieg in seiner Gefräßigkeit schon Tausende von Soldaten verschlungen, doch um den Sieg zu erringen, fordert er ein Vielfaches davon. So wächst der Wert eines Mannes mit jedem Gefallenen, bis die letzten Wehrfähigen so teuer geworden sind, dass man sie nicht mehr auf dem Schlachtfeld opfern mag. Der Frieden tritt ein, wenngleich in Form einer Niederlage. Bis diese endgültig feststeht, gelten Frauen als Kostgängerinnen von geringer Bedeutung.
Nach Ende des Krieges verkehren sich die Verhältnisse freilich sofort, denn nun kann Not am Manne nur durch Frauen kompensiert werden. An Stelle der Gefallenen übernimmt das schwache Geschlecht ohne Murren die Alltagsgeschäfte, zieht die Kinder auf, während es zugleich die Äcker bestellt, ja vermutlich sogar in der Lage wäre, alle öffentlichen Geschicke zu bestimmen, ließe man dies zu.

Je länger ich darüber nachdenke, verehrter und unübertrefflicher Leser, desto mehr gerate ich ins Grübeln, ob dem Manne jenseits kriegerischer Zeiten überhaupt ein Stimmgewicht > 1 zugewiesen werden soll?
Bevor ich hierüber zum Verräter am eigenen Geschlecht werde, wende ich mich lieber dem Feld der Gesundheit zu. Ohne Zweifel spielt dieser Faktor eine herausragende Rolle im Konzert der 36. Ein kranker Mann vermag nicht weise und gerecht abzustimmen, weil er entweder zu sehr in sein eigenes Leid vertieft ist, als dass er die Belange anderer noch zu würdigen wüsste, oder weil sein Lebenslicht schon kurz vor dem Erlöschen steht, und sich darum sein Stimmgewicht analog zum Altersfaktor auf null zubewegt.
Doch wie bekommt man Fragen zur Gesundheit ehrlich beantwortet? Verführen sie uns nicht alle zur Lüge, indem wir lautstark jammern, wo es bei Bagatellen wenig zu klagen, aber viel Mitleid zu ergattern gibt, während wir ernste Breste verschweigen, sofern sie uns untauglich für lukrative Ämter und Würden machen?
Das bereitete mir einiges Kopfzerbrechen.
Schließlich ersann ich folgenden Mechanismus: Jeder Gesunde erhält ohne bohrende Nachfragen ein Stimmgewicht von 10 verliehen. Doch wer sich dazu versteht, eine Krankheit zu offenbaren, erhält 3 Bonuspunkte daraufgepackt und landet bei einem Stimmgewicht von 13. Für die zweite gebeichtete Krankheit gibt es noch 2 Punkte, für die dritte 1 Punkt. Insgesamt also vermag ein Kranker auf den Basiswert von 16 zu kommen, der augenscheinlich den des Gesunden übertrifft.
So überstimmen Kranke stets die Gesunden?
Nein!
Denn die Krankheiten verkörpern naturgemäß ihrerseits einen Malus. Er droht den Bonus zu verzehren, und über das Ausmaß dessen wird der Abstimmende im Unklaren gelassen. Für ihn erhebt sich somit die Frage, ob er besser auf den sicheren Wert von 10 setzt … oder ob er das Wagnis eingeht, mit einer oder mehreren gebeichteten Bresten darunterzurutschen? Keine leichte Entscheidung! Dem unzweifelhaften Wagnis steht nämlich die verlockende Aussicht gegenüber, deutlich über dem Basiswert zu landen. Denn nicht jeder Katarrh, nicht jede Hautabschürfung zieht gleich so gravierende Entwertungen nach sich, dass ein Drei-Punkte-Bonus entscheidend gemindert würde.

Ich treibe ein heimtückisches Spiel mit der menschlichen Seele, indem ich sie vor eine unlösbare Entscheidung stelle?
Nun, meine Menschenkenntnis lässt mich annehmen, dass eine überwältigende Mehrheit das Risiko wählt, da uns der Hang zum Spiele innewohnt wie dem Mann der Drang zum Weibe.
Es war 3.30 Uhr. Die Menschenkenntnis des Turiner Dozenten reichte aus, um dem Traktat eine glänzende Karriere vorauszusagen: Niemand würde es gänzlich lesen – auch er brach hier unwiderruflich ab! –, doch viele würden daraus Energie beziehen, um die Welt in eine falsche Richtung zu drängen. In eine Richtung, die mit altehrwürdigen Idealen nichts mehr zu tun hatte, eine Richtung, in der Arcimboldo und seine Freunde keinen Einfluss mehr haben würden, eine Richtung, deren Zielpunkt völlig unvorhersehbar war. Arcimboldo machte sich keine Illusionen über seinen Wert als Mensch. Als Handlanger von ’O Sistema konnte er in einem System, dass über formale Gleichheit hinaus auf Handlungsweisen und Charakter sah, keine guten Karten haben.
Blieb ihm eine andere Wahl, als das Buch zu verbrennen?
Dazu musste er es zuvor freilich zerstückeln. Auf dem Küchentisch lag noch das Steakmesser mit Wellenschliff, und der Rechtshistoriker begann, die teure Preziose zu zersäbeln.
600 Euro!
Es tat ihm in der Seele weh. Immer wieder nahm er ein Bündel handtellergroßer Papierstücke, trug sie ins Badezimmer und stopfte sie in den seit Jahren nicht mehr gebrauchten Warmwasserofen, der noch mit Holz und Kohle befeuert wurde. Die kleinen Fetzen verbrannten anstandslos zu streng riechender, weißgrauer Asche. Auf dem letzten Fetzen las er Galianis Abschiedsworte:
Wenn Du, verehrter und unübertrefflicher Leser, diese Preisschrift in den Händen hältst und ob der bezwingenden Klarheit ihrer Gedanken in Wallung gerätst, so bin ich möglicherweise schon tot. Im Porto Mercantile befinden sich – wie in jedem anständigen Hafen – ein paar illustre Freudenhäuser, die ich meinem Rang als Abbé zum Trotz gerne und mit Begeisterung aufsuche. Dort, erzählt man in der Stadt, wütet gerade wieder ein Fieber, und sollte dieses Fieber auch mich dahinraffen, so weiß ich doch, dass ich der Menschheit einen Stachel ins Fleisch gebohrt habe, den sie so leicht nicht wird entfernen können.

Arcimboldo spuckte in die heiße Asche. Zischend verdampfte die Flüssigkeit. Dann blickte er erschöpft auf seine rußverschmierten Hände, die mehrere kleine Schnittwunden davongetragen hatten. Eine bleierne Müdigkeit überfiel ihn, doch Schlaf kam nicht infrage. Denn wozu war das Buch fürs Internet präpariert worden, wenn nicht als Teil eines umfassenden Plans?
Genau diesen hatte er wahrscheinlich gerade vereitelt.
In großer Hast raffte er ein paar Kleidungsstücke zusammen, stopfte sie in eine Reisetasche, legte seine zehn Lieblings-CDs obenauf und verließ die Wohnung an der Via Claudio Beaumont. Als er in der kühlen Morgenluft vor dem Haus stand, überfiel ihn der nackte Katzenjammer. Mit seinem kargen Judaslohn ließ sich nie und nimmer eine dauerhafte neue Existenz außerhalb der Reichweite desjenigen errichten, den er sich durch sein impulsives Handeln zum Feind gemacht hatte.
Er tat sich selbst leid.
Sehr, sehr leid.

Vierter Teil

Beunruhigung

51

Das Gehirn der Welt rechnete. Von überallher trafen im Millisekundentakt Fragen ein, die unmittelbar nach überallhin verteilt wurden, denn das Gehirn der Welt überspannte alle fünf bewohnbaren Kontinente. Riesige Rechnerfarmen in Bamako / Mali, Bangalore / Indien, Brisbane / Australien, Valley Hills / USA, Perpignan / Frankreich und an zwei Dutzend weiteren Orten der Erde garantierten die Unverwundbarkeit einer Computerwolke, der weder kurzzeitige Überlastungsspitzen noch ein terroristischer Anschlag etwas anhaben konnten. Toggle funktionierte rund um die Uhr, und weil Toggle rund um die Uhr funktionierte, zog man das moderne Orakel zu jeder Sekunde des Tages bei großen wie bei kleinen Entscheidungen zurate. In Mellau entschied Jewgenij Jacob Fünfgeld nach einer ausgedehnten Recherche des Stichworts ›historische Goldkurse‹, weiterhin in diesem Edelmetall engagiert zu bleiben, während der ergraute Kriminalbeamte in Garmisch-Partenkirchen noch mit leerem Magen, neben sich eine Tasse tiefschwarzen Kaffees, die Worte ›Insulin‹ und ›Tötungsvorsatz‹ in den Toggleschlitz hineinbuchstabierte. Professor Alexandre Ranchin stieß bei der Suche nach einer sinnvollen Nutzung der gewonnenen freien Zeit auf mehrere oberitalienische Klosterbibliotheken, deren Bestände er noch nicht kannte, und beschloss, um ihretwillen einen Abstecher in den Piemont zu unternehmen. Olga Holzwanger, die eine schlechte Nacht hinter sich hatte, erinnerte sich beim Surfen im Salettl an Melissa Stockdales inzwischen zum Epitaph gewordene Myface-Seite und fühlte sich verpflichtet, die Tote als Freundin hinzuzufügen, was sie der Lebenden noch verwehrt hatte. Im brandenburgischen Prützke stritt Maria Loibl mit ihrer Tochter Anna-Katharina herum, weil diese ablehnte, den Computer zu benutzen, um die Öffnungszeiten des Versandantiquariats Sturm über Petersburg in Erfahrung zu bringen, was sich am schnellsten mit Toggle erledigen ließ. Schließlich kapitulierte sie vor dem Starrsinn der Heranwachsenden und entschied, ihr keine weitere Hilfe anzubieten.

Nur diese Entscheidung in Sekunde 30 424 des angebrochenen Tages kam ohne das Weltgehirn zustande. Das galt freilich auch für eine Entscheidung größerer Tragweite, die Walter Weinberger im selben

Augenblick traf.
Sie kam direkt aus seinem Bauch.

52

Mittwoch, 28. Juli, 8 : 30

Nikolaus Holzwanger trat aus dem quirligen Lärm des Speisesaals hinaus in die gedämpfte Ruhe des Nordbalkons. Hatte er eine SMS Weinbergers falsch verstanden? Da saß kein Amerikaner! Ärgerlich genug, dass sich Holzwanger überhaupt noch in Mellau befand! Doch die überstürzte Abreise am Abend war ihm untersagt worden, und ohne ihn als zweiten Fahrer konnte Pia die lange Strecke mit den Kindern nicht bewältigen.
Holzwanger kniff die Augen zusammen. Wie ein Keil stieß von Osten her gleißendes Sonnenlicht auf den schmalen Vorbau herab und ließ die Frühstückenden hinter ihren Zeitungen Deckung suchen. Ob eine *FAZ, Welt* oder *Süddeutsche* den Ex-Offizier verbarg, war nicht zu erkennen. Erleichtert über die Ausrede wollte Holzwanger wieder kehrtmachen. Da sank ein Sonnenschutz um ein paar Zentimenter herab, und ein massiger Schädel wurde sichtbar. Weinberger frühstückte ganz am westlichen Ende des Balkons, weit weg von allen Büfetttischen im Saal.
Holzwanger trottete los. »Ich wäre eigentlich lieber bei meiner Familie«, murrte er leise, als er dem Mann aus Kalifornien gegenübersaß.
Weinberger hatte keine Zeit für Geplänkel: »Wie lange sind Sie schon bei Toggle?«
Holzwanger musste rechnen. »Vierzehn Monate.«
»Was wissen Sie über die Firma?«
»Vermutlich zu wenig.«
»Vermutlich.« Weinberger sah ihn skeptisch an. Dann fuhr er fort. »Wer hat Sie eingestellt?«
»Melissa war jedenfalls dabei, daneben ein paar andere Leute. Aber wer letztlich die Entscheidung traf, keine Ahnung! Valley Hills wird sich bestimmt nicht die Mühe gemacht haben, den deutschen Personalchef auszusuchen.«
»Sie irren sich.« Walter Weinberger winkte eine Bedienung herbei, die am anderen Ende des Balkons Kaffee ausschenkte, doch der Tisch lag im toten Winkel. »Ihr Vorgänger hatte vierzehn Bewerbungsgespräche zu

absolvieren. Sie zogen sich über einen Zeitraum von fast einem Jahr hin. Toggle ist extrem wählerisch bei seinem Führungspersonal.«
»Tatsächlich?« Holzwanger sperrte den Mund auf. »Vierzehn Vorstellungsgespräche? Ich war genau ein Mal da.«
»In Valley Hills?«
»In Hamburg.«
Weinberger lehnte sich zurück und kippelte mit dem Stuhl. »Gut, die Übertreibungen sind etwas zurückgegangen. Jetzt macht man nur noch acht Gespräche, und es dauert maximal drei Monate. Damit fehlen allerdings immer noch sieben Ringrunden zur Legitimation Ihrer jetzigen Position.«
»Das heißt?«
Weinberger durchbohrte ihn mit einem Blick. Holzwanger konnte sich die Frage selbst beantworten.
»Schon gut.« Der ehemalige Radiologe erhob sich. »Ich hatte ohnehin andere Pläne. Weniger Luxus, aber dafür auch keine Gewalttaten im beruflichen Umfeld und mehr Zeit für die Kinder.«
»Setzen Sie sich!«, befahl Weinberger. Seine Stimme hatte ihre alte Schärfe zurückgewonnen. »Das mit den Gewalttaten ist noch nicht raus. Sie werden das klären. Und zwar als deutscher Toggle-Chef.«
Holzwangers Schweigen ließ offen, ob er die Botschaft verstanden hatte. Dann zog er eine Augenbraue hoch: »Ohne acht Vorstellungsgespräche?«
»Es gibt Ausnahmen. Sie kennen die Geschichte mit der Werbetafel an der Route 101 von San Francisco nach San Mateo? Nein? Jeder kennt sie in der Branche.«
Weinberger zog einen silbernen Drehbleistift hervor, notierte etwas auf seiner Zeitung und hielt sie seinem Gegenüber hin. »Würden Sie das für eine Stellenausschreibung halten?«
{Die erste zehnstellige Primzahl in den Kommastellen von e}.com, las Holzwanger. Er betrachtete den merkwürdigen Satz eingehend. Dann schüttelte er den Kopf.
»Fragen Sie mich nicht, warum die Klammer geschweift sein muss«, knurrte Weinberger. »Ich weiß allerdings, dass *e* die Eulersche Zahl ist.«
»Eklammerdotcom«, murmelte Holzwanger und kratzte sich am Kinn. Pia hätte sofort eine Idee dazu gehabt.

»Oh, das Schlüsselelement ist einfach zu verstehen«, erklärte der Toggle-Chefstratege. »In Klammern steht die mathematische Aufgabe, und an das numerische Ergebnis hängt man Dotcom an. Damit erhält man eine Internetadresse, und wenn man sie ansurft, warten dort weitere Aufgaben. Die Lösung lautet 742undsoweiter.com … ist inzwischen natürlich ein toter Link. Wer den gesamten Parcours absolvierte, ich glaube, es waren zwölf Rechenaufgaben, bekam einen Programmierjob bei Toggle. Ohne Vorstellungsrunden!«
»Ich hatte keine Aufgaben zu lösen«, warf Holzwanger ein.
»Richtig. Aber erinnern Sie sich noch, wie Sie auf die Stellenanzeige aufmerksam wurden?«
Holzwanger dachte nach. Das war in seiner Zeit beim Zündkerzen-Primus gewesen, als er abends oft nichts anderes zu tun gehabt hatte, als ziellos durchs Internet zu toggeln. »Ja, sie erschien zufällig bei einer Suche, als Anzeige rechts neben den Fundstellen. Das Stichwort dazu habe ich vergessen.«
»Zufällig …« Weinberger nickte vielsagend. »Ist Ihnen schon mal die Idee gekommen, dass diese Anzeige vielleicht nur auf dem Bildschirm einer einzigen Person auftauchte?«
Holzwanger schüttelte den Kopf.
»Es gibt Unstimmigkeiten«, sagte Weinberger mit gedämpfter Stimme. »Nehmen Sie den Job an?«
»Welchen?«, fragte Holzwanger gedankenverloren.
»Deutschlandchef. Natürlich nehmen Sie an! Ich packe 100 000 auf Ihr jetziges Gehalt drauf.«
»Was für Unstimmigkeiten?« Holzwanger wurde wieder wach.
»Informationen nur gegen Zuschlag!« Weinberger sah ihn beinahe bedrückt an, was gar nicht seiner Art entsprach.
Holzwanger dachte an sein beengtes Reihenhaus in der Elbmarsch. Mit 100 000 Euro mehr im Jahr konnte sich die Familie zweifellos etwas Größeres leisten. Aber Unstimmigkeiten waren ein anderes Wort für Ärger.
Und Ärger kostete entschieden mehr.

53

Mittwoch, 28. Juli, 8 : 40

Reimar Dijkerhoff schlug mit der flachen Hand gegen die Scheibe der Hotelbuchhandlung. Das Geräusch schreckte die Betreiberin auf. Sie sah von ihren Auspack- und Registrierarbeiten hoch, erhob sich und kam zur Tür. Die nachdrückliche Art des Professors ließ ihr keine andere Wahl. Eigentlich war der Laden noch geschlossen.
»Das ist aber eine Freude, Sie wiederzusehen!«
»Tun Sie nicht so!«, raunzte der Philosoph. »Sie wissen natürlich längst, dass ich hier bin. Denn Sie haben meine Bücher in rauen Mengen vorbestellt.«
»Habe ich«, antwortete die Buchhändlerin folgsam. Sie ahnte, was gleich kommen würde.
»Nun, dann habe ich im Gegenzug die außerordentliche Freude, Ihnen mitteilen zu dürfen, dass ich alle Bücher kostenlos signieren werde.«
»Darüber bin ich sehr froh«, log die Buchhändlerin und dachte schmerzlich an die vielen signierten Dijkerhoff-Bücher früherer Veranstaltungen, die ihr Lager verstopften. Entgegen der Autorenüberzeugung, die Unterschrift mache ein Buch wertvoller, kauften die Hotelgäste lieber originalverschweißte Exemplare. Wer mochte schon ein Buch, in dem sich ein fremder Mensch verewigt hatte?
»Dort liegen sie«, sagte die Buchhändlerin und deutete auf einen ziemlich eindrucksvollen Stapel auf dem Tisch neben den Bestsellern. Bevor die ersten Kunden kamen, würde sie alles wieder weggepackt haben. Hoffte sie.
Dijkerhoff nickte wohlwollend, schritt zu dem Tisch hin, zog einen klobigen Kolbenfüller hervor und begann sein Selbstbestätigungswerk. Einen Moment lang beobachtete ihn die Buchhändlerin mit einem Gefühl der Unsicherheit, denn sie fürchtete, sein Gedächtnis sei stärker als seine Eitelkeit. Doch zum Glück hatte Reimar Dijkerhoff völlig vergessen, dass er bei seiner letzten Mellauer Signierstunde auf dem hinteren Buchdeckel unterschrieben hatte, noch dazu an einer Stelle, die normalerweise vom Schutzumschlag verdeckt wurde. Darüber hatte es

zwar eine erregte Auseinandersetzung mit der Buchhändlerin gegeben, doch zum Schluss war er ihrer Versicherung gefolgt, die Kunden bevorzugten eher versteckte Signaturen als auffällige Brandmale. So taugte der schwer verkäufliche Stapel an Dijkerhoff-Büchern wenigstens für zwei Unterschriftenaktionen.
»Sagen Sie mal«, nuschelte der Philosoph, während er seinen ohnehin nicht kurzen Namen mit allen akademischen Graden über das ganze Vorblatt malte, »was haben Sie denn so von meinen werten Kollegen auf Lager?«
»Fast nichts. Ich wollte keine englischen Wissenschaftstitel. Die anderen Gäste sind ja hier in den Ferien, nicht auf einem Seminar. Blieb nur der ›Digitale Schatten‹ von Professor Sterzel, der ist ja ziemlich populär.«
»Und der Franzose?«
»Professor Ranchin?«
Dijkerhoff stieß einen Laut aus, der klar zu erkennen gab, dass diese Bejahung keinerlei Zustimmung zum Werk des Konkurrenten enthielt.
»Habe ich nachgesehen«, beschwichtigte ihn die Buchhändlerin. »Es gibt nur eine deutsche Veröffentlichung in einem obskuren Kleinverlag, so dass mir die Bestellung sinnlos erschien. Solche Bücher trudeln meist erst mit wochenlanger Verspätung in Mellau ein.«
»Und dann fällt die Veranstaltung auch noch kürzer als gedacht aus«, meinte Dijkerhoff verständnisvoll. »Da haben Sie Glück mit mir! Meine Bücher verkaufen sich ja ohne äußeren Anlass.«
Die Buchhändlerin musste schlucken. »Gewiss«, nickte sie. »Sie sind eine wirkliche Ausnahme.«
Der Philosoph beendete seine Wertvernichtungsaktion mit einer besonders schwungvollen Signatur und erhob sich. »Wundert mich übrigens überhaupt nicht, dass dieses Toggle-Mäuschen umgekommen ist«, sagte er. »Kam mir von Anfang an krankhaft hektisch vor. Und natürlich entsetzlich ungebildet. Wie heißt denn das Machwerk von Ranchin?«
»Warten Sie mal.« Die Buchhändlerin tippte ein paar Worte in ihren Computer ein. »Da … *Verschwundene Schriften des 18. Jahrhunderts und ihre Folgen für den Revolutionsdiskurs der kommenden Jahrzehnte*.«
Dijkerhoff schüttelte den Kopf. »Nur verschwurbelter Mist. Genau, wie

ich es erwartet habe. Und nun zu etwas wirklich Wichtigem: Der Sommelier hat mir verraten, dass eine Kiste mit alten Büchern aufgetaucht ist, die zum Verkauf stehen. Wo sind sie?«
Er sah sich suchend um.
»Im Kinderclub«, antwortete die Buchhändlerin wahrheitsgetreu.
»Verstehe«, sagte Dijkerhoff schmallippig. »Sie wollen nicht die Bücher loswerden, sondern mich. Schon verstanden!«

54

Mittwoch, 28. Juli, 8 : 45

»130 000«, sagte Holzwanger mit fester Stimme. Aus dem Speisesaal vernahm er helle Kinderstimmen, deren grellsten unzweifelhaft seinen eigenen Zwillingen gehörten. Danach ertönte ein ohrenbetäubendes Scheppern, wie es nur größere Silbertabletts hervorrufen konnten, die nacheinander zu Boden fielen. Dann begann ein anderes Kind laut zu kreischen. Das war Joshi. »150 000«, korrigierte sich der vierfache Vater. Am Ende des Tages würde von seinem Zugewinn ja doch nicht viel übrig bleiben.
»Ich habe Ihnen die 100 000 nicht genannt, weil ich Ihnen nicht mehr gönnen würde«, entgegnete Weinberger ruhig. »Ich habe sie Ihnen genannt, weil sie genau die Grenze markiert, die wir nicht überschreiten können, ohne acht Ringrunden zu absolvieren.«
Es sah so aus, als würde er die Wahrheit sagen. Holzwanger nickte, aber er verstand nicht.
»Ringrunden, die Sie nicht überstehen würden! Und zwar aus genau den Gründen, die mich dazu bewegen, Ihnen den Job unter der Hand anzubieten. Sie unterscheiden sich, Doc.«
Endlich hatte ein Serviermädchen sein Winken bemerkt und kam an den Tisch. Weinbergers Wunsch nach einem tiefschwarzen Espresso war für einen Amerikaner bemerkenswert. Aber er war ja auch kein typischer Vertreter seines Landes. Typisch an ihm war nur, dass er sich schnell auf veränderte Gegebenheiten einstellen konnte.
»Okay«, sagte er. »Ich gebe Ihnen die 150 000. Zwei Drittel davon müssen Sie aber privat verbuchen, die kommen aus einem inoffiziellen Topf.«
»Woran ist Melissa gestorben?«, fragte Holzwanger plötzlich.
»Diabetes. Sie sind Arzt. Ist das realistisch?«
Holzwanger nickte zögerlich. »Unter Umständen. Melissa könnte im Unterzucker kollabiert und im Forchbach unglücklich aufs Gesicht gestürzt sein. Aber ich bin Radiologe, kein Internist.«
»Yep!«, machte Weinberger. »Sie sind Radiologe. Radiologen fehlen

uns noch. Leute, die etwas durchleuchten.«
»Wenn Sie an die Brille mit Röntgenblick denken, die es früher in Comicmagazinen gegeben hat, muss ich Sie enttäuschen. Das war Betrug.«
»Doc, ich habe mir nur gemerkt, was Sie vorgestern erzählten. Sie sind Spezialist für Computertomografie. Ich höre da ein Wort heraus: Mustererkennung.«
Er griff zu seinem Drehbleistift und kritzelte mit ungeahnter Virtuosität ein wirres Gebilde auf die Zeitung. »Ist das hier eine Krankheit?«
Holzwanger wusste nicht, worauf diese Demonstration hinauslaufen sollte. Der Amerikaner schraffierte einige Flächen, andere schattierte er dunkel. Dann drehte er den Bleistift um und verschmierte mit dem Radiergummi weitere Areale.
»Na gut«, zögerte Holzwanger. »Wenn das jetzt ein durch drei Faxgeräte gelaufenes MRT – Bild der Großhirnrinde wäre, könnte ich mit sehr viel Fantasie Symptome eines Schlaganfalls erkennen.«
Der Amerikaner grinste fröhlich. »Das meine ich! Sie sehen Strukturen, wo andere nur Chaos wahrnehmen.«
Er knüllte die Zeitungsseite zusammen. »War natürlich auch nur Chaos. Wo Sie überall Krankheiten vermuten, Doc! Man sollte Sie nicht als Arzt konsultieren.«
»Auch nicht als Manager«, gab Holzwanger zurück. »Ich habe keine Ahnung von Betriebswirtschaft, verstehe nichts von Marketing und am allerwenigsten vom Anzeigengeschäft, mit dem Toggle sein Geld verdient.«
Weinberger wischte die Einwände vom Tisch: »Alles entbehrlich! Ich benötige jemanden, der Störungen erkennt.«
»Wie sehen diese Störungen aus?«
»Unstimmigkeiten«, wiederholte Weinberger.

55

Mittwoch, 28. Juli, 9 : 00

Vor Anton Purgler öffnete sich Tor II der Untersuchungshaftanstalt Moabit. Ein silberner Lexus wartete mit laufendem Motor im absoluten Halteverbot. Purgler öffnete den Wagenschlag: »Sind Sie von der Hilfsorganisation rehabilitierter Unschuldiger?«
»Gepäck?«, fragte der junge Mann hinter dem Steuer. Er konnte höchstens 22 sein. Unter den Borsten seines kurzgeschorenen blonden Haares schimmerten vereinzelte rötliche Pickel.
»Ja«, nickte Purgler. »Fünf schwere Kisten. Lass ich mir aber mit dem uniformierten Kurierdienst liefern. Schließlich hat der sie auch hergebracht.«
»Gut«, sagte der Jungspund, wirkte dabei aber verunsichert. Zudem zuckte in seinem Gesicht ständig ein Nerv unterhalb des rechten Augenlids.
Purgler stieg ein. Das war mitnichten der geheimnisvolle Auftraggeber vom Mai, sondern nur ein Laufbursche.
»Wohin?«, fragte der Jungspund.
»Nach Hause«, antwortete Purgler.
Sofort fuhr der Wagen in die richtige Richtung los und verstärkte Purglers schlechtes Gefühl. Bei kleinen Fischen gab man dem Rollkommando kein exaktes Briefing mit auf den Weg. Kleine Fische ließ man vor Ort zusammenschlagen und im Rinnstein versauern. Adressen ermittelte man nur bei größeren Fischen.
»Sie sind mein Aufpasser«, stellte Purgler nüchtern fest.
»Service«, verbesserte ihn der Jungspund.
»Ich kann Sie also dirigieren, wohin ich will?«
Der Jungspund zuckte gleichgültig mit den Schultern.
»Wie steht’s mit Geld?«
»Geld ist gut.«
»Also vorhanden. Frauen?«
»Frauen sind auch gut.«
Das glaub ich gerne, schoss es Purgler durch den Kopf. Aber er war

nicht der Typ, den es nach sechs Wochen Knast schon in den Puff trieb. Auch vorher hatte er einen eher spärlichen Kontakt zum anderen Geschlecht gepflegt. Wenn er über seine Wünsche nachdachte, wollte er eigentlich nur sein Tai Pan wiederhaben, sein teures, wenngleich für manche Zwecke zu scharf geschliffenes Messer. Beim Vorfall Anfang Juli war es unter den Scanner gerutscht, und die Umstände hatten damals nicht erlaubt, es wieder aus der Ritze herauszufischen. Jetzt konnte er wieder zugreifen!
»Nach Prützke. Liegt in der Nähe von Lehnin.«
»Lenin? Roter Platz?« Der Jungspund sah ihn erschrocken an.
»Unsinn«, erklärte Purgler. »Vorne links, und dann der Beschilderung zur Autobahn folgen.«

56

Prützke

Mittwoch, 28. Juli, 9 : 15

Nach dem Streit mit ihrer Mutter hatte Anna-Katharina schweigend ihr Frühstück heruntergeschlungen und dabei die letzten Seiten des vierten Bandes vom ›Stillen Don‹ gelesen, der einzigen Schwarte aus dem Antiquariat, die sie über die letzten fünf Wochen zu fesseln vermocht hatte. Nun war es an der Zeit, etwas zurückzuholen.
In der Nacht hatte sie ein Buch in Flammen aufgehen sehen und war aus diesem Albtraum mit einem lauten Schrei erwacht. Sogar ihre Eltern, die sonst tief und fest schliefen, hatten diesen Schrei gehört und waren vom Schlafzimmer im ersten Stock zu ihr ins Dachgeschoss hochgerannt gekommen. Beide mit ehrlicher Bestürzung im Gesicht. Aber derartige Beweise elterlicher Sorge gab es in der Familie Loibl immer nur für ein paar Minuten. Jetzt trat ihre Mutter in die Küche und raunzte sie an, sie solle, wenn sie schon überflüssigerweise nach Brandenburg fahre, keinesfalls die Schilddrüsenmedikamente für den Vater vergessen.
»Ja, Mama«, sagte Anna-Katharina entnervt. Die Apotheke, bei der es immer besonders viele kostenlose Kräuterteeproben für die Mutter gab, lag am entgegengesetzten Ende der Stadt.
»Bald fängt die Schule wieder an.«
»Brauchst du nicht extra zu erwähnen.«
»Und du hast wieder nur gelesen, die ganzen Ferien! Statt was Sinnvolles zu machen! Die Nicole aus der Gärtnerei Disselhoff hat im Büro ihrer Eltern die gesamte Buchhaltung auf Excel –«
»Ja, Mama«, wiederholte Anna-Katharina. Diese Steinzeitmenschen, die sich ihre Eltern schimpften, hielten sich für fortschrittlich, nur weil sie ein paar Zahlen in Excel eintippen und bei Toggle Öffnungszeiten abfragen konnten. Was Zivilisation eigentlich bedeutete, würden sie nie begreifen.
Das Mädchen stand auf und ging seinen Rucksack packen.

Allerdings machte der Plunder aus dem Antiquariat Sturm über Petersburg auch keine gute Reklame für eine bessere Welt. Alles DDR – Schrott. Nur ein einziges Buch behielt Anna-Katharina bei sich. Der Antiquar würde es nicht merken.
Der Parkplatz gähnte wie immer menschenleer in der morgendlichen Sonne, von den Dorfbewohnern ließ sich keiner blicken. Als sich Anton Purgler mit jugendlichem Elan aus dem Lexus schwang, war er noch guter Dinge. Doch als er das Rolltor der Lagerhalle ein paar Zentimeter bewegt hatte, um einen Blick ins Innere zu werfen, zuckte er zusammen. Alle Bücher waren weg, die Maschinen ebenfalls.
Purgler roch den faulen Braten förmlich.
Der Jungspund hatte ebenfalls das Auto verlassen und vertrat sich die Beine. Kein muskelbepackter Athlet, aber die Kleinen machten oft den meisten Ärger. Außerdem war das Zucken in seinem Gesicht stärker geworden. Purgler kniff die Augen zusammen: Am rechten Unterschenkel trug der Kerl ein Messerholster. Man konnte es deutlich sehen, wenn der Wind den leichten Hosenstoff gegen die Wade drückte.
Also doch!
Betont langsam ging Purgler zum Auto zurück.
»Innen Puff«, sagte er. »Ich kenn hier was um die Ecke. Unverbrauchte Landhühner. Du darfst auch, wir setzen’s auf meine Spesenrechnung.«
Der Jungspund kommentierte weder das überraschende Du noch das großzügige Angebot, sondern drehte sich wieder dem Wagen zu. In diesem Moment sprang ihn Purgler von hinten an, verbuchte das Überraschungsmoment für sich, riss dem Schmächtigen entlang der Naht das rechte Hosenbein auf und zog ihm blitzschnell das Messer aus dem Holster.
Kein Tai Pan.
Aber scharf.
Er setzte die Klinge an die Kehle des Jungspunds und konzentrierte sich darauf, die eigene Angst zu verbergen. War der andere ein Profi, würde er keine Minute brauchen, um ihn fertigzumachen. Ein paar Blutströpfchen perlten aus der vom Rasieren rötlich gereizten Haut.
»Was willst du von mir?«, schrie Purgler.
»Buch«, ächzte der Jungspund.
»Welches Buch?«

»Weiß nicht, das letzte … vor Verhaftung.«
Anton Purglers Erinnerung an den letzten Nachmittag in der Lagerhalle war äußerst fragmentarisch. Wie das eingescannte Buch ausgesehen oder gar geheißen hatte, wusste er nicht mehr. Er wusste allerdings, dass er gleich etwas säuisch Unangenehmes tun musste, wollte er aus der vertrackten Lage herauskommen.
Er musste sich dieses Verfolgers entledigen.
Der Jungspund begann zu sabbern. Speichel lief aus seinen Mundwinkeln heraus, tropfte auf Purglers Hände und rief dort ein irritierendes Gefühl hervor.
Ekel?
Mitleid.
Profis sabbern nicht, dachte Purgler und ließ von seinem Opfer ab. Profis haben sich im Griff.
»Spasibo«, sagte der Blonde rau und reichte Purgler die Hand. Purgler wartete darauf, dass er nun seinerseits von einem Handkantenschlag niedergestreckt würde. Doch nichts passierte.
»Was weißt du von dem Buch?«, fragte Purgler, schwer schnaufend.
»Ist alt«, keuchte der Jungspund. »Italienischer Titel. Hab ich mir aufgeschrieben, muss mir aber beim Tanken aus der Tasche gerutscht sein. Warst du nicht wegen Drogen im Knast?« Er sah ihn flehentlich an.
Dass Purgler so aus der Übung war! Dieser Junge brauchte dringend ein Präparat aus seinem Erste-Hilfe-Schrank im Badezimmer! Und er hatte es nicht gleich gemerkt.
»Na klar«, sagte Purgler und hieb ihm freundschaftlich die Pranke auf die Schultern. »Was nimmst du denn so? Rote, weiße, gelbe Kapseln? Mehr anregende oder mehr dämpfende? Oder ein Schnapsglas Ritalin mit Wodka? Ist alles vorhanden! Fahren wir zu mir.«
Der Jungspund nickte dankbar. In diesem Moment dudelte sein Handy einen Russendiskohit, und Purgler schnappte sich das Teil, bevor der eigentliche Besitzer den Ruf annehmen konnte.
»Wie steht’s?«, fragte eine Männerstimme. Trotz der schlechten Verbindungsqualität erkannte Purgler sie sofort.
»Gut«, antwortete er. »Geradezu ausgezeichnet für jemanden, der eben unschuldig aus dem Knast entlassen wurde.«
»Oh«, sagte die Männerstimme, leicht amüsiert. »Halloween im Juli. Die

Leichen reden.«
Purgler musste schlucken. Das war also wirklich das Ziel der Abholaktion gewesen! Allerdings hatte der große Unbekannte bei der falschen Killeragentur gebucht. Der Jungspund vor ihm befand sich noch mitten in der Ausbildung.
Purgler beschloss, eine Frechheit zu wagen: »Fehlschluss. Die Leiche redet nicht mehr.«
Für einen Moment herrschte Stille im Telefon.
»Im Ernst?«, fragte der Mann. »Dann habe ich Sie wohl unterschätzt.«
Der Jungspund streckte flehentlich seine Hand nach dem Telefon aus. Purgler schüttelte den Kopf und simulierte einen Spritzenschuss in die Armbeuge. Seine Miene besagte: *Das kannst du haben, wenn du brav bleibst!* Der Jungspund schlug devot den Blick nieder. Nun zuckten unter beiden Augenlidern die Gesichtsnerven.
»Also passen Sie auf«, sagte der Mann am anderen Ende. »Ich bin nicht böse, dass Sie auf eigene Kosten kleine Geschäfte machen wollten. Sehr wohl bin ich ärgerlich, dass ich Ihnen jetzt einen größeren Deal anbieten muss. Sehr, sehr ärgerlich! Aber das lässt sich nicht ändern, und jede Debatte triebe Ihren Preis nur weiter hoch. Also lassen wir das. Wo ist das Buch?«
»Das … italienische?«
Jetzt bloß keinen Fehler machen.
»Genau. Haben Sie es bei sich?«
»Nein.«
»Müssen Sie aber!« Die Stimme des Mannes wirkte ungehalten. »Es befand sich mit Ihnen im Gefängnis, und der Staat unterschlägt nichts.«
»Richtig!« Purgler überlegte fieberhaft. »Aber er liefert auch nicht besonders schnell! Heute vielleicht.«
Das war nicht zu viel versprochen. Er befand sich ja schon in Prützke und musste nur noch das Mädchen finden. Jenes Mädchen, das ihm das Buch gestohlen hatte.
»Okay. Was wollen Sie dafür haben?«
Anton Purgler griff im Geist ganz hoch, teilte die Zahl dann durch zehn, nahm sie mal fünf, verdoppelte sie, halbierte sie wieder und landete bei einem provokanten Angebot: »Fünftausend.«
Das Schmunzeln am anderen Ende des Telefons übertrug sich nicht mit

den elektromagnetischen Wellen. »Geht in Ordnung. Melden Sie sich über diesen Apparat, sobald das Objekt zum Tausch bereitsteht.«
Weg.
Purgler nickte dem Jungspund aufmunternd zu und steckte dessen Handy ein. »Brauch ich leider noch, sorry!«
Es war ein mit Funktionen überfrachtetes Proletenteil, auf dessen Miniaturtasten man kein »Ich liebe dich« ohne Tippfehler zustande brachte. Aber Proleten übermittelten ja auch keine derart komplexen Botschaften.
»Wir fahren ins Dorf«, entschied Purgler. »Deine Beruhigungspillen kriegst du später. Fahr los!«
Rollsplitt stiebte zur Seite, und der Lexus schoss für ein paar Sekunden unkontrolliert über den leeren Parkplatz.
»Hehehe!«, protestierte Purgler, während er sich mit Mühe am Armaturenbrett festhielt. »Ich wollte noch was vom Leben haben!«
Sein Schützling sah ihn mit flackernden Pupillen an. Dann fuhr er normal weiter.

57

Mittwoch, 28. Juli, 9 :

Für einen Moment hatte Nikolaus Holzwanger den Toggle-Chefstrategen allein gelassen, um sich im Speisesaal mit Pia zu beraten. Weinberger war das ganz recht: Frauen beurteilten Weichenstellungen im Leben entschieden nüchterner als Männer.
Der Amerikaner tauchte erneut in den Schatten seiner Zeitung ein. Als er sie sinken ließ, um nach seinem Wasserglas zu greifen, stand plötzlich Holzwangers Tochter vor ihm. Das dünne Mädchen hielt die Hände in die Seiten gestemmt und wirkte aggressiv.
»Melissa ist tot!«
Weinberger nickte.
»Und mein Vater soll ihren Job übernehmen.«
»Das ist der Lauf der Welt«, befand Weinberger melancholisch.
»Ich finde das scheiße von Ihnen«, stieß Olga aus. »So scheiße, dass ich’s gar nicht ausdrücken kann! Wenn ich rauskriege, dass Sie sie umgebracht haben, kommen Sie auf den elektrischen Stuhl!«
»Giftspritze«, korrigierte Weinberger sie gelassen. »Aber ich habe sie nicht umgebracht. Keiner hat sie umgebracht. Es war ein Unfall.«
»Laber, laber!«, sagte Olga wütend. Sie wusste, dass sie sich danebenbenahm. Aber an irgendjemandem musste sie ihre Wut auslassen. »Mein Vater ist kein Verräter! Er wird niemals Melissa den Job wegnehmen.«
»Sie ist tot.«
»Ach ja? Und warum ist sie dann noch immer auf Myface?«
Weinberger schüttelte den Kopf. »Digitale Profile sterben nicht mit den Menschen. Man muss sie schon aktiv löschen. Frag den Verwandten deiner Mutter, der ist Spezialist darin.«
Die Antwort befriedigte Olga nicht. »Ich will Melissa sehen! Ich muss sicher sein, dass sie tot ist!«
»Ich habe sie gesehen, okay? Das ist kein Anblick für dich. Mir macht das nichts aus.«
»Logo macht Ihnen das nichts aus!«, ätzte Olga und blickte ihn voller

Abscheu an. In diesem Augenblick kehrte Holzwanger stillvergnügt zurück. Als er das wutverzerrte Gesicht seiner Tochter sah, zuckte er zusammen. Weinberger grinste versöhnlich. »Die junge Dame hat interessante Theorien«, erklärte er. »Sie wird sicher mal Sprecherin von Attac.«
Holzwanger gab seiner Tochter einen Klaps auf den Rücken und scheuchte sie davon. Olga warf noch einen bitterbösen Blick auf den Amerikaner. Aber sie sagte nichts mehr.
»Meine Frau ist einverstanden.«
Die beiden Männer tauschten einen Händedruck.
»Jetzt ist aber endgültig Schluss mit deutscher Steifheit«, befand Weinberger. »Du gehörst zum Team Valley Hills!« Er verstärkte seinen Händedruck, und seine Stimme schwoll pathetisch an: »Walt!«
»Nic«, parierte Holzwanger, peinlich berührt. Selbst nach vierzehn Monaten bei Toggle mochte er die amerikanischen Umgangsformen noch immer nicht.
»Und jetzt kommt das Initiationsritual!«, verkündete der Ex-Offizier. »Rate mal, was ich bei der Army vor jeder neuen Mission mit meinen Männern gemacht habe? Na? Ich hab sie zum Briefing auf einen Friedhof befohlen! Die Seele des Soldaten soll sich mit dem Tod befreunden. Genau das machen wir jetzt auch. Ist nur ein paar Schritte von hier. Komm!«
Ein Friedhof auf einem privaten Hotelgelände?
In Mellau umfasste *all inclusive* offensichtlich auch die allerletzten Bedürfnisse.

58

Mittwoch, 28. Juli, 9 : 30

Alexandre Ranchin schritt eilig den Gang zum Teesalon hinunter, warf einen raschen Blick in die Buchhandlung, fand nichts Beachtenswertes im Schaufenster, ging weiter, um eine Minute später doch umzukehren.
»Man sagt, einer meiner Mitdiskutanten hätte einen Bestseller geschrieben«, sprach er die Buchhändlerin an.
»Joachim Sterzel. Liegt da auf dem Tisch.«
Ranchin nahm das Buch zur Hand. Sein Blick streifte die turmhohen Stapel von Dijkerhoff-Titeln. Ein Lächeln umspielte seine Lippen.
»Autoren können ganz schön lästig sein, non?«
»Wem sagen Sie das«, pflichtete die Buchhändlerin bei. Dann fügte sie schuldbewusst hinzu: »Von Ihnen habe ich leider nichts im Angebot.«
Ranchin machte eine abwehrende Handbewegung. »Meine Bücher sind nicht für den schnellen Verzehr. Meine Bücher …«
Er konnte seinen Satz nicht vollenden, denn drei johlende Kinder eroberten den Laden. In ihrem Fahrwasser folgte Pia Holzwanger. »Hier scheint Reiselektüre noch dringlicher als bei mir zu sein«, bemerkte er aufgesetzt freundlich zur Buchhändlerin.
»Ah, Professor Ranchin!«, begrüßte ihn Pia.
Sie scheuchte ihren Nachwuchs in die Kinderbuchecke und sprach mit leiser Stimme: »Werden Sie bis zu Melissa Stockdales Beerdigung in Deutschland bleiben?«
»Warum?«, fragte Ranchin, ehrlich erstaunt.
»Oh, ich dachte, wenn ein IAS – Mitglied auf solche Weise …«, stotterte Pia.
»Wir sind nicht so biologisch orientiert«, sagte Ranchin und bemerkte nicht, wie herzlos es klang. »Uns interessiert mehr, was von den Mitgliedern jenseits ihrer Hülle übrig bleibt. Außerdem«, fügte er mit einem entschuldigenden Lächeln an, denn nun hatte er Pias Befremden wahrgenommen, »habe ich gehört, dass ihr Leichnam in die USA überführt werden soll.«
Er klemmte sein Buch unter den Arm und verbeugte sich höflich. »Ich

hoffe, wir werden bald etwas von Ihnen hören. Etwas, das die IAS ermuntert, Ihren Rang zu erhöhen.«
»Ich publiziere doch nicht mehr«, antwortete Pia etwas lahm.
»Aber Sie sind ein Organisationstalent. Diese Tagung hier war ein schöner Anfang. Vielleicht bekommt Ihr Mann jetzt sogar größere Entscheidungsspielräume, damit wachsen natürlich auch die Möglichkeiten seiner Frau.« Er verbeugte sich nochmals. »Bon voyage! Ich muss packen.«
Schnellen Schrittes verließ er den Laden, und die Buchhändlerin zwinkerte Pia zu. »Ich hab ihm eins von den Dijkerhoff-Büchern mit eingepackt«, erklärte sie stolz. »Wollen Sie auch eins? Kostet heute nichts.«
Pia nickte mechanisch. Dieses Hotel war eine schreckliche Klatschbude. Nur gut, dass sie nach dem Mittagessen aufbrechen würden.

59

Mittwoch, 28. Juli, 10 : 15

Der Gottesacker von Mellau lag auf einem kleinen Hügel westlich des Schlosses und beherbergte ein knappes Dutzend Gräber, deren Inhaber alle miteinander verwandt schienen. Wenige Meter entfernt strömte der Forchbach in eine Felsklamm hinein und erzeugte dabei ein so vernehmliches Dröhnen, dass von Totenruhe kaum die Rede sein konnte. Trotzdem wirkte die Szenerie malerisch.
»Punkt Mitternacht steigt die Sippe aus ihren Gräbern, um zu streiten«, spottete Weinberger. »Die sind sich seit Generationen nicht grün. Missgünstige Erben. Zur Strafe müssen sie bis in alle Ewigkeit hier zusammenliegen.«
»Und in den Zeiten, als Mellau ein Sanatorium war«, meinte Holzwanger, »sind da nicht viele Leute gestorben, die hier –«
»Von denen liegt hier keiner«, schnitt ihm Weinberger das Wort ab. »Feine Leute geben sich nur mit feinen Leuten ab! Wie bei den Lebenden auch.«
Er deutete auf das Hotel in der Ferne. »Ich mag Märchenschlösser nicht«, erklärte er. »Trotzdem erzähl ich dir jetzt ein Märchen.« Bevor er fortfuhr, nahm er sein Handy aus der Hosentasche und entfernte den Akku. »Alte Gewohnheit. Wo Strom fließt, sind Mithörer nicht weit.«
So fängt also ein militärisches Briefing an, dachte Holzwanger. Interessant.
»Das Märchen beginnt 1973 in der Sowjetunion, im Reich des Bösen. Wer immer was im Kopf hatte, wollte weg. Wer weg wollte, wollte in die USA. Die USA mochten nämlich Leute, die was im Kopf hatten, und behandelten sie anständig. 1973 wurden zwei Jungen geboren, der eine in Ann Arbour, der andere in Moskau.«
»Grin und Cage«, sagte Holzwanger. Die Namen der beiden Toggle-Gründer kannte jedes Kind. »Ann Arbour liegt aber in Amerika und nicht in Russland.«
»Die Geburtsurkunden spiegeln eine falsche Parität wider. In Wahrheit war auch der in Ann Arbour geborene Junge ein Kind russischer Eltern.

So wie der Moskauer Junge sechs Jahre später zum Amerikaner wurde.«
Weinberger feixte: »Die Russen erzeugen, wir kaufen ab. Braindrain. Ist heute noch so, aber jetzt mögen wir auch noch die Mongolei und ein paar andere ehemalige Sowjetsatelliten. Die Programmierer von dort können was.«
»Das Märchen«, beharrte Holzwanger und schielte heimlich auf seine Armbanduhr. Pia und die Kinder warteten.
»Zwei Jungen desselben Jahrgangs. Beide Sprösslinge emigrierter Russen. Beide hochbegabt. Mit neun Jahren erhält der eine einen C64 geschenkt, mit vierzehn beherrscht er das binäre Denken perfekt. Ein Wunderkind. Dem anderen haben es Zahlen und Bücher angetan, seltsame Kombination, aber folgenreich. Während seine Altersgenossen auf Teenagerpartys herumhängen, stößt er auf die Geller'sche Variante des Pinski-Narin-Algorithmus, weil er sich für Bibliometrie interessiert. Mit sechzehn!«
Holzwanger unterdrückte ein Gähnen.
»Anderthalb Jahrzehnte später ist das Internet da. Übrigens«, unterbrach Weinberger seine Erzählung, »was unsere neunmalklugen Eierköpfe auf dem Hearing unterschlugen: Kein einziger Zukunftsforscher, nicht einmal ein Science-Fiction-Autor, hat je das Internet vorhergesehen. So viel zum prophetischen Potenzial dieser ganzen Bande.«
Holzwanger nickte. Er glaubte auch nicht an das Wahrsagertalent von Professoren.
»Wegen ihrer glänzenden Zeugnisse erhielten beide Jungen Stanford-Stipendien. Wann sie zum ersten Mal im Santa-Clara-County aufeinandertrafen, wissen nur sie selbst. Tatsache ist, dass sie seitdem ihre Gehirne kurzgeschlossen haben, um die Welt zu verändern. Das dauerte allerdings ein paar Jahre. Zunächst ließen sich Grin und Cage durch ihr Studium treiben wie tausend andere Californian Boys auch. Ein Ziel war nicht in Sicht. Sie fanden das Internet lustig, aber weniger lustig, dass man sich durch einen Haufen Schrott wühlen musste, bevor man auf etwas Brauchbares stieß. Besonders Cage, der Bücher liebte, war entnervt von all dem Müll, den ihm Yahoo, Hotbot, Altavista und all die anderen längst vergessenen Suchmaschinen präsentierten. Eines Tages erinnerte er sich an die Geller'sche Variante des Pinski-Narin-Algorithmus und begann damit herumzuexperimentieren.«

»Was zum Teufel macht dieser Algorithmus?«, fragte Holzwanger stirnrunzelnd.
»Mit ihm haben Bibliothekare lange vor dem Internetzeitalter versucht, Zitatrankings für wissenschaftliche Werke zu erstellen. Als Mediziner wirst du das kennen: Je öfter ein Aufsatz zitiert wird, für umso wichtiger hältst du ihn. Da du immer wissen musst, welcher Aufsatz deine knappe Zeit wert ist, orientierst du dich an diesem Maßstab. Wie dem auch sei«, fuhr Weinberger fort, der sich selbst in der Materie nicht gut auskannte, »Cage entwickelte mit Grin zusammen die Toggle-Formel, die binnen Kurzem den Suchmaschinenmarkt umkrempelte. Außerhalb Russlands dominiert sie überall auf der Welt 80 bis 90 Prozent des Marktes.«
»Warum nicht in Russland?«
Weinberger zuckte mit den Schultern: »Keine Ahnung. Alte familiäre Abneigungen? Kyrillisch interessierte die beiden einfach nicht. Als Toggle endlich ein russisches Modul entwickelte, war ein Moskauer Startup längst der Platzhirsch. Es gehört jetzt zum Imperium eines Oligarchen namens Fünfgeld.«
»Immer noch kein Märchen«, protestierte Holzwanger.
»Hör zu! Grin und Cage entdeckten als Erste, dass unsere Welt verschwindet. Vielmehr: dass sie sich langsam aber stetig in binärem Code auflöst.«
»*Sie* entdeckten das?«, meinte Holzwanger spöttisch. »Nicht zufälligerweise Millionen anderer Menschen auch?«
Weinberger ließ sich nicht provozieren: »Als Erste und Einzige. Niemand hat vor ihnen so weit gedacht, und niemand hat so weit vorausgedacht wie sie. Denn es dauerte nicht lange, bis beide begriffen, dass sie das Dach ihres Hauses vor dem Fundament und den Wänden errichtet hatten. Der Suchalgorithmus war das Dach. Er schwebte quasi in der Luft.«
»Informationen«, rekonstruierte Holzwanger, als ginge ihm zum ersten Mal Toggles Geschäftsmodell auf. »Bücher, Musik, Bilder, Videos, Landkarten – all das formt das Haus! Genetische Codes?«
Weinberger zuckte mit den Schultern: »Warum nicht? Alles, was sich digitalisieren lässt, trägt zur Stabilität des Hauses bei. Und darüber thront Toggle als Hüter aller Daten, als Führer durchs Informationsgestrüpp. Irgendwann entschlüpfte Cage in einem Vortrag der Satz: *Die perfekte*

Suchmaschine wäre wie der Geist Gottes. Imponierend, was? Ich bin sicher, dass Luke Cage Toggle schon damals keineswegs für unperfekt hielt. Der Konjunktiv sollte nur andeuten, dass Toggle zur Gottähnlichkeit noch etliche Milliarden Datensätze fehlten.«
Das ging Holzwanger zu weit: »Gottähnlichkeit macht den Menschen Angst«, protestierte er.
»Möglich. Aber wir reden hier vom gütigen Gott, vom Allmächtigen, der unsere Geschicke so lenkt, dass wir nichts zu befürchten haben. Keine Naturkatastrophen, keine Übergriffe von Feinden, keine bösen Überraschungen. Seit Jahrtausenden glauben wir an einen solchen Gott, obwohl seine Performance ziemlich lausig ist. Seit Jahrtausenden versuchen wir deshalb, ihn technisch nachzuahmen, weil sich Magie und Hexerei als Reinfall erwiesen haben. Denk an die Worte gestern Nachmittag von Professor Frigg! Wenn Toggle alles, was sich in Daten erfassen lässt, eingesammelt und gespeichert hat, dann wird die Suchformel auf alle Fragen Antworten finden, zu allen Problemen Lösungen. Das ist unzweifelhaft –«
»Ein Märchen?«
»Eine Revolution. Denn die Idee funktioniert. Sie ist wirtschaftlich so erfolgreich, dass sie bis in alle Ewigkeit die Kasse klingeln lässt. Ich setze noch eins drauf: Sie ist ausschließlich gut gemeint. *Don't be evil.* Nimm Toggle Booksearch: Die Menschheit soll alle je geschriebenen Bücher lesen können. Kostenlos! Damit wird die Welt entschieden friedlicher, denn ihr Bildungsgrad steigt. Die Menschheit soll sich mit Toggle Maps im Raum orientieren, kostenlos, und mit Toggle Streetview Reisen machen, ohne sich vom Fleck zu bewegen. Auch kostenlos und auch eine Friedensinitiative, weil jeder sieht, wie normal anderswo das Leben verläuft.« Er hielt kurz inne. »Leider wird Streetview dein nächster Problemfall. Deine deutschen Landsleute scharren schon mit den Hufen. Sie sind eine Herde von Hornochsen, die lieber den Schlamm auf ihrer eigenen verdorrten Koppel fressen, als auf der grünen Weide nebenan zu grasen. Warum? Weil links und rechts der grünen Weide ein paar Werbetafeln stehen, auf denen günstige Schlachtereien für Hornochsen empfohlen werden könnten.« Er lachte dröhnend: »Weil sie Hornochsen sind, haben sie Angst vor Werbung, denn sie wissen, dass sie ihr nie widerstehen würden. Deswegen rufen sie nach dem Staat. Er

soll ihnen bitte schön den Weg zur gefährlichen Weide verbieten!«
Holzwanger runzelte die Stirn. Toggle Streetview gehörte zu den Projekten, die an ihm vorbeigelaufen waren. Als Personalchef fiel das nicht in sein Ressort. Die Fototeams, die auch in Deutschland mit spezialisierten Panoramakameras herumfuhren, um hoch aufgelöste Fotografien von Straßenzügen aufzunehmen, arbeiteten für einen Subunternehmer.
»Verglichen mit dem, was dir dein Auftrag sonst an Steinen in den Weg legen wird, sind das jedoch nur Peanuts«, sagte Walter Weinberger. Seine Stimme wurde rau. »Denn nun kommt die Wahrheit: Toggles Aufstieg sieht wie ein Märchen aus. Doch er folgt einem Plan, den wir nicht kennen und von dem wir nicht wissen, wohin er uns führt. Leider sieht es ganz so aus, als umfasse der Plan auch unfeine Mittel zu seiner Verwirklichung. Siehe Melissa.«
»Den wir nicht kennen … wer ist *wir?*«
»Ich … und ein paar andere«, antwortete Weinberger unbestimmt.
»Und das sind die Unstimmigkeiten, von denen du geredet hast?«
»Das Wort kommt mir jetzt selbst ein bisschen schwach vor.« Der Amerikaner grinste: »Nennen wir sie lieber Bedrohungen.«

60

Mittwoch, 28. Juli, 10 : 45

Olga kauerte verkrampft vor dem Computer im Salettl und versuchte zu akzeptieren, dass die vielen Kommentare auf ihrer Myface-Seite sie nicht weiterbringen würden.
Im Grunde hatte niemand eine richtig gute Idee.
Scrabble ohne Vokale funktionierte einfach nicht.
Nur der Typ, der sich Kingfish nannte, bot einen Konsonantensatz an: »*Strč prst skrz krk*«, schrieb er in seinem Posting. »Das ist tschechisch und heißt: *Steck den Finger in den Hals!* Da man nur eine bestimmte Anzahl von Jellybeans essen kann, bevor man von der Chemie völlig verblödet, würde ich das für eine Warnung des Herstellers halten.« Witzbold.
Doch selbst da passten die Buchstaben nicht.
Olga ging im Geiste den letzten Tag durch. Hatte sie sich beim Verkosten geirrt? Melissas Tüte war leer, der Fehler ließ sich nicht mehr nachprüfen. Aber vielleicht hatte Olga in ihrer Aufgeregtheit etwas anderes falsch gemacht? Vielleicht hießen die Jellybeans gar nicht so, wie sie vermutet hatte?
Sie toggelte sich zur Firmenwebseite durch und stieß auf den *Official 50 Flavours Guide*. Die Übersichtstafel verzeichnete alle Geschmacksrichtungen … und tatsächlich: Manche der scheinbar einfach zu identifizierenden Aromen trugen sehr blumige Namen. Hatte sich Melissa daran orientiert?
Olga rief ihren alten Myface-Eintrag noch einmal auf und korrigierte ihn durch. Vanilla hieß in Wahrheit ›French Vanilla‹, also V zu F. Die Birne war saftig, eine ›Juicy Pear‹, also P zu J. Schokolade hieß eigentlich ›Chocolate Pudding‹, doch das änderte nichts am Anfangsbuchstaben. Green Apple hatte sie dank Kingfish richtig eingestuft, Grapefruit hingegen war ›Sunkist Pink Grapefruit‹, G zu S, was immerhin einen neuen statt eines doppelten Buchstabens spendierte. Die Melone warf schließlich ein W ab, kein M, weil sie sich ›Watermelon‹ buchstabierte.
V – P – C – G – G – M (alt).

F – J – C – G – S – W (neu).
Das war kein echter Fortschritt.
Plötzlich stieß Olga einen Schrei aus. Er übertönte die Staubsauger im Raum und ließ die beiden Putzmänner synchron ihre Köpfe heben.
Melissa Stockdale hat deine Freundschaftsanfrage bestätigt, meldete das System. *Möchtest du jetzt mit ihr Kontakt aufnehmen?*

61

Mittwoch, 28. Juli, 11 : 00

»Nein«, sagte Holzwanger. »War ein netter Anwerbeversuch, danke! Aber nichts für mich. Walt, ich bin der Typ, der keinen Hinkenden überholt. Verstehst du? Aus lauter Scham, ihn mit seiner Behinderung zu konfrontieren, schleiche ich hinter ihm her, bis er aus freien Stücken abbiegt oder eine Pause macht. Ich bin das krasse Gegenteil von jemandem, den man durch einen Friedhofsbesuch motiviert. Ich habe sogar den Wehrdienst verweigert. Aus Feigheit.«
Der Amerikaner blieb ungerührt: »Du sitzt schon mit im Boot.«
»Dein Boot hat aber noch nicht abgelegt! Und wenn, springe ich ins Wasser!«
Weinberger schüttelte nachsichtig den Kopf, als spräche er zu einem Schulkind: »In Valley Hills ist es jetzt zwei Uhr nachts. Seit neun Uhr abends, das war der Schichtwechsel im Backoffice, verzeichnet dich das System als Local Director für Deutschland. Ich kann dich wieder rausnehmen, okay. Dann warst du drin … also bist du drin! Du bist immer drin, wenn du mal drin warst. Es gibt keine Vergangenheit, die sich von der Gegenwart trennen lässt.«
Nikolaus Holzwanger war schockiert: »Du hast mich schon vor meiner Zusage als Head eingetragen?«
»Yep!« Der Amerikaner klopfte Holzwanger beruhigend auf die Schultern. »Melissa hatte dich schon vorher von D auf B gestuft. B entspricht den Zugangsprivilegien eines Local Director. Du hast das nur nicht ausgenutzt, weil du nichts davon wusstest.«
Diese Mitteilung trug nicht gerade zu Holzwangers Beruhigung bei.
»Warum?«, fragte er irritiert.
»Das, mein Lieber«, grinste Weinberger, nun schon wieder ungemein fröhlich, »gehört zu den Unstimmigkeiten, die du aufklären sollst. Wobei ich vorhin in einem Punkt übertrieben habe: Nach meiner Erkenntnis war es wirklich reiner Zufall, dass du auf unsere Stellenanzeige gestoßen bist. Aber seit du deinen Arbeitsvertrag unterschrieben hast, kannst du das Boot nicht mehr verlassen. Es würde dir einfach nichts nützen. Sollte die

Störvariable der Meinung sein, dass du trotz deines Rückzugs weiter zu Toggle gehörst, wird sie dich entsprechend behandeln. Einfache Löschung bewirkt nichts.«
Die Störvariable … wieder so eine verlogene Umschreibung.
»Scheiße!«, sagte Holzwanger und verspürte einen starken Impuls, den ehemaligen Soldaten zu Boden zu stoßen. Er stand gerade verlockend nahe an einem der Gräber und würde sich eine mächtige Beule holen, schlüge er mit dem Kopf auf der Grabplatte auf.
»Wir schützen dich, so gut wir können«, versicherte Weinberger. »Es gibt gute Gründe zur Annahme, dass unsere Macht stärker ist als die der Störvariablen. Aber wir wissen zu wenig. Und Menschen, die keinen Hinkenden überholen«, nahm er Holzwangers Ausflucht wieder auf, »sind unauffällige Spürhunde.«
Er öffnete das schmiedeeiserne Gatter des kleinen Friedhofs.
»Wir müssen zurück ins Schloss. Der Toggle-Zirkus bricht zwar seine Zelte ab, aber wir sollten wenigstens noch ein paar Hochglanzfotos für die PR – Abteilung schießen.«
Auf dem Rückweg glichen die Worte des Strategiechefs eher einem militärischen Bulletin als einer kollegialen Unterhaltung. Holzwanger war das recht, er hatte keine Lust zu reden. Nur hin und wieder drang die Stimme des Amerikaners durch seinen Gedankenschleier. Er registrierte bruchstückhaft, dass Toggle Inc. seine Forschungsprojekte in Valley Hills in Kleingruppen strukturierte, damit bis zur Beta-Phase niemand anderes Kenntnis davon erhielt. Mit halbem Ohr folgte er Weinbergers neuerlichen Ausführungen über die Eulersche Zahl *e*, die im Universum der Toggle-Gründer eine so wichtige Rolle spielte, dass diese beim Börsengang Aktien im Wert von 2 718 281 828 Dollar auf den Markt gebracht hatten, was exakt den ersten zehn Stellen der Eulerschen Zahl entsprach. Er lachte folgsam mit, als ihm Weinberger den Börsengang an einem Freitag den 13. als gelungenen Gag verkaufte, und keiner der Analysten hatte bemerkt, dass *e* jene mathematische Konstante war, die Anfang des 18. Jahrhunderts bei der Zinseszinsrechnung entdeckt worden war – was die unverblümt merkantilen Absichten der Toggle-Gründer widerspiegelte. Fahrlässigerweise schweiften seine Gedanken wieder ab, als der Strategiechef auf die Arbeitsgruppen in Valley Hills zurückkam, die pro Arbeitsgruppe nur eines Koordinators in

der kalifornischen Zentrale bedurften, während sich das restliche Team per Videostream zuschalten konnte.
Schließlich hatten beide den angebauten Gewittersteinflügel des Hotels erreicht, in dessen Tiefgarage Weinbergers Mietwagen stand. »Sorry Nic«, sagte der vierschrötige Amerikaner, »vor einem Fototermin muss man sich rasieren, und ich habe mein Gepäck schon ins Auto geschafft. Letztlich gibt es nur noch ein Problem. Es wird dir übermorgen in Hamburg begegnen und heißt Janek Jabłoński, was kein Mensch aussprechen kann, weswegen es sich seit seiner Zeit in Valley Hills Kingfish nennt. Es war Melissas größte Nervensäge. Du hast es geerbt.«
»Es?«
»Ihn«, korrigierte Weinberger widerwillig. »Jabłoński ist unser polnisches Außenbüro. Organisatorisch wird es von Hamburg aus verwaltet.«
»Aber dann müsste ich den Mann ja kennen«, wandte Holzwanger ein.
»Ich habe alle Personalangelegenheiten unter mir.«
»Diese nicht. Der Kerl ist Level A, mit direktem Draht zu Grin und Cage. Melissa war gewissermaßen nur seine Zugehfrau. Führen lässt er sich ohnehin nicht.«
Er hielt seine Zimmerkarte vor den Sensor an der Tiefgarageneinfahrt und ließ das Rolltor hochrattern.
»Sonst noch was?«, fragte Holzwanger, um ganz sicher vor unliebsamen Überraschungen zu sein.
»Toggle ist ein seltsamer Laden«, antwortete Weinberger ausweichend. »Er erzählt seinen Kunden, dass er alles in der Welt aufdecken will, aber in Wahrheit lieben Grin und Cage Geheimnisse über alles. In einer Woche soll das größte Geheimnis der Firmengeschichte gelüftet werden. Nicht mal ich weiß, worum es dabei geht. Vielleicht ein Werbegag, vielleicht etwas wirklich Wichtiges. Das heißt, wir haben maximal fünf Tage, um deine ans Licht gebrachten Erkenntnisse umzusetzen. Denn wenn die Störvariable das Geheimnis ebenso wenig kennt wie wir, wovon ich ausgehe, bleibt ihr auch nur diese Zeitspanne für irgendwelche Pläne.«
»Warum fünf und nicht sieben?«
»Na, zwei Tage brauchen wir mindestens, um zu handeln! Wir sind eine Großorganisation, kein Platoon.«

Er hieb Holzwanger freundschaftlich seine Pranke auf den Rücken und verschwand im Dunkel der Garage.

62

Prützke

Mittwoch, 28. Juli, 11 : 15

»Anhalten!«, befahl Anton Purgler.
Sein Chauffeur bremste scharf. Purgler verdrehte den Oberkörper, bis er das Wartehäuschen auf der gegenüberliegenden Straßenseite ins Blickfeld bekam.
Ja, das war sie.
An der halb verfallenen Bushaltestelle saß die rotzfreche Göre, die ihn beim Scannen im Juli unterbrochen hatte. Sie war schuld an seiner tiefen Schnittwunde, wiewohl er sich diese vorher zugezogen hatte – in Purglers Erinnerung verschmolz der Vorgang zu einer einzigen, schmerzhaften Sekunde der Niederlage.
Sollte er sie hier zur Rede stellen?
Ein Dorf hatte tausend Ohren. Andererseits waren Dörfler träge und passiv. Sie sahen lieber zu, wenn jemand auf der Straße verprügelt wurde, statt die eigene Haut zu riskieren.
»Umdrehen!«
Der Jungspund setzte den Blinker, wurde aber vom rückwärtigen Verkehr gehindert, den Wagen zu wenden. Was wollten all die Leute in diesem gottverlassenen Kaff?! Purgler fluchte leise vor sich hin. Jetzt klapperte auch noch ein alter Überlandbus heran und blockierte die ganze Straßenseite. Die Göre griff nach ihrem Rucksack. Purgler fluchte lauter.
Doch dann sah er, mit welcher Kraft das Mädchen den Rucksack hochstemmen musste, und schloss daraus, dass er nicht mit Marshmellows gefüllt war, sondern mit etwas Schwerem.
Bücher waren schwer.
»Verfolgen«, befahl er, als sich die Bustür hinter Anna-Katharina Loibl geschlossen hatte. »Aber unauffällig!«
»Ist einfach, Chef«, grummelte der Jungspund. »Überholverbot hier.

Schleich bloß so hinterher. Unverdächtig wie alte Oma.«
»Mm«, knurrte Purgler.
»Hab mal Detektivkurs gemacht«, taute der Jungspund auf. »Auto beschatten und so. Bin dann aber rausgeflogen. Wegen Perso und Lappen, waren schlecht gefälscht.«
»Und was schlägt dein Handbuch für Jungdetektive für den Entführungsfall vor?«
»Vollgas, Bremsen, Wagen auf, Mann reinziehen, Wagen zu, Vollgas.«
»Und bei Frauen?«
»Frau reinziehen. Ist aber schwieriger.«
»Warum?«
»Die schreien.«

63

Mittwoch, 28. Juli, 12 : 00

Wie drei Wochen zuvor saß Anna-Katharina auf dem abgewetzten Sofa des Antiquars. Wieder leckte er sich die Lippen, wieder zeigte sich dabei eine Reihe unappetitlicher brauner Zähne. Wieder musste sie den Impuls unterdrücken, aufzuspringen und wegzurennen.
»Rücktausch unmöglich«, maulte der Antiquar und wies auf den halb geöffneten Rucksack, aus dem die alten DDR – Bücher hervorlugten.
»Moment«, protestierte Anna-Katharina. »Ich hatte sie mir nur ausgeliehen, als Pfand für mein Buch. Während es repariert wird.«
»Ist weg«, stieß der Antiquar aus.
»Weg? Wie weg?« Das Mädchen sah ihn bestürzt an.
»Verkauft.« Der Antiquar breitete seine Arme aus und ging auf Anna-Katharina zu, als wolle er ein paar Hühner aufscheuchen. Sie duckte sich weg.
»Raus!«, befahl er.
Er war außerordentlich schlecht gelaunt. Noch vor dem ersten Kaffee am Morgen hatte er sich am Telefon mit einem radebrechenden Italiener herumschlagen müssen, der ihm wegen der Lieferadresse des verdammten Galiani-Buchs so lange in den Ohren gelegen hatte, bis er schließlich völlig entnervt kapituliert hatte.
»Es war meins«, sagte Anna-Katharina und senkte den Kopf, damit man ihr Gesicht nicht sah. Sie log schlecht.
»Jetzt nicht mehr. Raus! Und nimm den Schrott mit! Ich will mir nicht nachsagen lassen, ich würde meine Kunden betrügen. Tausch ist Tausch.«
Anna-Katharina erhob sich langsam, klickte die Schnappverschlüsse des Rucksacks zu und schulterte die schwere Last. »Das ist komisch«, sprach sie flüsternd zu sich selbst. »Ich dachte, du willst zu mir. Aber gut, wenn du nicht zu mir willst, dann eben nicht. Das ist deine freie Entscheidung.«
Für einen Moment war der Antiquar bereit, ihre Worte auf sich zu beziehen – auf einen Mann, zu dem schon lange kein weibliches Wesen

mehr so etwas gesagt hatte. Dann aber kehrte sein Realitätssinn zurück. Das Mädchen war plemplem! Das hatte er schon beim ersten Mal bemerkt. Trotzdem appellierte die zerbrechliche Gestalt an die rudimentären Reste seines Ehrgefühls. Er schritt den Barackengang voran und öffnete die Tür. Bevor er Anna-Katharina zum Abschied unwirsch die Hand reichen konnte, sackte er in sich zusammen. Anna-Katharina glaubte an ein Déjà-vu.

Wieder kam ein Mann mit ausgestrecktem Messer auf sie zu, diesmal durch die Tür des Antiquariats, ein kurzgeschorener Blonder mit zuckenden Gesichtsnerven, wieder musste sie in Sekundenbruchteilen handeln. Sie glitt mit dem linken Arm aus dem Rucksackträger heraus, bewegte ruckartig ihren Oberkörper nach links, damit der schwere Rucksack wie ein Brustschild nach vorne klappen konnte, schlüpfte mit dem freien Arm erneut durch den nun verdrehten Rucksackträger, um dem Schild festen Halt zu geben. Dann rannte sie los. Die Wucht des Aufpralls stieß den Blonden zur Seite, der im Fallen jedoch noch sein Messer zwischen die Seiten des ›Stillen Don‹ rammen konnte. Vor der Tür entledigte sich Anna-Katharina ihres sozialistischen Ballasts und sprintete in Richtung Innenstadt davon.

Wenige Sekunden zuvor hatte Purgler einen der schwächsten Momente seiner kleinkriminellen Laufbahn erlebt. Als der Blonde mit dem Lexus direkt vor der Baracke des Versandantiquariats Sturm über Petersburg gehalten hatte, hatte das Proletenhandy mit der miserablen Bedienungsführung in Purglers Hosentasche zu vibrieren begonnen. Rasch hatte er den lästigen Reiz wegdrücken wollen, jedoch nicht auf Anhieb die richtige Taste gefunden. In falscher Vertrauensseligkeit hatte er deshalb dem Jungspund das Telefon überlassen und damit eine fatale Kettenreaktion in Gang gesetzt. Denn der Anrufer war derselbe wie zuvor – sichtlich darüber entzückt, dass sein Laufbursche noch lebte –, und er schien seinem Schützling etwas mitzuteilen, das die Aussichten auf Purglers heimisches Drogenschränkchen weit überbot.

Im Blonden war daraufhin eine seltsame Verwandlung vorgegangen. Sein vom Entzug erschlaffter Körper hatte sich gestrafft, und die Widerstandslosigkeit, mit der er bis zu diesem Zeitpunkt auf Purglers Anweisungen reagiert hatte, wich einer entschlossenen Klarheit.

»Das Buch, das Geld, das hol *ich* mir!«, hatte der Blonde ausgestoßen.

»Und du bist raus aus dem Deal!«
Dann war er mit gezücktem Messer zur Baracke vorgestürmt.
Gerade noch geistesgegenwärtig genug rutschte Anton Purgler über den Ganghebel hinweg auf den Fahrersitz, um den Motor zu starten, bevor der gemeingefährliche Junkie zurückkehren konnte. 800 Meter weiter stieg er mit ganzer Wucht auf die Bremse, stieß von innen die Beifahrertür auf, schrie dem Mädchen zu: »Rein! Rein!« und quälte den Motor im ersten Gang wieder auf 70 hoch.
Sie mussten Land gewinnen.
Anna-Katharina war blutleer im Gesicht. Purgler fürchtete, sie würde augenblicklich kollabieren.
»Alles okay«, stieß er hervor. »Der Typ mit dem Messer ist nicht mein Freund!«
Direkt an den Hinweisschildern zum Oberlandesgericht überfuhr er zwei rote Ampeln, bog hinter dem Bahnhof in Richtung Berlin ab, verpasste in Neuschmerzke die Abzweigung zur B1 und ließ den Lexus auf Höhe des Weilers Paterdamm in einen Forstweg rollen. Dort würgte er den Motor ab.
Er zitterte.
Sie zitterte.
»Ich habe keine Ahnung, in welche Scheiße wir da hineingeraten sind«, rang sich Purgler schwer atmend einen Satz ab. »Ich habe keine Ahnung, warum alle dieses beschissene Buch haben wollen. Ich habe keine Ahnung, wer du bist. Aber ich weiß, dass du mir einen Gefallen schuldest. Dafür!« Er hielt ihr drohend seine vernarbte Handfläche dicht vors Gesicht. »Ich werde dich jetzt in dein verdammtes Kaff fahren, und wenn du zu Hause bist, rufst du bei der Berliner Polizei an. Du sagst denen, dass sie in der Belziger Straße ein Riesenlager illegaler Betäubungsmittel finden. In der Wohnung direkt über dem *Narkosestübchen*. Kapiert? *Narkosestübchen*. Wie man’s spricht.«
Das Mädchen reagierte nicht.
»Dir passiert nichts!«, fuhr er ein klein wenig milder fort. »Von dir weiß keiner was. Und wenn wir Glück haben, ist dieser Irre schon erledigt. Das Kaff hat ein OLG. Da wimmelt’s nur so von Bullen.«
»Ja«, sagte das Mädchen tonlos.
»Also *Narkosestübchen*, kapiert? In der Wohnung drüber! Drogen im

Massen! Hast du selbst gesehen! Dick auftragen.«
Das Mädchen nickte, ohne den Sinn seiner Worte zu verstehen.
Anton Purgler ließ sich erschöpft gegen die Rückenlehne seines Sitzes fallen. Er brauchte jetzt dringend Urlaub vom realen Leben. Wenn man es darauf anlegte, im Gefängnis zu bleiben, war es praktisch unmöglich wieder herauszukommen. Er kannte Knastverlängerer, die hatten es darin zu wahrer Meisterschaft gebracht.
Und er selbst, Anton Purgler, würde seine Sache ebenso gut machen.

64

Mittwoch, 28. Juli, 12 :

Fünf Mercedes-Kleinbusse blockierten die kurze Auffahrt vor dem Hotel. Aufgeregte Tagungsteilnehmer liefen zwischen ihnen umher und versuchten herauszubekommen, welches Shuttle sie wohin bringen würde: nach Klais, nach Mittenwald, nach Garmisch-Partenkirchen oder direkt zum Airport Franz Josef Strauß. Die meisten gehörten zu den Lobbygruppen, denn aufgescheucht von den Ereignissen waren die Journalisten schon am Vorabend abgezogen und hatten in der Nacht eher pflichtschuldige Artikel über das Ereignis verfasst. Melissas Tod spielte darin kaum eine Rolle. Und keiner urteilte auch nur annähernd so scharf über Toggle, wie es Axel Jünger in seiner Brandrede vor dem Plenum getan hatte.
Alles hätte ruhig und geordnet ausklingen können.
Doch Melissa Stockdale fehlte an allen Ecken und Enden, und die Auffahrt glich dem Innenhof eines Tollhauses, in dem ein paar besonders aggressive Insassen durch lautes Kreischen ihre Ansprüche auf einen bestimmten Sitzplatz oder ein abweichendes Fahrziel artikulierten. In gewisser Weise hatten sie mit ihrer Hysterie sogar recht. Nirgendwo stand ein Ansprechpartner bereit, niemand koordinierte die Abreise. So hatte auch keiner dem Mellauer Hausfotografen gesagt, dass er die Auffahrt für das Shooting freihalten solle, und niemand war beim Mittagessen herumgegangen, um die Podiumsteilnehmer an ihre letzte Pflicht gegenüber Toggle zu erinnern.
Inmitten des Trubels stand Jewgenij Jacob Fünfgeld ruhig wie ein Säulenheiliger und wartete darauf, dass sich sein Chauffeur einen Weg durch die Busse bahnte. Unnötige Aufmerksamkeit mochte er allerdings auch nicht. »Rufen Sie Sergej an und sagen Sie ihm, ich käme in die Garage hinüber«, raunte er seinem Sekretär zu.
»Garagen sind gefährlich«, protestierte Urs-Albert Flüeli. »Als Ihr Sicherheitsberater muss ich davon abraten. Als Ihr Stilberater sowieso«, fügte der Ex-Diplomat hinzu. »Nur Fußvolk begibt sich in Tiefgaragen. Allein der Gestank dort!« Er schüttelte angewidert den Kopf.

»Dann warten wir«, entschied der Russe.
»Schon gehört?«, murmelte Flüeli leise. »Die Tote von gestern war schwanger. Habe ich aus uniformierten Kreisen erfahren.« Er blinzelte in Richtung eines dunkelblauen, älteren BMW, der hinter dem letzten Mercedesbus parkte. »Die Kripo holt den Techniker zum Verhör ab. Man hat ihn mit der Toten streiten sehen.«
»Ist das wichtig für uns?«
»Mh«, machte Flüeli unbestimmt. »Was ist nicht wichtig?«
Im Hoteleingang erschien der ergraute Kriminalbeamte vom Vortag und führte den Togg-Jockey Erik im Schlepptau. Keiner von ihnen erweckte den Eindruck, unter besonderem Stress zu stehen. Ja, Erik schien sogar über einen Witz des Kriminalbeamten zu lachen. Beide steuerten den BMW an.
»Ich frage mich«, sinnierte Fünfgeld, »ob der Moderator von gestern wirklich so gut ist. Wenn er so gut wäre, dann sollte er hier seine Führungsqualitäten beweisen.« Er beschrieb eine ausladende Handbewegung über die Menschenmenge. »Sie sehen ja, Flüeli, wohin es führt, wenn man all diese Teilchen ohne Katalysator miteinander reagieren lässt.«
Tatsächlich trat in diesem Moment Nikolaus Holzwanger aus dem Hoteleingang. Allerdings nicht, um eine Führungsrolle einzunehmen, sondern um seine vier Kinder zum unteren Hotelparkplatz zu bringen. Die Freifläche war Personalautos, Lieferwagen und den schäbigeren unter den Gästekarossen vorbehalten. Dort stand der grüne, leicht verbeulte Sharan der Familie Holzwanger.
»Durchgefallen«, grinste Flüeli hämisch, als der Vater mit seinen vier Kindern an ihnen vorbeigegangen war.
Sein Chef wiegte nachdenklich den Kopf: »Sie haben keinen Nachwuchs, Flüeli, deswegen unterschätzen Sie das Potenzial. Normalerweise braucht man je Kind einen Betreuer.« Er lachte schadenfroh: »Jedenfalls im Westen.«
Zehn Minuten später hatten sich wie durch ein Wunder doch noch alle Podiumsteilnehmer in der Hotellobby eingefunden. Der letzte Kleinbus verließ mit schwarzblauen Dieselschwaden die Auffahrt, und der Hotelfotograf scheuchte die Gruppe nach draußen. Als es ihm endlich gelungen war, alle acht Personen so zu arrangieren, dass man ihre

Gesichter und den charakteristischen schwarzen Steinquaderbrunnen auf dem Bild erkennen konnte, bat Joachim Sterzel um eine kurze Unterbrechung. Er eilte in die Lobby, kehrte mit einem schweren Karton zurück und verteilte daraus an jeden seiner Kontrahenten ein Exemplar des ›Digitalen Schatten‹. Da keine Melissa Stockdale mehr darüber wachte, dass das Toggle-Foto frei von konkurrierenden Botschaften blieb – und der Fotograf das Buchrequisit für eine Absicht des Auftraggebers hielt –, ging das Kalkül auf. Alle Professoren präsentierten mehr oder minder deutlich den Bestseller vor ihrer Brust. Platon revisited, leuchtete in roter Schrift der Untertitel auf.
»Wer jetzt lacht, hat verloren!«, rief der Fotograf laut.
Der Trick funktionierte wie immer.
Nur bei einem nicht.

65

Der Mann hatte etliche Dinge getan, die nicht zu ihm passten. Er hatte das Zugrestaurant aufgesucht, obwohl er wusste, dass dort nicht gekocht, sondern nur Vorgekochtes nachgegart wurde. Er hatte ein Buch aufgeschlagen, das von einem Idioten stammte – nie las er Bücher, die seine Intelligenz unterforderten – und darin beifallsüchtige Sätze gelesen wie: »Boxen ist die Ermittlung des Unterschieds zwischen Liegen und Stehen.« Er hatte, weitaus schlimmer, auf einem Gruppenfoto posiert, das, wenn etwas schieflief, von jemandem auf Myface eingestellt wurde, wo ihn wiederum jemand auf dem Bild markieren und damit dingfest machen konnte. Myface merkte sich diese Markierung für alle Zeiten und setzte sie in Beziehung zu anderen Markierungen auf anderen Fotos, die – würde es je dazu kommen – ihn ebenfalls zeigten. Er vermochte sich nicht unsichtbar zu machen. Er war eine Person des öffentlichen Lebens, wenngleich in bescheidenem Maße.

»Die Fahrscheine, bitte!«

Der Mann nestelte seine altmodisch am Schalter gekaufte und in bar bezahlte Fahrkarte hervor. Niemals buchte er etwas im Netz per Kreditkarte.

»Vielen Dank, gute Reise!«

Am Morgen hatte der Mann mehrere unerfreuliche Telefonate geführt. Nun überblickte er das Wirrwarr. Schon Anfang Juli war das Buch, das er sicher aufbewahrt in der Berliner Asservatenkammer wähnte, aus der Lagerhalle in Prützke verschwunden. Dann war es in einem Antiquariat in Brandenburg aufgetaucht, von dort aus nach Turin geflogen und befand sich somit in rettender Nähe eines Toggle-Scanners. Zur Sicherheit – weil man nie wusste, wie redlich sich Antiquare bei grenzüberschreitenden Geschäften verhielten, ob sie überhaupt lieferten oder nur Holzklötze verschickten – hatte der Mann seinen Handlanger umdirigiert, der eigentlich nur das Buch aus der Asservatenkammer sicherstellen sollte, und ihn nach Brandenburg geschickt, um dort dem Antiquar auf den Zahn zu fühlen. Ein bewährter Mitarbeiter in Turin kontrollierte die Zieladresse der Paketsendung. Einer der beiden würde das Buch zurückbringen. Alte Bücher lösten sich nicht in Luft auf.

Der Mann starrte aus dem Fenster.

Noch immer war die Landschaft von Felsen zerklüftet. Betrachtete man den Plan als einen Berg, den die Menschheit erklimmen sollte, so wies er in seiner ursprünglichen Form einen Steigungswinkel von wenigen Grad auf. Jedermann – der Älteste, Gebrechlichste, Schwächste – konnte diesen Berg besteigen. Wie eine gute Wanderkarte wies das Buch den leichtesten Weg zum Gipfel. Blieb es verschwunden, würde die Menschheit den Aufstieg auch wagen. Aber sie würde vermutlich davon deutlich mehr angestrengt sein.

Der Mann packte sein Notebook aus und begann, an einem Text zu feilen, den er schon mehreren bedeutenden Zeitungen angeboten hatte. Zu seinem Erstaunen war er damit auf Interesse gestoßen. Das Indiz verriet, dass die Zeit für den Plan reif war.

Herodot schrieb einst: »Würden alle Menschen das Gleiche zur gleichen Zeit wollen, und hätte dieses Gleiche die Substanz dieser Menschen, wäre eine solche Gewaltwolke aus Willenskraft allen Automaten und Aushilfen der Götter überlegen.« Ich gebe zu, dass ich als junger Mann davon beeindruckt gewesen bin – der Gedanke untermauerte meine trotzige Position, dass Glück aus Stärke resultiert und man Stärke nur in Gleichheit finden könne. Die sozialistische Utopie! Doch ein junger Mensch kann lernen. Die Gleichheit von Herodot ist dieselbe, die eine Brücke zum Einsturz bringt, wenn eine Kompanie Soldaten darüber marschiert. Gleichheit schafft Macht, aber diese Macht ist destruktiv und schwer zu steuern. Genauigkeit muss Gleichheit ersetzen. Ich war schon ein reifer Mann, als ich mir selbst erlaubte, einen missliebigen Denker zu lesen, um bei ihm jene Überlegung zu finden, die mich endgültig von Herodot erlöste: »Hier die Antinomie«, schrieb er. »Vor dem Gesetz sind alle Menschen gleich; im sozialistischen Zukunftsstaat sind alle Menschen gleich. Der Einwand: Dieses Postulat verkennt aber die faktische Ungleichheit der Menschen, ist insofern berechtigt. Wie ist die Antinomie zu lösen? Dadurch, dass wir uns davon überzeugen, dass Mensch in beiden Fällen etwas anderes heißt.« Das ist nicht einfach zu verstehen, eine hingeschluderte Tagebuchnotiz des Philosophen – aber sie enthält eine aufblitzende Wahrheit: Was der Begriff Mensch bezeichnet, hängt von den Umständen ab!

Auf dem Handy des Mannes – einem alten Nokia mit schwarz-weißem Display, er mochte keine modernen Smartphones – flashte eine SMS auf.

Sie bestand nur aus einem Wort. Der Mann glaubte, seinen Augen nicht trauen zu können.
Cenere.
Asche?
Zum ersten Mal seit Langem verlor der Mann die Contenance. Mit zitternden Fingern steckte er sich eine Zigarette an, ohne auf die zunächst verwunderten, dann erbosten, dann offen aggressiven Mienen seiner Mitreisenden Rücksicht zu nehmen.
»Entschuldigen Sie«, begann eine ältere Frau. »Das ist hier Nichtraucher! Der ganze Bahnverkehr in Deutschland ist Nichtraucher!« Er würdigte sie keines Blickes.
»No smoking!«, wiederholte die Frau drohend und deutete auf das Piktogramm an der Tür. Sie hielt ihn für einen begriffsstutzigen Ausländer. Er ignorierte ihr wilder werdendes Armgefuchtel. Als der Zugführer kam, hatte er längst entschieden, so zu tun, als verstünde er nichts. Die 50 Euro Strafe bezahlte er mit dem hilflosen Gestammel des Kretins.

66

Mittwoch, 28. Juli, 23 : 45

Die Strecke von Mellau nach Haselmarsch betrug 900 Kilometer und hätte alle Zeit geboten, sich ausgiebig auszusprechen. Doch wie auf jeder Ferienreise verhinderte das Chaos im Sharan jegliches elterliche Gespräch. Solange Pia am Steuer saß, musste Holzwanger den Inhalt Mellauer Lunchpakete gerecht aufteilen, Streit schlichten, Rotz und Tränen abwischen, Kotztüten bereithalten, Fragen beantworten, Geschichten erzählen, Traumempfehlungen für den Mittagsschlaf abgeben und die Fahrerin mit koffeinhaltigen Getränken bei Laune halten. Als er endlich das Lenkrad übernahm, musste er endlose Hotzenplotz- und Harry-Potter-CDs über sich ergehen lassen, lustige Jahreszeitenlieder singen, Nummernschilder raten und tausend andere Dinge tun, die ein Gespräch unter Erwachsenen vereitelten. Bei alledem fühlte er sich seltsam beschwingt, weil er sich hier, im vitalen Zentrum seines Lebens, nicht vorstellen konnte, dass es jenseits seiner vier überdrehten Kinder etwas gab, das ihn bedrohte.
Es war beinahe Mitternacht geworden, als Pia und er endlich nebeneinander im Bett lagen und einmal synchron aufstöhnten.
»Das wäre geschafft«, sagte Pia. »So ein Wahnsinn! 900 Kilometer mit vier Kindern im Auto. Nächstes Mal fliegen wir.«
»Nächstes Mal?«, gähnte Holzwanger.
»Die Kinder wollen zurück nach Mellau. Außer Olga. Ich schätze, wir können uns das in den Weihnachtsferien aus eigener Tasche leisten.« Sie drehte sich zu ihm hin und küsste ihn. »Weißt du, ich habe wirklich schon gedacht, du kriegst die Kurve nicht mehr. Damals, als die Firma unterging, weil Varnotis die Rechnungen nicht bezahlen wollte, dann als du in Stuttgart den Ärger mit dem Betriebsrat bekamst … ja, ich gebe zu, sogar bei Toggle war ich am Anfang ziemlich nervös. Dass du dich in diese Kultur hineinfindest, erschien mir ganz unwahrscheinlich.«
»Du hast gedacht, ich kann unsere Kinder nicht ernähren?«
»Nur gefürchtet.« Pia schmiegte sich an ihn. »Aber damit ist es ja jetzt zum Glück vorbei! German Headquarter, Toggle Inc.«, sagte sie stolz.

Dann seufzte sie leise: »Arme Melissa Stockdale.« Ein wenig Heuchelei schwang mit. Die Halbamerikanerin war ihr immer fremd geblieben.
In dem Moment hörten beide eine Stimme rufen.
»Olga«, meinte Pia. »Die Kinder sind komplett aus dem Rhythmus.«
»Ich geh schon.« Holzwanger stand auf, schlüpfte in seine Pantoffeln und stapfte eine Treppe höher. Olga bewohnte das einzige Zimmer unter dem Dachfirst, eine enge, schrägwandige Kammer.
Ein schöner Held bin ich, dachte er. Einer, bei dem man Angst haben muss, dass die eigenen Kinder verhungern.
Pias Worte hatten ihn getroffen. Jetzt konnte er ihr erst recht nichts mehr von seinen Befürchtungen erzählen. Er musste bei Toggle derjenige werden, von dem sie immer gehofft hatte, dass er es schon längst war.
Sachte schob er die angelehnte Tür zu Olgas Kammer auf. Die Dreizehnjährige lag mit geöffneten Augen im Bett und sah ihn an.
»Papa, was heißt es, tot zu sein?«
»Die Frage hast du mir zuletzt mit fünf gestellt«, antwortete ihr der Vater verwundert. »Als Opa Wolfsburg gestorben war.« Wie in den meisten Familien trugen die Großeltern bei Holzwangers geografische Zuordnungen.
»Ich meine das jetzt aber anders. Kann jemand, der tot ist, in Myface weiterleben?«
Holzwanger kannte dieses Portal nur sehr oberflächlich. Er hielt es für ein Sammelbecken von Pubertierenden, für Erwachsene irrelevant.
»Ich fürchte, wir leben alle digital weiter«, erklärte Holzwanger. »Man muss sich wohl an den Gedanken gewöhnen, dass ein wachsender Teil des Internets aus Toten besteht. Aber eigentlich ist das nichts Neues. Der größte Teil der Filme, die du liebst, lässt längst Gestorbene auftreten. Bei Büchern ist das nicht anders. Du magst Autoren, die es schon lange nicht mehr gibt.«
»Aber die reden nicht mit mir!«, widersprach Olga.
»Das Internet redet auch nicht mit dir. Das kommt dir nur so vor.« Holzwanger nahm ihre Bettdecke und schüttelte sie auf. »Es soll allerdings Grabsteine mit Computerchips geben, die jeden anfunken, der mit einem Handy an ihnen vorbeigeht. Aber die reden auch nicht, sondern spielen nur Konserven ab. Tot ist auch heute noch so tot wie vor hundert Jahren, daran gibt es nichts zu rütteln.«

Er sah seine Tochter verständnisvoll an. »Und Melissa ist tot.«
Olga richtete sich im Bett auf und schlang ihre Arme um seinen Hals. »Ich find’s toll, dass du jetzt Toggle-Chef bist«, sagte sie schluchzend, denn sie hatte immer noch ein schlechtes Gewissen wegen ihres Auftritts vor Weinberger. »Aber das hast du nicht gewollt, oder?«
»Nein«, sagte Holzwanger und löste sich sanft aus ihren Armen. »Das hab ich ganz gewiss nicht gewollt.«
»Was war?«, fragte Pia, schon halb hinweggedämmert.
»Philosophische Fragen«, brummte ihr Mann.
Pia grunzte leise. Dann war sie eingeschlafen.
Früher hatten die Menschen Tod und Schlaf gleichgesetzt, dachte Holzwanger. Der Schlaf galt als kurzer Tod, der Tod als langer Schlaf. In den Schlaf wie in den Tod konnte man nichts aus der Welt hinübernehmen, doch das Internet schlief nie, und es gab nie wieder etwas her, das es sich einmal einverleibt hatte.
Bevor es ihm gelang, diese Analogien auf ihre Stichhaltigkeit hin zu überprüfen, war er selbst entschlummert.

67

INTERMEZZO Neapel

Mittwoch, 21. Januar 1767

Wider alle jahreszeitlichen Rhythmen und damit wider die Natur brummte die grünlich schillernde Schmeißfliege im Zimmer auf und ab, hin und her, auf und ab. Sie landete auf der Stirn des Kranken, krabbelte zu seinen feuchten Augen, ließ sich vom matten Lidschlag kurzzeitig vertreiben, flog wieder auf und ab, hin und her, auf und ab. Dann landete sie erneut, labte sich am Schweiß seiner Schläfe und an den getrockneten Speichelfäden links und rechts der Mundwinkel. Stoisch und stupide tat sie, was ihr der Schöpfer als Aufgabe übertragen hatte: in emsiger Geschäftigkeit den Tod anzukündigen.
Luigi wusste, was ihm bevorstand. Am Tag zuvor hatte er an Cinzia erlebt, wie sein geliebtes Mädchen erst aufgeblüht war, in hitziger Freude mit hochrotem Gesicht und einem fröhlichen Lachen durchs Haus rannte … um dann innerhalb dreier Viertelstunden wie eine Blume zu verwelken. Das Fieber hatte die Siebenjährige in Windeseile hinweggerafft und ihre Seele zum Herrn befohlen. Nun lag der kleine Leichnam aufgebahrt in der Stube nebenan, und Luigi wusste, dass es nur noch eine Frage von Stunden sein würde, bis sein eigener Körper den Platz neben der Tochter einnahm, ebenso kalt, ebenso steif, mit gekämmtem Haar und einem Rosenkranz in den gefalteten Händen.
Das Fieber hatte keinen Namen, weil niemand ihn auszusprechen wagte. Es war mit den Schiffen aus Afrika gekommen, und Luigi, der seit der Abreise seines letzten Dienstherrn, des ehrwürdigen Abbé Galiani, eine kleine Garküche am Hafen betrieb, musste sich bei den Seeleuten angesteckt haben. Dass es die kleine Cinzia vor ihm dahingerafft hatte, schrieb er ihrem zarten Wesen zu. Schon als Säugling war sie ihm engelsgleich vorgekommen, so gar nicht von der kräftigen Konstitution ihres Vaters gezeichnet, eher vom Kleinwuchs und der Zartgliedrigkeit seines früheren Patrons.

Luigi richtete sich im Bett halb auf. Obwohl es an diesem Januartag des Jahres 1767 für neapolitanische Verhältnisse bitterkalt war – am Morgen hatte Angelina sogar eine dünne Eisschicht im Waschtrog zerstoßen, bevor sie die Stirn ihres Mannes mit Wasser benetzen konnte –, fror er nicht ein bisschen. Im Gegenteil, er fühlte eine brennende Hitze in sich aufsteigen.
Seine letzte Stunde brach an.
»Angelina, Täubchen«, rief er mit brüchiger Stimme.
Nach einer Zeit, die ihm wie eine Ewigkeit vorkam, drückte sich eine schwarzgekleidete Matrone in den halbdunklen Raum. Nach der Geburt der kleinen Cinzia hatte es der Leib seiner Frau verabsäumt, wenigstens einen Teil der mütterlichen Fülle an die Natur zurückzuerstatten. Anfangs war Luigi das als schwere Bürde des Ehelebens erschienen und hatte ihn in die Arme einiger Hafendirnen getrieben. Jetzt, in Trauerkleidung, wirkte seine dicke Frau sogar tröstlicher, als es ein knöchernes Gespenst getan hätte. Fülle verkörperte Leben. Dürre verhieß den Tod. Niemand wollte im Sterben an den Tod erinnert sein.
Angelina hielt einen Rosenkranz in den Händen. Er winkte ab. »Hilf mir!«, stieß er hervor. »Ich muss mich erheben.«
»Bleib liegen«, sagte sie halb sanft, halb herrisch, und drückte ihn auf die Matratze nieder.
»Ich muss mich erheben«, wiederholte er und spürte, wie die innere Hitze seine lahmen Muskeln befeuerte. Er beugte seinen Oberkörper vor, bis er mit den Händen die nahe Tischkante erreichte. Dann zog er sich hoch. Angelina machte einen Schritt auf ihn zu und griff ihm unter die Arme.
»Das ist töricht«, schalt sie. »Leg dich wieder nieder!«
Er schüttelte den Kopf. »Die Matratze«, ächzte er. »Klopf sie aus und bring sie den Jesuiten! Der Padre hat es befohlen.«
»Du fantasierst«, befand sie nachsichtig und zwängte ihm den Rosenkranz in die Hände. »Padre Jelpo war noch gar nicht da! Er hat zu viel zu tun, Gott sei’s geklagt. An jeder zweiten Tür klopft der Tod an.«
»Der Abbé, Monsignore Galiani«, keuchte Luigi. »Es ist sein Stück Land. Ich habe ihm versprochen, es den Jesuiten zu vererben. In meiner Todesstunde soll ich –«
»Es ist nicht deine Todes –«

Luigi schnitt seiner Frau das Wort ab: »Ich sterbe!« Er wankte bedenklich. Angelina drückte ihn mit ihrer Körperfülle gegen den Tisch, und mit letzter Kraft stemmte er sein Gesäß auf das Holz hoch, bis er einigermaßen stabil saß. Die Stellung, in der sich der Körper seiner Frau vor ihm befand, erinnerte ihn an bessere Tage. Allerdings war das Verhältnis von Stehendem und Sitzender da umgekehrt gewesen.
Die innere Hitze verglomm schlagartig.
Cinzia, dachte Luigi matt. Ein letztes Mal raffte er alle Gedanken zusammen. »Geh zur Chiesa del Gesù Nuovo«, hauchte er, »und frage dort nach Pater Lorenzo Giustiniani. Er wird wissen, was zu tun ist. Er ist der Bibli …«
Sein Kopf sackte vornüber. Das Mittagsgeläut von Santa Caterina rief die Gläubigen zum Gebet und die Hungrigen zum Mahl. Doch Luigi würde weder am einen noch am anderen je wieder teilnehmen. Angelina brach in lautes Wehklagen aus.
In der hereinbrechenden Dämmerung wirkte die Dame mit dem schwarzen Schleier und ihren dunklen Gewändern wie ein Mitglied der Klarissen-Kapuzinerinnen. Doch ihre Begleitung stellte diese Herkunft infrage. Die Gestalt trug jene bunte Vielfalt von Lappen und Stoffen am Leib, wie sie für Lumpensammler typisch war, die sich die besten Stücke zum eigenen Gebrauch herausklaubten. Auf dem Karren, den die Gestalt übers grobe Pflaster des Monte di Dio schob, lag neben einem Berg unaussprechlich schmutziger Lumpen eine kaum ansehnlichere Matratze.
»Ich gebe euch ein Fässchen sizilianischer Oliven und einen Sack Mehl dafür, Signora«, schmeichelte der Lumpensammler. »Was wollen die Jesuiten mit solch einer Schlafstatt? Die Jesuiten schlafen nicht, sie beten die ganze Zeit. Darum werden sie Ihre Spende an mich weitergeben. Sie gehen dabei leer aus, Signora!«
Angelina bekreuzigte sich. »Es ist ein Vermächtnis meines geliebten Gatten, und ich werde es im Namen des Herrn erfüllen.«
»Zwei Fässchen sizilianischer Oliven«, lockte der Lumpensammler, der den Namen Roverto trug. »Eines mit hellen, eines mit dunklen Früchten. Ist das kein Angebot?«
Seine Geschäfte liefen fantastisch. Im Hafen lag ein französischer Schoner mit nichts als dem Auftrag, neapolitanische Hadern einzusammeln und in die Hauptstadt des Geistes zu bringen. Dort, in

Paris, gierte man nach dem Rohstoff, aus dem sich nach etlichen Reinigungs- und Bleichgängen Enzyklopädien schöpfen ließen. Papier kam im Wert gleich nach spanischem Kupfer und noch weit vor Weizen oder Wein.
»Nein«, beschied ihn Angelina. »Mach schnell, du Nichtsnutz! Ich bezahle dich nicht fürs Reden, sondern fürs Schieben. Die Dunkelheit fällt auf uns herab.«
»Alle Wege führen zur Chiesa del Gesù Nuovo«, maulte der Lumpensammler, womit er andeuten wollte, er fände das Ziel auch mit verbundenen Augen. »Der Teufel soll die Jesuiten holen! Sie sind geizig und verschlagen.« Er fröstelte und vergrub sich tiefer in seine bunten Gewänder.
»Der Teufel wird dich holen, wenn du nicht den Mund hältst.« Nun war endgültig alles Nonnenhafte aus Angelina gewichen. Sie spuckte wie ein Seemann auf den Boden und signalisierte damit das Ende ihrer Geduld. Auf den Straßen ließen sich wenige Menschen blicken. Mochte der Ruf des Fiebers auch schneller durch die Stadt geeilt sein als die Krankheit selbst – etwas stimmte nicht! Zu keiner Jahreszeit war Neapel um sechs Uhr so menschenleer, nicht einmal bei derart frostigen Temperaturen. Die Szenerie wirkte eher, als hätten die Vasallen des Königs befohlen, dass alle Einwohner in ihren Häusern verharren und sich ruhig verhalten sollten. Buchstäblich spanisch kam dem Lumpensammler dies vor. Er blieb mit dem Karren stehen und sog witternd die Luft ein. »Pferde«, sagte er dann misstrauisch. »Zu viele Pferde für die engen Gassen.« Lauschend hielt er sein Ohr in den Wind. Nicht nur der Geruch, auch die Geräusche beunruhigten ihn. Leises, doch vielfach wiederholtes Hufgeklapper.
»Eine Reiterschwadron«, stellte er fest. »Signora, es ist keine gute Idee, an einem Tag wie diesem unterwegs zu sein. Nehmen Sie mein Angebot an, und ich bringe Sie sofort zu Ihrem Haus zurück.«
»Keinesfalls werde ich mich den Qualen des ewigen Fegefeuers aussetzen, indem ich meinem frommen Mann den letzten Wunsch abschlage«, schalt ihn Angelina. »Was verheißen schon Pferde in der Stadt? Doch immer noch eine bessere Luft, als sie eine Horde Schweine oder ein Dutzend Lumpensammler hinterlässt. Marsch, voran!«
Doch der Geruch wurde stärker, und als beide den Aufmarschplatz vor

dem städtischen Königspalast erreicht hatten, sahen sie sich mit einer Hundertschaft berittener Soldaten konfrontiert, die unmittelbar vor dem Aufbruch stand. Zum Glück nahm das Militär keine Notiz von dem seltsamen Paar, das sich den Weg zwischen dampfenden Pferdeleibern und zehn großen Leiterwagen suchte. Nur auf einem Wagen lag ein kräftiger Baumstamm. Die anderen waren leer.
»Man wird den Hafen ausräuchern«, vermutete der Lumpensammler Roverto. »Wegen des Fiebers.« Er war beunruhigt.
Das Gesundheitsgericht, das für solche Verfügungen zuständig war, hatte am Nachmittag getagt, und unter den Lumpensammlern war die Nachricht darüber schnell herumgegangen. Roverto hatte sie unverzüglich verdrängt, denn nur ein kleiner Teil seiner Lumpen lag schon sicher im Bauch des französischen Schoners. Den größeren hatte er zurückgehalten, weil er sich von jedem verstrichenen Tag einen höheren Preis versprach. Dafür hatte er die Miete eines Lagerplatzes in Kauf genommen, und der befand sich unweit der Mole im Hafen. An Land – also im Zugriffsbereich des Gesundheitsgerichts.
»Eine Bande korrupter Winkeladvokaten!«, jammerte Roverto. »Sie legen den Seehandel lahm, damit man ihnen Bestechungsgelder zahlt. Sobald es in ihrer Kasse klingelt, ist die Gefahr vorbei.«
Doch die Soldaten hatten augenscheinlich etwas anderes im Visier. Das Meer lag in ihrem Rücken, ihre Gesichter waren landeinwärts gewandt. Ein Hauptmann befahl mit heiserer Stimme wieder abzusitzen. Säbel, Sporen und die metallenen Teile des Zaumzeugs klirrten im Abendwind.
»Siehst du, Nichtsnutz? Es ist nur eine Übung«, fauchte Angelina. Sie war wütend. Mehrfach hatte der Karren um die Soldaten herummanövriert werden müssen, nun war sie mit ihrer Geduld am Ende. »Ich habe ein Ziel, und ich werde es erreichen!« Zornig versetzte sie dem Lumpensammler einen Stoß.
Roverto stolperte voran. Eine paar Pferdeknechte, die die Szene beobachtet hatten, johlten laut auf. Er sah ihre Peitschen und wünschte sich ein ähnliches Instrument herbei, um die Frechheiten des Weibsstücks zu ahnden.
Ortsfremde vermochten die Chiesa del Gesù Nuovo kaum als Kirche auszumachen. Nur ein kleines Kreuz, das sich hoch über der abwehrenden Schutzmauer in den Himmel reckte, verriet, dass die

trutzige Fassade kein Munitionslager, sondern einen geweihten Ort verbarg. Ursprünglich die Außenhaut eines Adelspalastes, hatten die Jesuiten nur eine enge Eingangspforte ins Mauerwerk geschlagen und auf mehr als drei Fenster verzichtet, die sich überdies in einer für jeden Eindringling unerreichbaren Höhe befanden. Besonders abweisend wirkten die schon vor Jahrhunderten angebrachten diamantförmigen Steinquadern, die mit ihrer Spitze nach außen ragten und dem Mauerwerk den Anschein eines Echsenpanzers verliehen. Es war kein Ort, an dem man sich willkommen fühlte, und daran änderte auch nichts, dass die schmale Eingangspforte mit einer barocken Prachthaube überwölkt war. Kein Windlicht erleuchtete sie, kein Türklopfer ermunterte Bittsteller, sich bemerkbar zu machen.
Angelina bedeutete dem Lumpensammler, geräuschvoll gegen die Eichenbohlen zu treten. Nach einer Ewigkeit hörte man das Quietschen eines rostigen Riegels, der innen zur Seite geschoben wurde. Die Tür schwang auf, und ein dürrer, älterer Padre erschien. Sofort erhob Angelina lautstarkes Wehklagen über ihren verstorbenen Mann, der ihr befohlen hatte, noch am Abend seines Sterbetages den Jesuiten sein letztes Vermächtnis zu überbringen.
Der Padre machte keinerlei Anstalten, die Besucher hereinzubitten. »Habt ihr die roten Grenadiere in den Straßen gesehen?«, fragte er nervös.
»Nein«, sagte der Lumpensammler. »Rote Grenadiere? Nein.« Er schüttelte den Kopf.
Dem Padre war seine Erleichterung anzumerken. »Man hat uns zugetragen, dass der König ein gottloses Verbrechen gegen den Orden plant«, flüsterte er. »Freilich ein windiges Gerücht, wenn ihr mir versichert, dass sich die roten Grenadiere nicht in der Stadt versammelt haben.«
»Kein Einziger«, beteuerte der Lumpensammler verschlagen. Er konnte eins und eins zusammenzählen, er war ja kein Dummkopf. »Aber Reiter. Nicht viele, 100, 150, mit ein paar Leiterwagen, nicht vielen, zehn, zwölf … doch genug, um all eure Sachen aufzuladen und euch alle außer Landes zu bringen.« Er grinste schäbig.
»Reiter?«, stammelte der Padre. »Allmächtiger! Ich muss dem Superiorus Bescheid geben.«

Er wollte die Pforte wieder schließen, doch Angelina hatte sich mit ihrer Körperfülle schon hindurchgedrängt und den schmächtigen Priester zur Seite gedrückt. Der Lumpensammler folgte, ohne sich um die Matratze zu kümmern. Voller Angst schlug der Padre die Pforte zu und schob hastig alle vorhandenen Riegel vor, wobei der unterste klemmte, denn er war schon lange nicht mehr bewegt worden. Der Priester half mit dem Fuß nach.
»Führt uns zu Pater Giustiniani«, bat Angelina. »Er leitet die Bibliothek.«
Doch der Jesuit enteilte ohne weitere Worte. Für einen Moment standen die beiden Besucher verloren im eisigen Atrium des wehrhaften Gebäudes.
»Wo ist das Vermächtnis meines seligen Luigi?«, fragte Angelina. Der Lumpensammler deutete stumm auf die Tür.
»Hol es herein!«, befahl sie, doch bevor der Lumpensammler Folge leisten konnte, ließ lautes Hufgetrappel beide zusammenzucken. Es wollte gar nicht aufhören, immer mehr Eisen trommelten auf das harte Pflaster der Piazza Gesù Nuovo, durchmischt von den knirschenden Geräuschen schwerer Räder, die von Süden her auf die Jesuitenkirche zurollten.
»Mein Karren, mein Hab und Gut!«, jammerte der Lumpensammler.
Auch Angelina verlor für einen Moment ihr Gottvertrauen. Rasch fasste sie sich jedoch wieder. Befand sie sich nicht an einem geweihten Ort? Einem Ort, der für Häscher aller Art tabu sein musste?
Von allen Seiten kamen Jesuiten herbeigeeilt.
»Wer ist Pater Giustiniani?«, fragte Angelina resolut.
»Was für eine dumme Frage!«, herrschte sie der Superiorus an. »Rasch Confratres, sichert die Tür!«
Die stärksten Brüder rannten zum Altar vor und machten sich am überlebensgroßen Kruzifix zu schaffen, wobei sie sich mehrfach bekreuzigten, denn sie mussten Gewalt gegen das geweihte Holz ausüben. Draußen war es mit einem Mal still geworden.
Der Kronminister beider Sizilien, Bernardo Tanucci, erhob auf der Piazza Gesù Nuovo vor den Toren des Klosters seine Stimme. Nicht laut, denn es kam nicht darauf an, dass die Verfemten ihn verstanden, sondern nur darauf, dass mit der Verlesung des königlichen Dekrets den

Formalien Genüge getan war.
»Die Ruhe, die Sicherheit und der Wohlstand unserer geliebtesten Völker haben uns genötigt, zufolge unserer unabhängigen höchsten ökonomischen Macht«, leierte Tanucci die Worte herunter, von denen hinter dem Mauerwerk kaum die Hälfte vernehmbar war, »die Gesellschaft Jesu in diesen Reichen abzuschaffen und für ewige Zeiten aus denselben zu verbannen. Wir verordnen also, dass alle einzelnen Glieder dieser Gesellschaft, Priester, Diakonen und Subdiakonen, sowie auch alle Novizen und Laien, welche die Ordenskleidung nicht ablegen wollen, aus diesen Königreichen beider Sizilien verbannt und zu keinen Zeiten mehr, ohne als Verbrecher beleidigter Majestät bestraft zu werden, zurückkehren sollen – wenn sie auch den Orden verlassen, mit ausdrücklicher Erlaubnis des Papstes ihre Kleidung ablegen und in einen anderen Orden treten würden.«
Über die Jesuiten hatte sich bleiernes Schweigen gesenkt.
»Was heißt das?«, wisperte der Lumpensammler.
»Das ist ein Autodafé«, sagte der Superiorus gefasst. Sein Orden war mit solchen Vorgängen seit Jahrhunderten vertraut. Allerdings üblicherweise auf der anderen Seite.
Die gelangweilte Stimme Tanuccis hob wieder an: »Alle ihre beweglichen und unbeweglichen Güter, Einkünfte und andere Vermögenseffekten sollen in unserem königlichen Namen in Besitz genommen und davon ein solcher Gebrauch gemacht werden, welchen wir für das Beste unserer Untertanen als für den Schicklichsten halten werden.«
»Amen«, rutschte es dem Lumpensammler heraus.
Ein mit grimmiger Miene lauschender Jesuit holte weit aus und verpasste ihm eine Backpfeife.
»Lasset uns beten«, befahl der Superiorus.
Während die Mitglieder der neapolitanischen Societas Jesu in demütiger Andacht versunken dem Ende ihres Ordens im Königreich beider Sizilien entgegensahen, wuchteten draußen Soldaten den Baumstamm vom Wagen und brachten ihn gegen die Kirchenpforte in Stellung. Vier, fünf heftige Stöße später platzten innen die schmiedeeisernen Riegel vom Türholz, brach die Angel aus dem Stein, und ohne dass die Eichenbretter selbst gesprengt worden wären, gab die Tür ihre

schützende Funktion preis, indem sie einfach nach hinten umklappte. Soldaten drangen ein, stießen die Padres unsanft auf die Piazza hinaus, trieben sie auf einen der Leiterwagen hinauf und begannen, die restlichen neun Fuhrwerke mit Schätzen aus der Chiesa del Gesù Nuovo zu füllen. Obwohl weder Angelina noch der Lumpensammler dem Orden angehörten – Letzterer erkennbar überhaupt nicht! –, fanden sich beide eingezwängt zwischen den immer noch betenden Padres wieder. Augenscheinlich galt für sie der Teil des Dekrets, der Novizen und Laien in einen Topf mit ordinierten Priestern warf. Endlich ließ Bernardo Tanucci die Gefangenen fortschaffen. Sie wurden auf direktem Wege zum Hafen gefahren, um dort an Bord einer königlichen Fregatte an die Gestade des Kirchenstaats verschifft zu werden.

Rechts neben der erbrochenen Pforte der Chiesa del Gesù Nuovo stand der Karren des Lumpensammlers und stank zum Himmel. Er stank so sehr, dass sich Bernardo Tanucci beim Verlesen des Dekrets mehrfach hatte frische Luft zufächeln müssen. Als es nur noch galt, Übergriffe der Soldaten auf nunmehr königliches Eigentum zu verhindern, was der Hauptmann gut alleine durchsetzen konnte, lieh sich der Kronminister eine Fackel und entzündete den Lumpenberg. Dann bedeutete er mit einer unwirschen Geste, die Karre fortzuschaffen. Zwei Mann schoben sie weg, und Tanucci winkte seinen Duc herbei. Der König konnte zufrieden sein.

Neapel war jesuitenrein.

Schon beim Sechsuhrläuten, dem freilich die kräftigen Glocken von Gesù Nuovo fehlten, herrschte ein geschäftiges Treiben auf der Piazza. Alle hatten von den Geschehnissen des Vorabends gehört, keiner wollte die Gelegenheit verpassen, sein Schäfchen ins Trockene zu bringen. Doch obwohl das Volk die Jesuiten aus vollem Herzen als finstere Verschwörer, Blutegel und elendes Geschmeiß verdammte, hatte sich der gnädige König nicht verstanden, es für diese Zeichen innigster Treue zu belohnen. Die längst wieder verschlossene Kirchenpforte wurde von einem Dutzend schwer gerüsteter Soldaten bewacht. Niemand kam herein, niemand konnte sich die eine oder andere nützliche Kleinigkeit herausholen.

Nach und nach verstreute sich die murrende Menge.

»Eiei«, sagte eine zahnlose Lumpensammlerin und hob schnüffelnd die

Nase in die Luft. »Was ist denn das für ein Duft?«
Sie hatte erst gar nicht auf dem Hauptplatz nach weggeworfenem Plündergut gesucht, sondern war gleich in die Seitengassen ausgewichen. In einem besonders unübersichtlichen, schmalen und dunklen Durchstieg stand etwas auf den ersten Blick völlig Unbrauchbares, auf den zweiten aber sehr wohl noch Verwendungsfähiges. Denn was konnte unnütz sein, solange es zwei intakte Räder besaß? Auch um die Ladung schien es nicht hoffnungslos bestellt. Die schwarzen Lumpenreste auf dem angekohlten Karren waren nicht mehr zu gebrauchen, doch die Matratze wies nur einige braune Stellen auf. Um Feuer zu fangen, war sie zu dicht gestopft und zu sehr mit Schweiß vollgesogen gewesen.
Die Lumpensammlerin blickte sich verstohlen um. Außer ihr befand sich niemand in der Gasse. Allerdings öffnete sich nun ein Fensterladen in der Höhe, und eine Frau keifte herab, sie solle sich mitsamt ihres Karrens, der die halbe Nacht gequalmt habe, von dannen scheren und nie wieder blicken lassen!
Instinktiv zog die Lumpensammlerin den Kopf ein.
Als kein kalter Guss von oben folgte, griff sie nach den Holmen des Karrens und schob los.

Fünfter Teil

404 Error – Life not found

68

Wie ein engmaschiges Netz spannte sich die Luftraumüberwachung über alle fünf bewohnbaren und die beiden unbewohnten Kontinente der Erde. Nichts blieb unentdeckt, alles wurde kontrolliert. Der Überwachung unterlagen auch die Datennetze von Militäreinrichtungen, Regierungen, Universitäten, Krankenhäusern und Firmen, um Schadsoftware den Zugang zu verwehren, während öffentliche Plätze, Bahnhöfe, Kaufhäuser, Einkaufsstraßen durch die Linsen fest installierter Kameras observiert wurden. Mütter überwachten ihre Kinder, wenn sie deren Myface-Einträge lasen, Männer ihre Frauen, indem sie die fettigen Fingerspuren auf iPhones mit Mehl bestäubten, um die Telefonnummern vermeintlicher Liebhaber herauszufinden. Arbeitgeber überwachten Arbeitnehmer, Gewerkschafter Kapitalisten, NGOs Regierungen, Banken ihre Schuldner. Überwachung war Menschenwerk, Menschenlust, Menschengier. Toggle Inc. hatte mit all dem nichts zu tun. Toggle errichtete keine Schranken, sondern öffnete Zugänge. Wenn die Autos von Toggle mit aufgebockten Panoramakameras durch die Straßen fuhren, nahmen sie Fotos öffentlicher Fassaden auf, doch sie überwachten das Leben dahinter keineswegs. Ein Foto war weder Röntgenbild noch Videofilm, es konnte bloß die Wahrheit einer Hundertstelsekunde festhalten. Nahmen die Filterprogramme bei Toggle Mail zwar jeden getippten Buchstaben zur Kenntnis, so interessierten sie sich jedoch nicht für die Gedanken des Versenders, sondern suchten lediglich nach Ankerplätzen für zielgerichtete Werbung. Niemand störte sich daran, denn Überwachung war bloß ein hässliches Wort für jene Reibungswärme, die entstand, wenn böse Erinnerungen aus der Vergangenheit mit den Möglichkeiten der Gegenwart zusammentrafen. Toggle Inc. überwachte niemanden, nicht einmal seine Angestellten, die wiederum niemanden überwachten, sondern sich höchstens hie und da einen Scherz erlaubten. Wenn Toggle-Mitarbeiter morgens zu Arbeitsbeginn ein paar beliebige Webseiten draußen im unendlichen digitalen Ozean besuchten, dann nur, um dort ein ermutigendes Zeichen zu hinterlassen: Siehe, du wirst gesehen! Im Gegensatz zu den Suchrobotern, die ihre Arbeit spurlos verrichteten, hinterließen solche menschlichen Visiten einen Eintrag im kostenlosen Analysetool der

Firma, das Millionen Webmaster auf ihren Internetdomains installiert hatten. *Schatz, schau mal, Toggle Inc. war auf unserer Webseite!* Wer sich davon verfolgt fühlte, musste wohl vorgeschädigt sein. Denn jeder normale Webseitenbesitzer, der den stillen Gruß aus Valley Hills in seinem Logfile entdeckte, war stolz und froh, endlich vom Giganten wahrgenommen worden zu sein. So erzeugte Toggle in dem Maße Aufmerksamkeit, in dem die Luftraumüberwachung Sicherheit garantierte, und ohne beides konnte die moderne Welt nicht existieren. So jedenfalls stand es in Toggles Imagebroschüren.

69

Freitag, 30. Juli, 9 : 30

Auf den Radarschirmen der Fluglotsen vom Muffat Airfield in Valley Hills erschien von Westen her ein kleiner, sich rasch bewegender, leuchtender Punkt. Der Transpondercode verriet den Anflug eines Dornier Alpha Jets, eines leichten Jagdbombers. Der Punkt glitt über die Koordinaten des Landeplatzes hinweg, beschrieb einen weiten Bogen über den 30 Meilen entfernten Ozean, um dann von Norden her über die San Francisco Bay zurückzukehren und sich fast elegant zu Boden sinken zu lassen. Der Pilot hatte offensichtlich noch einen kleinen Sightseeing-Abstecher zum Pazifik unternommen, bevor er ordnungsgemäß beim Tower um Landeerlaubnis bat. Entgegen dem militärischen Flugzeugtyp handelte es sich um eine Privatmaschine, und obwohl das Muffat Airfield ein Flugplatz der US – Airforce war, wurde der Bitte stattgegeben.
»Speedy Gonzales kehrt heim«, knurrte einer der Fluglotsen.
Der andere lachte: »So’n Vehikel lass ich mir auch zusichern, wenn ich mal die Firma wechsle!«
Die Maschinen der Firma I322 Llc. genossen einen Ausnahmestatus auf dem Muffat Airfield. Das war kein Wunder, denn obwohl sich die Firmenbesitzer hinter Treuhändern verbargen und niemand im ganzen Santa-Clara-County das rätselhafte Firmenkürzel I322 Llc. dechiffrieren konnte, wusste jeder, dass die Toggle-Gründer Grin und Cage dahintersteckten. Aus reiner Bequemlichkeit ließen sie ihre Boeing 767 mit dem Schriftzug *Toggle One* lieber vom Muffat Airfield abheben als vom San Francisco International Airport. Letzterer lag 30 Meilen entfernt, das Muffat Airfield nur acht Autominuten. Für dieses Privileg bezahlten sie 1,3 Millionen Dollar im Jahr – eine bessere Flughafengebühr, mehr nicht. Dafür konnten sie ohne Kontrollen und ohne lästiges Warten in zweiter Reihe so rasch wie möglich abheben. Der Jagdbomber gehörte ebenfalls zur Firmenflotte.
Grin und Cage besaßen keinen Pilotenschein, aber irgendjemand hatte ihnen erzählt, dass der Dornier Alpha Jet als Strahltrainer entwickelt

worden war und als vorzügliches Schulungsflugzeug galt – eine Chessna der Oberklasse, ein Porsche der Lüfte. So etwas mussten Multimillionäre besitzen, auch wenn sie es nicht nutzten! Bei seinem Wechsel zu Toggle hatte Walter Weinberger rasch ein Auge auf dieses Schmuckstück geworfen und es schließlich als Dienstwagenersatz zugeteilt bekommen. *Toggle Two* flog sich wie ein Traum. Zu Beginn seiner militärischen Karriere hatte Weinberger den Zweisitzer schon einmal bei NATO – Verbündeten ausprobieren dürfen und liebte ihn wegen seiner Wendigkeit, seiner Tiefflugeigenschaften – bis auf 33 Meter konnte man sich herabsinken lassen – und der Fähigkeit, auf holprigen Graspisten starten und landen zu können. Ein späterer Vorstoß, den kleinen Jet für die US – Marine zu empfehlen, die solch ein Flugzeug suchte, scheiterte an den Washingtoner Lobbyisten der konkurrierenden British Aerospace. Aber Weinberger stand mit seiner Vorliebe nicht alleine. Wegen des für einen Kampfjet außerordentlich jungen Alters, die letzte Baureihe stammte von 1987, hatte der Flieger eine zweite Karriere bei Privatleuten gemacht. Sportpiloten wie der pensionierte General-Motors-Manager Bob Lutz flogen ihn noch im achten Lebensjahrzehnt, und der Gründer des Getränkekonzerns Red Bull besaß sogar drei Stück davon, die als werbewirksame Kunstflugstaffel auftraten. Praktischerweise konnte Walter Weinberger mit dem Jet auch seine *Toggliness* demonstrieren, jenen leicht verspielten Unernst, der in der Firma als Ausweis von Kreativität galt.

Dabei war der Ex-Militär alles andere als kreativ. Das hätte auch im Widerspruch zu seiner Aufgabe gestanden. Nominell als Strategiechef des Unternehmens angeworben – ein durchaus dehnbarer Begriff –, baute er seit anderthalb Jahren einen hausinternen Sicherheitsdienst auf. Beim Wachstum von null auf über 23 000 Angestellte, viele davon mit überdurchschnittlich hohem Intelligenzquotienten und ungewöhnlich starker Kränkbarkeit (beides schien miteinander zu korrelieren), waren einzelne Nester, Zellen und Subgruppen entstanden, die sich nicht nur dem Zugriff, sondern sogar der Kenntnis der Geschäftsleitung entzogen. Natürlich konnte man leicht herausfinden, womit sich jeder Einzelne der 23 000 offiziell beschäftigte. Man konnte sogar grob einschätzen, was in jenen 20 Prozent freier Kreativzeit getrieben wurde, die Toggle seinen Entwicklern zugestand. Aber durch Dezentralisierung und liberale

Arbeitszeiten bemerkte man nur durch Zufall, wenn sich ein ganzes Team vorsätzlich auf Abwege begab.
So etwas kam vor.
Denn wer Visionen hatte, wollte seine Forschungsergebnisse nicht unbedingt Grin, Cage und Weinberger präsentieren, um dafür einen kleinen Angestelltenbonus zu kassieren, sondern sie lieber gleich als Basis für die eigene Firma benutzen, die sich dank zahlreicher Venturekapitalisten im Silicon Valley problemlos gründen ließ. Diese Art unfreiwilliger Entwicklungshilfe war Toggle ein Dorn im Auge, obwohl Grin und Cage sie einst selbst genossen hatten. Das Patent auf den Suchalgorithmus lag seit Anbeginn bei der Stanford University, ihrer Alma Mater, von ihr hatten sie es zu einem günstigen Lizenzpreis nur geliehen. Doch was man als Arbeitnehmer wertschätzte – ein faires Entgegenkommen des Arbeitgebers –, mochte man als Unternehmer nicht unbedingt selbst praktizieren. Toggle Inc. war schließlich keine Universität, Toggle Inc. war eine Weltmacht, die Geld brauchte, um ihre Expansionspläne zu finanzieren.
Walter Weinberger stieg schwungvoll aus dem Cockpit und nahm von einem wartenden Mechaniker etwas in Empfang, das wie ein höhnischer Kommentar auf seinen spritschluckenden Jet wirkte. Es war eines jener Elektromobile, die zu Toggles neuem Klimaschutzimage gehörten. Drei Dutzend solcher solarbetriebener Vehikel standen für den lokalen Verkehr bereit.
Nachdem er sich seiner Fliegermontur entledigt hatte, gondelte Weinberger mit gemächlichen 30 mph die Charleston Road entlang und bog dann in den Ostparkplatz des Toggleplex ein. Jedes Mal wirkte der postmoderne Architekteneinfall aus den Neunzigern wie ein mitteleuropäischer Hochschulcampus auf ihn. Symmetrische und asymmetrische, geschwungene und kantige Formen wechselten einander ohne Gliederung ab, und wäre das Ensemble eine Webseite gewesen, hätten Toggle-Suchroboter kaum gewusst, wie sie die verwirrenden Signale interpretieren sollten. Der Toggleplex besaß keinen nachvollziehbaren Code. Aber das war nicht die Schuld von Grin und Cage, sie hatten den Gebäudekomplex aus der Insolvenzmasse eines gescheiterten Computerherstellers übernommen. Irgendwie gefiel er ihnen. Er sprach ihren Sinn fürs Unkonventionelle an.

Wie überall in Valley Hills lagen rund um die Gebäude großzügig dimensionierte Parkplätze. Da Weinbergers Elektromobil ohnehin im Freien stehen musste, um seine Solarpanele aufzuladen, ließ er es in der diesigen Morgensonne zurück und fuhr nicht zu den überdachten Schattenplätzen weiter. In dieser Jahreszeit regnete es fast nie, doch sorgte das kühle Pazifikklima für erträglichere Temperaturen, als sie sonst für diesen Breitengrad typisch gewesen wären.
Auf dem Weg zum Büro nickte Weinberger jedem Entgegenkommenden freundlich zu. Bei fast 6000 Beschäftigten in der Firmenzentrale konnte er sich keine Gesichter merken, sondern sah nur sich ähnelnde Mienen gut gelaunter junger Menschen in allen Hautfarben. Offensichtlich fiel es niemandem schwer, den größten Teil seines Lebens im Toggleplex zu verbringen. Bei all den Annehmlichkeiten der Anlage – 15 Cafés, Freizeit- und Sportanlagen, Kinderbetreuung, Massage- und Friseursalon sowie einem Schwimmbad mit eigenem Bademeister – verwunderte das auch nicht. Allerdings war es bei so einer Zahl an Mitarbeitern unmöglich herauszufinden, was diese in ihren Büros trieben, welche Mails sie untereinander verschickten, mit wem sie chatteten. Wenn sie Videokonferenzen abhielten oder sich auf den Konkurrenzseiten von Myface tummelten, erfuhr außer den Beteiligten selbst davon niemand. Toggle Inc. überwachte seine Angestellten nicht.
Sehr zum Bedauern Weinbergers.

70

Freitag, 30. Juli, 9 : 45

Samyia Prakesh war kurz zusammengezuckt, als sie der Blick des Toggle-Oberen im Park zwischen den Gebäuden streifte. Zwar war sie es gewohnt, eindringlich gemustert zu werden – weit und breit war sie die einzige Frau mit dem Bindi auf der Stirn –, doch der flüchtige Blick Weinbergers hatte ein lauerndes Misstrauen enthalten. Instinktiv hatte sie ihm jenes strahlende »Hi!« entgegengeschleudert, mit dem sich Amerikaner gegenseitig zu entwaffnen pflegten, bevor sie ihre eigentlichen Arsenale öffneten, doch das war ein überflüssiger Reflex gewesen. Aggressionen kamen bei Toggle nicht vor, weder untereinander noch upside down. Man war nicht umsonst beim begehrtesten Arbeitgeber der Welt beschäftigt.
Die Inderin schloss einen Raum auf, der seltsamerweise die deutsche Bezeichung Datenschutzbeauftragter trug, was auf Samyia Prakeshs Vorgänger an diesem Ort hindeutete. Jedem stand es frei, seinem Büro neben der alphanumerischen Bezeichnung auch einen mehr oder minder witzigen Spitznamen zu verleihen, und manche davon verloren sich nicht mehr. Sie fungierten dann als kryptische Codes, die nur von ausländischen Besuchergruppen verstanden wurden.
»Hi Samyia!« Ein kurzgeschorener Collegeboy kam den Gang entlang geschlendert und grüßte die schwarzhaarige Schöne mit ihrem roten Punkt zwischen den Augen. Er zog einen Stöpsel seines iPods aus dem Ohr.
»Hi, Steve.«
»Brauchst du wieder besonders viel Bandbreite heute?« Steve verwaltete die IT – Ressourcen des Gebäudeteils.
»Sieben Leute.«
»Immer noch die alte Geschichte?«
Die Inderin nickte.
»Geht ja mächtig lange bei euch! Wann launcht ihr endlich?«
Samyia Prakesh zuckte mit den Schultern.
»Na dann viel Glück!«

Der IT – Manager steckte den Kopfhörer wieder ins Ohr und stapfte mit rhythmisch wiegenden Schritten davon. Samyia betrat ihr Büro, fuhr den 27-Zoll-Mac hoch und startete ein von Toggle entwickeltes Videokonferenzprogramm. Dann sah sie auf die Uhr. Noch zwei Minuten.
Sie gähnte und überlegte, ob ihr noch Zeit blieb, sich im Café Gandhi eine Mangolassi zu holen. Doch nach und nach ploppten in sechs Fenstern Gesichter auf. Es dauerte einen kurzen Augenblick, bis sich die Züge aus ihrer elektronischen Starre gelöst hatten, dann erwachten sie zum Leben. Nur ein siebtes Fenster kämpfte mit Störungen. Das Bild blieb schemenhaft.
Die 39. Konferenzschaltung des Projekts Pandemie hatte begonnen, was freilich niemanden beunruhigen musste. Bei Toggle hatte es auch schon eine Arbeitsgruppe Weltuntergang gegeben, die sich mit der rabenschwarzen Vision einer Erde ohne E-Mail beschäftigte. Trotz der hinderlichen Zeitunterschiede zwischen fünf Kontinenten waren alle Teammitglieder versammelt. Das unterstrich die Attraktivität des Projekts.
»LogIn hat Dringlichkeit angemeldet«, sagte NoReply alias Samyia Prakesh.
Das Team agierte mit Aliasnamen, weil dies der Wunsch von LogIn gewesen war. Sie hatte ihn organisatorisch begründet, da sie als Mitglied mehrerer Teams sonst ihre Datenströme nicht sauber getrennt bekäme. Als Nebeneffekt kannte keiner den Klarnamen der anderen. Aber das war im Grunde überflüssig. Die Chancen einer leibhaftigen Begegnung blieben gering. Niedere Toggle-Chargen reisten nicht, moderne Datentechnik machte diesen Aufwand entbehrlich.
»Also geb ich LogIn die Dringlichkeit, die sie haben will. Schieß los!« NoReply drückte drei Tasten zugleich, eines der Fenster zoomte größer und drängte die anderen in den Hintergrund. Eine schmale, hübsche, junge Frau begann zu reden. Ihre Stimme klang ernst.
»Ich bin mir nicht sicher, ob ich gerne sage, was ich jetzt sage, aber wir haben eine Grenze überschritten. Es gibt ein Eichmaß für die Formel, und dieses Eichmaß bin ich. Ich weiß nicht, ob ihr alle wisst, welche Konsequenzen das hat, vornehmlich für mich. Wisst ihr es noch? Nein? Dann erinnere ich euch daran.«

»Moment!« NoReply ließ LogIns Fenster wieder schrumpfen. »Ich muss Kingfish downsizen, ich glaube, er will sich über einen mobilen Surfstick dazuschalten, aber dazu braucht er einen datenreduzierten Port.«
Sie klickte mit der Maus auf dem Bildschirm herum, bis im siebten Fenster ein weiteres Gesicht auftauchte. Es zeigte einen dunkelhaarigen Mann Mitte dreißig, der offensichtlich gerade in einem Geländewagen saß und sein Notebook auf den Beifahrersitz gelegt hatte. Ob er fuhr oder stand, war nicht zu erkennen. Wegen der verminderten Datenrate bewegte sich sein Körper im Rhythmus eines Stummfilmdarstellers.
»Okay. LogIn kann weiterreden.«
Das Fenster zoomte wieder größer, die Sprecherin fuhr fort: »Ein Eichmaß ist per definitionem eine unverrückbare Größe. Lebende Systeme sind veränderlich, also können sie kein Eichmaß bilden. Wenn ich sage, dass ich zum Eichmaß der Formel geworden bin – übrigens kenne ich die Gründe nicht, ich hoffe, sie beruhen wenigstens auf rationalen Faktoren … dann heißt das …«
Sie konnte den Satz nicht fortsetzen, denn ein verblüffter Kommentar aus einem der anderen Videofenster übertönte sie: »Melissa! Ich denke, du bist tot!«
»… dass ich tot bin«, sagte die Stimme von LogIn. »Dies ist eine Aufnahme. Wenn ihr mir Fragen stellt, werdet ihr merken, dass ich sie nicht mehr beantworten kann. Macht’s gut!«
Die junge Frau sah plötzlich ungeheuer bestürzt aus. Ihre Miene verzerrte sich zu einem panischen Ausdruck, dann verbarg sie ihr Gesicht mit den Händen. Das Bild gefror.
»Wer ist Melissa, Kingfish?«, fragte Samyia Prakesh alias NoReply. Es verstieß gegen die Vereinbarung, Gruppenmitglieder mit ihren richtigen Namen anzusprechen.
»LogIn«, antwortete Kingfish. »Oder besser jetzt LogOut. Ich dachte schon, man hätte mich mit der Todesnachricht verarscht. Aber okay, stimmte wohl. Mannomann, sind diese Funknetze im Grenzgebiet schwach! Ich glaub, ich bin gleich wieder weg!«
So passierte es. Im sechsten Fenster saß eine erstarrte Lebende, die schon tot war, im siebten starb ein elektronisches Abbild den Verbindungstod. Die Inderin konzentrierte sich auf ihre Aufgabe als Moderatorin. Der

Übergang von der biologischen in die digitale Existenz erschien ihr nicht als Drama. Moksha hieß das in ihrer Religion und bezeichnete das Ende des Kreislaufs aus Geburt, Tod und Wiedergeburt, den Zustand ewiger Ruhe in höchster Erleuchtung. Das Projekt Pandemie wies viele erstaunliche Aspekte auf. Die Verschmelzung von Technik und Transzendenz schien einer davon zu sein.
»Ich fasse zusammen«, sagte Samyia Prakesh alias NoReply. »Wir haben jetzt das …« Sie zögerte kurz, denn sie wusste nicht genau, wovon LogIn gesprochen hatte. »… das Eichmaß gefunden und können damit die Formel launchen. Im Hinblick auf den Code gibt es keine Einwände. Er ist sauber und übersichtlich strukturiert. Sieht das im Team jemand anders?«
»Es fehlt ein Testlauf«, gab Bildschirmfenster drei zu bedenken, ein rotgesichtiger Österreicher, der sich den Namen AccessDenied gegeben hatte.
»Wieso? Wir haben doch alles miteinander durchgespielt«, widersprach FakeID aus Tokio. Der Japaner stocherte mit Stäbchen in einem sehr späten Nachtmahl. Bei ihm war es zwei Uhr morgens.
»Aber nicht mit einem neutralen Panel.«
»Die Ergebnisse waren perfekt.«
»Wir testen bei Toggle immer alles mit einem neutralen Panel«, beharrte der Österreicher auf seinem Standpunkt. »Wenn unter uns etwas funktioniert – so what? Wir wissen schließlich, was wir gerne als Ergebnis sähen. Das beweist gar nichts!«
»Ganz andere Frage«, versuchte FakeID, den Konflikt zu entschärfen. »Wer hat eigentlich Zugang zu diesem Eichmaß? Ich höre davon zum ersten Mal.«
NoReply dachte kurz nach. Eigentlich war sie die Herrin über alle Zugänge und Passwörter des Projekts. Aber sie wusste ebenso wenig wie FakeID, wo sich die besagte Funktion im Code verbergen sollte. In ihren Augen hatte sich die flexible Formel bislang dadurch ausgezeichnet, dass sie einem Chamäleon gleich unendlich viele Zustände vermessen und in einen Zahlenwert bannen konnte. Und nun benötigte sie einen Fixpunkt, eine Art digitales Urmeter?
»Ich habe Zugang zu ihm«, ertönte es aus Videofenster Nummer sechs. Das Bild der verzweifelten Melissa war verschwunden. Stattdessen sah

man einen Mann, der alle anderen Videokonferenzteilnehmer im Alter deutlich übertraf. Er verbeugte sich höflich.
Ein Hacker! Das musste ein Hacker sein!
Samyia Prakesh alias NoReply kämpfte ihre kurz aufwallende Nervosität nieder und rief das mitprotokollierende Logbuch auf. Schon bei flüchtigem Hinsehen erkannte sie, dass der Mann einen ordnungsgemäßen, ja von ihr selbst zugeteilten Port benutzte. Er konnte sich nicht eingehackt haben.
»Wer bist du?«, fragte sie stirnrunzelnd.

71

Freitag, 30. Juli, 10 : 15

Trotz seines Jetlags hatte Walter Weinberger in der ersten halben Stunde schon drei schriftliche Dossiers durchgearbeitet. Auch in seinem Büro gab er Papier den Vorzug vor elektronischen Medien, und als ihm Mrs. Binkie ein Telefonat aus Washington avisierte, erwog er kurz, auch die Regierung auf den sicheren Briefverkehr zu verweisen. Dann aber nahm er den Anruf entgegen. Am anderen Ende meldete sich jener Bürohengst aus dem Außenhandelsministerium, der ihm sechs Wochen zuvor den überflüssigen Stress mit Toggle Books beschert hatte.
»Gute Nachrichten«, erklang es aus dem Hörer. »Die deutsche Regierung hat versprochen, uns keinen Handelskrieg mehr zu erklären. Scannen Sie, was immer Sie wollen. Dem Ministerium ist es völlig egal.«
»Sie meinen, wir brauchen auch keine Berichte über unsere Technikfolgenabschätzung abzufassen?« Dass das Hearing ergebnislos abgebrochen worden war, unterschlug Weinberger.
»Brauchen Sie nicht. Treten Sie alles in den Müll.«
»Versprechungen aus Europa sollte man nicht trauen. Die Regierungen dort sind wankelmütig.«
»Stimmt, aber erstens reden wir von den Deutschen und nicht von den Italienern, und zweitens ist es eher ein Deal als eine Versprechung. Die Deutschen wollten ein bisschen weniger Zoll auf Porsches zahlen, wir wollten GM helfen, Potus wollte GM nicht helfen und lieber Porsche fahren, was natürlich nicht geht, aber dann haben wir –«
»Was haben Autos und Bücher miteinander zu tun?«, unterbrach ihn Weinberger.
»Sie treffen damit den einzig spannenden Punkt in meiner unsäglich langweiligen Arbeit. Ich schnüre Dinge zu einem Paket zusammen, die gar nichts miteinander zu tun haben, und versuche dann, das Paket an Leute zu schicken, die weder ein Paket erwarten noch eines entgegennehmen wollen.« Weinberger wurde langsam ungeduldig, dieser Kerl redete ihm zu viel. »Ganz andere Sache«, erklang es nun aus

dem Hörer. »Man hört, Toggle kommt nächste Woche mit einem richtigen Knaller raus. Womit dürfen wir rechnen?«
Weinberger schwieg.
»Muss sich das Ministerium auf europäische Proteste einstellen, wie immer, wenn Sie in Valley Hills eine neue Idee ausbrüten?«, versuchte der Mann seine private Neugier hinter dienstlichen Belangen zu verstecken.
»Stellen Sie sich Entlassungen von Ministerialbeamten in historischen Größenordnungen vor«, fauchte Weinberger. »Wir werden den Regierungsprozess automatisieren.«
Wer ›Potus‹ sagte, um bei seinem Gegenüber Eindruck zu schinden, war ein Idiot. Jedes Kind wusste, dass das Akronym den *President Of The United States* meinte. Die meisten, die vom Potus sprachen, waren aber selbst nie näher als eine Meile an ihn herangekommen.
Weinberger schon. Er knallte den Hörer auf die Gabel.

72

Freitag, 30. Juli, 10 : 30

»Wer bist du?«, fragte Samyia Prakesh alias NoReply den unbekannten Mann.
»Eine berechtigte Frage! Nun, ich bin der Ersatzmann für LogIn. Der Anregung von Kingfish folgend, werde ich mich LogOut nennen. Ich denke, das ist zugleich eine angemessene Hommage an ein Teammitglied, das sich vorbildlich für unser Projekt einsetzt … eingesetzt hat.«
»Mit welcher Kennung hast du dich eingewählt, LogOut?«, fragte NoReply stirnrunzelnd.
»Mit einer von LogIn autorisierten Variante«, sagte der Mann.
»Vergleichen wir es mit einem Geschworenengericht: Fällt einer von zwölf aus, muss ein Ersatzgeschworener antreten. Er hat den Prozess über zugehört und ist deswegen vollkommen im Bilde. In meinem Fall weiß ich vielleicht sogar etwas mehr als die Hauptgeschworenen. LogIn war ja kein einfaches Mitglied des Teams, sondern seine Impulsgeberin. Richtig?«
In den Videofenstern nickten Köpfe.
»Nehmen wir mal rein hypothetisch an, dass nicht sie, sondern schon immer ich der eigentliche Impulsgeber war. Dann würde es auch niemanden stören, wenn ich diese Rolle jetzt persönlich wahrnehme.«
Samyia Prakesh alias NoReply tippte eine kurze Sicherheitsanfrage an Steve aus der IT – Abteilung und bemühte sich, dabei ihre Handbewegung vor der Bildschirmkamera zu verbergen. Es dauerte nur wenige Sekunden, bis die Antwort in einem IRC – Fenster erschien:
»Alles okay, die IP – Nummer gehört zur Turiner Toggle-Filiale. Turin liegt in Europa, Nordschweiz glaube ich.«
NoReply entschied sich dennoch, auf Nummer sicher zu gehen: »Wie lautet unser Security-Code?«, fragte sie. »Reine Routine.«
»Kryptoi philoi«, antwortete der Mann und lächelte. »Habe ich damit endgültig die Zutrittsweihen erhalten?«
Die Inderin nickte. Alle konnten es auf ihren Bildschirmen sehen. Also

nickten sie auch.
»Prima! Ich will mich nicht mit großen Reden aufhalten. Die Programmierung ist vollendet. Jeder von euch hat Großartiges geleistet. Danke! Es würde nun keinerlei Probleme bereiten, die Formel online zum Laufen zu bringen. Doch leider sind die mentalen Kosten gestiegen.« Der Mann griff neben sich und hielt ein altes Buch in die Kamera. »Durch eine Verkettung unglücklicher Umstände ist das einzige Exemplar unserer historischen Quelle vernichtet worden.«
»Und was hältst du dann in die Kamera, LogOut?«
»Das?« Der Mann lachte. »Das ist ein Dummy! Der *Discours sur l'origine et les fondements de l'inégalité parmi les hommes* von Rousseau. Die Gegenrede zu unserem Buch. Schmeißen wir sie weg!« Er ließ das Buch achtlos fallen.
»Wozu brauchen wir historische Quellen?«, fragte Disconnected, ein Kanadier mit georgischen Wurzeln und einer heftigen Aversion gegen allzu tiefe Herumstocherei in der Vergangenheit. »Die Formel ist doch fertig, das hast du selbst gerade gesagt.«
»Und warum muss sie geeicht werden?«, knüpfte FakeID an seine Frage von vorhin an. »Jetzt ist Kingfish switched off, aber vielleicht kann es uns LogOut erklären.«
»Ich versuche, Kingfish noch einmal in die Runde zu holen«, sagte NoReply und tippte hastig etwas in ihre Tasten. »Er weiß das sicher.«
»Ich bin kein Informatiker«, entschuldigte sich der fremde Mann vorsorglich, »sondern Historiker. Aber ich will es anstelle von Kingfish versuchen. Wie lautete eure Aufgabe? Eure Aufgabe lautete, den Wert eines Menschen in numerische Variablen zu übersetzen und somit verrechenbar zu machen. Für sich genommen nichts Besonderes. Ein Spezialfall von Scoring, kaum unterscheidbar von den Algorithmen großer Versicherungen oder von denen von American Express. In Deutschland bekommt man nicht mal einen Mobiltelefonvertrag, wenn man das falsche Alter, den falschen Vornamen und die falsche Adresse hat – eine bestimmte Kombination dieser Faktoren kennzeichnet einen als potenziellen Zahlungsverweigerer. Seit es Computer gibt, versuchen Programme den Menschen zu vermessen und für wirtschaftliche Zwecke zu taxieren.«
»Oho, da sehe ich gewaltige Unterschiede«, warf der rotgesichtige

Österreicher ein. »Wir sind viel akribischer bei der Wahl von Eigenschaften. Uns geht es nicht um Kreditausfallraten oder Krebserkrankungsrisiken. Uns geht es –«
»Zum Beispiel haben wir gefragt, welchen Wert soziale Vernetzung schafft«, fiel ihm der georgische Kanadier ins Wort. Andere ergänzten: »Warum Jugend immer das Alter aussticht!« – »Wann Kinder zur Belastung werden.« – »Oder zum Gegenteil!« – »Wieso Krankheiten fälschlicherweise negativ bewertet werden. So habe ich entdeckt, dass Fettleibigkeit –«
»Zum Beispiel«, unterbrach der Mann alias LogOut den Österreicher. »Jeder von euch hat einen anderen Lebensausschnitt bearbeitet und versucht, dessen Wichtigkeit für die menschliche Existenz herauszufinden. In der Summe ergibt das eine Formel, die den Wert des Menschen in nie da gewesener Genauigkeit taxiert. Verblüffenderweise verändert sich dieser Wert ständig! Er enthält so viele Faktoren, dass niemals alle zugleich stabil bleiben. Das macht die Verschiedenheit des Menschen aus, und genau das hat unsere historische Quelle im 18. Jahrhundert als Erste erkannt. Aber selbst wenn nie etwas stillsteht, benötigt man eine Referenzgröße, um die Skala zu eichen. Nennen wir diese Größe einfach den Nullpunkt.«
Ein paar Köpfe nickten zögerlich. Keiner kam auf die Idee zu fragen, wozu man überhaupt eine Skala für den Wert des menschlichen Lebens brauchte.
»Trotzdem kann ich den Bedarf nach der historischen Quelle nicht sehen«, wandte FakeID erneut ein. »Okay, das hat jemand vor uns erkannt. Aber wir sind doch viel weiter.«
»Ich schaffe es nicht«, meldete NoReply frustriert. »Kingfish muss sich in einem Entwicklungsland aufhalten. Er kriegt einfach keinen Kontakt zum Funknetz.«

73

Freitag, 30. Juli, 19 : 45

Der Schlagbaum zwischen Słubice und Frankfurt / Oder war schon seit Jahren abgebaut. Über die Konflikte zwischen Zöllnern und Reisenden ließ sich Gleiches leider nicht sagen.
»Keiner von uns beiden wird den Pokal des größten polnischen Sympathieträgers erringen«, sagte Janek Jabłoński. »Ich nicht – du aber auch nicht!«
»Ich trete bestimmt nicht in Konkurrenz zu Papież Jan Paweł«, knurrte der Grenzer.
»Der ist lange tot!«
»Ob tot oder nicht, unser Papst bleibt der beliebteste Pole aller Zeiten. Wohingegen du alle Chancen hast, der unbeliebteste Pole aller Zollbeamten zu werden.«
»Warum?«
»Dauernd fährst du mit unerlaubter Elektronik über die Grenze. Die müssen wir dann für dich lagern, wofür ich mindestens sieben Formulare auszufüllen habe. Nach einem Tag holst du das Zeug wieder ab, um drei Tage später das Spiel zu wiederholen. Ich hasse dich, Janek Jabłoński!«
»Wir leben in Europa, die Grenzen sind offen. Was müsst ihr mich andauernd kontrollieren?«
»Stichproben.«
»Immer bei mir?!«
»Es gibt nicht viele auffällige Fahrzeuge, die einen so auffälligen Fahrer haben, dass man bei ihnen jedes Mal Anlass zu einer Stichprobenkontrolle sieht.«
Der Zöllner ging um den postgelben Humvee herum. Jenseits der Grenze galt dieser Geländewagentyp schon seit Jahren als indiskutabel. Nur von Umweltfragen unbeleckte Primitivlinge fuhren solche Spritfresser. Ästheten war ihre militärische Klotzigkeit ein Dorn im Auge, und Radfahrer fürchteten die kantige Karosserie. Janek Jabłoński übertrumpfte die angeborene Hässlichkeit seines Autos noch, indem er alle vier Räder mit unterschiedlichen Radkappen geschmückt hatte.

»Was hast du heute Verbotenes an Bord?«
»Lenkwaffen, Raketenwerfer, radioaktive Nachtsichtgeräte«, zählte der Angesprochene auf, »und einen elektronischen Mechanismus, mit dem man über Nacht den Sozialismus wieder einführen kann.« Jabłoński war mit dem Grenzer zusammen zur Schule gegangen. Er konnte sich diesen Tonfall erlauben.
»Red keinen Blödsinn!«
»Okay«, gab Jabłoński nach. »Einen Radarwarner.«
»Ist verboten in Deutschland.«
»Ich weiß.«
»Lass ihn hier.«
»Warum?«
»Weil ich es gut mit dir meine.«
Janek Jabłoński seufzte, pflückte ein kleines schwarzes Kästchen vom Armaturenbrett und reichte es dem Zöllner. »Ach ja, und Zyklon B zur Maulwurfvernichtung.«
»Mir egal.«
»Das ist in Deutschland wirklich verboten«, sagte Jabłoński und ließ den Motor wieder an. »Bringt gutes Geld auf dem Kleingärtnerschwarzmarkt.«
In Wahrheit brauchte er kein Geld. Er war ein Toggle-Programmierer der ersten Stunde, er besaß Aktien im Gegenwert von Millionen.
»Irgendwann gerätst du noch auf die schiefe Bahn«, seufzte der Grenzer. »Und dann wird mir deine Mutter ein Leben lang Vorwürfe machen, dass ich nicht gut genug auf dich aufgepasst habe. Sie glaubt, wir Grenzer könnten jeden aufhalten. Wohin fährst du?«
»Hamburg«, sagte Janek unwillig. Langsam wollte er wirklich weiter.
»Hast du genug zu essen dabei?«
Statt zu antworten, hielt ihm der Programmierer ein Ei unter die Nase.
»Mach eine Pause unterwegs und iss anständig Fleisch! Was tust du in Hamburg?«
»Antrittsbesuch bei meinem neuen Chef.«
»Du hast einen Chef? Kaum zu glauben! Und der lässt dich mit dieser Frisur und so einem Auto herumfahren?«
»Ich habe Menschen, die sich einbilden, meine Chefs zu sein«, sagte Jabłoński und ließ den Motor aufheulen. »Kümmere dich lieber um die

Zigarettenschmuggler da hinten!«
Er deutete auf einen alten VW – Camper, aus dessen heruntergelassenen Fensterscheiben Tabakrauch quoll. Sein Schulfreund zuckte mit den Schultern: »Ist das Problem der Deutschen, nicht das der Republik Polen. Wir sind ein freies Land, bei uns darf man Zigaretten kaufen, so viel man will.«
Jabłoński fuhr los.
»Was macht das Aquariumsspiel, Kingfish?«, rief ihm der Zöllner nach. »Wieder ein paar neue Gimmicks eingebaut?«
Er sah nur noch, wie die Hand des Programmierers aus dem Fenster ragte. Der Daumen wies nach oben.
In seiner kalifornischen Zeit hatte man Kingfish als Wiedergeburt von Frank Zappa verehrt, jenen früh verstorbenen Westküsten-Rockstar, den Kingfish in seiner Jugend immer für einen exilierten Polen gehalten und darum ebenfalls bewundert hatte. In Wirklichkeit war Zappa ein ganz gewöhnlicher Italo-Amerikaner gewesen, und Kingfish blieb ein Mann ohne das geringste musikalische Talent – was seine Programmierkollegen in Valley Hills rasch herausfanden. Die Ähnlichkeiten beschränkten sich auf die langen dunklen Haare, die eher längliche als breite Gesichtsform und den schwarzen Schnauzer unter der Nase. Wobei Kingfish im Gegensatz zum Rockstar nie einen Kinnbart getragen hatte, weil das nicht in die Krippenspiele von Pater Wachlukov gepasst hätte, in denen Kingfish sogar dann noch den Joseph spielen durfte, als er längst unzählige Marias unglücklich gemacht hatte. Des Paters Hoffnung, der spirituelle Keim werde irgendwann der Sonne Roms entgegenwachsen, zerschlug sich freilich mit den Jahren. Janek Jabłoński pflegte denselben romantischen Feiertagskatholizismus wie die meisten seiner Landsleute, eine Vorliebe für opulente Kostümspektakel und weihrauchgeschwängerte Zeremonien, ohne dabei nennenswerte moralische Fesseln zu verspüren. Immerhin war er nach einem Jahrzehnt in Kalifornien nicht zuletzt wegen des Paters nach Hause zurückgekehrt. Denn mit der Umstellung der kirchlichen Personenstandsdateien auf EDV hatte er – beinahe zufällig – herausgefunden, dass der Priester sein leiblicher Vater war.
Jetzt lebte Janek nahe seiner Eltern, die aus Gründen der Schicklichkeit allerdings nicht zusammenwohnten, einige Kilometer hinter der

deutsch-polnischen Grenze und unterhielt dort das Toggle-Außenbüro Polen. Der seit heftigen Wodkagelagen mit Grin und Cage verbrüderte Mann war ein unverzichtbarer Kopf im Suchmaschinenimperium, so dass man ihm auch eine arktische Dependance eingerichtet hätte. Zahlreiche spätere Toggle-Errungenschaften hatten in seinen Arbeitsgruppen das Licht der Welt erblickt, zahllose Innovationen waren allerdings auch in gut abgeschirmten Speicherbereichen verblieben, denn Kingfish hatte es von Anfang an nie sehr genau mit weltlichen Gesetzen genommen. Wozu auch, wo sich sein leiblicher Vater nicht mal an himmlische Regeln halten mochte?

Von Kingfish stammte der legendär gewordene Ausruf »Der Datenschutz ist tot, finden Sie sich damit ab!«, den er auf einer Entwicklerkonferenz ausgerechnet der führenden Frauenaktivistin einer großen Universität entgegengeschmettert und mit der Offenlegung strikt vertraulicher Materialien untermauert hatte. Diese Materialien enthielten detaillierte Anleitungen zur sexuellen Denunziation von Professoren. Wandten Studentinnen die darin empfohlenen Taktiken an, konnten sie sich im Wettkampf um akademische Stellen einen bedeutenden Vorsprung erkämpfen. Damals hatte Janek gerade von seiner Abstammung erfahren und war entsprechend enthusiasmiert von den Möglichkeiten weitgehender Transparenz gewesen. Dass sein Satz mit der einhergehenden Datendemonstration wie eine Bombe einschlug, verblüffte den Urheber. Es waren doch nur ein paar harmlose Worte gewesen, keine Beleidigung, keine Drohung, sondern nur die Formulierung eines unumstößlichen Faktums: Der Datenschutz war tot. Von diesem Tag an schirmte Toggle den Starprogrammierer von der Öffentlichkeit ab und ließ ihn nie wieder auf einer Entwicklerkonferenz reden. Damit freilich fand Kingfish noch mehr Zeit, den Möglichkeiten des binären Codes auf den Grund zu gehen.

Das Notebook auf dem Beifahrersitz gab piepsende Geräusche von sich. Ein großer Vorteil des Humvee bestand darin, dass man sich nicht ständig um den Verkehr kümmern musste, weil dies die anderen für einen taten. Sie hielten vor, hinter und neben einem respektvoll Abstand, und dass man durch eigenes Unvermögen von der Straße abkam, war angesichts der Breite deutscher Autobahnen eher unwahrscheinlich. Kingfish klemmte das Lenkrad mit den Knien fest, beugte sich zur Seite

und tippte mit beiden Händen sein Login-Passwort ein. Valley Hills hatte offensichtlich versucht, ihn in die Videokonferenz zurückzuholen. Inzwischen befand er sich auf dem Berliner Ring, die Chancen standen deutlich besser als an der Grenze mit ihren weißen Flecken in der 3G-Abdeckung.
Neben ihm hupte es, Bremsen quietschten, und Kingfish korrigierte seine leichte Linksdrift. »Idiot!«, brüllte er dem betagten Astra hinterher. Natürlich ein Landsmann – untermotorisiert, aber frech. Er wusste, dass die Deutschen Polen nicht leiden konnten, aber er konnte weder Polen noch Deutsche leiden. Sie erschienen ihm einander viel zu ähnlich.
Kingfish beugte sich wieder über den Computer. Manchmal half es, den Surfstick herauszuziehen, damit beim zweiten Versuch mehr als nur ein Bälkchen in der Empfangsstärkenanzeige aufflackerte. Doch selbst zwei Balken hätten für eine Videokonferenz nicht gereicht. Er gab auf.
Als er wieder aufsah, brauchte er eine Zehntelsekunde, um zu begreifen, dass nicht der Himmel auf seine Windschutzscheibe gefallen war, sondern dass sich eine dunkelblaue Wand auf ihn zubewegte. Keine zwanzig Zentimeter vor seiner Stoßstange kroch ein LKW die rechte Spur entlang. Links rollte dichter Verkehr. Kingfish riss das Steuer herum und scherte nach rechts aus, um den Laster auf dem Standstreifen zu überholen. Dabei sah er im Rückspiegel die schrumpfenden Schilder eines Autobahnkreuzes. Seine Computerspielereien hatten ihn die Abzweigung nach Hamburg verpassen lassen. Fluchend gab er Gas und fuhr auf dem Standstreifen zur nächsten Ausfahrt weiter. Als er an der Einmündung zur Landstraße entscheiden musste, ob er umkehren oder ein Stück querfeldein fahren solle, sah er die Tramperin. Sie stand neben dem Schild Prützke 2 km und wirkte verzweifelt. Jemand, der wie Frank Zappa aussah, hatte ein Herz für Anhalter.
»Berlin?«, fragte das Mädchen, als es in den Humvee kletterte.
»Hamburg«, sagte er.
»Auch gut«, sagte das Mädchen. »Hauptsache weg von Prützke! Ich hab ein paar Scheißtage hinter mir, das kannst du mir glauben!«
Wer sich so einführte, würde viel zu erzählen haben. Kingfish freute sich auf eine unterhaltsame Fahrt.

74

Freitag, 30. Juli, 11 : 15

»Wir sind viel weiter als unser Impulsgeber im 18. Jahrhundert«, bestätigte der Mann. »Dennoch wäre die historische Quelle von immensem Nutzen für die Marketingabteilung gewesen.«
NoReply sah plötzlich, dass sich im IRC – Fenster von Steve etwas tat. Wollte er ihr etwas mitteilen? Sie versuchte, von den anderen unbemerkt darauf zu schielen. Dummerweise hatte sie das winzige Fenster in die untere linke Ecke des 27-Zoll-Bildschirms verbannt.
Der Mann lehnte sich zurück. »Jede neue Idee kämpft mit dem, was die Philosophen Wahrheitsfähigkeit nennen. Menschen mögen keine neuen Ideen. Beweist man ihnen aber, dass eine Idee sehr alt ist, gewinnt diese Idee augenblicklich an Wahrheitsfähigkeit.«
»Glaubhaftigkeit«, verbesserte AccessDenied.
NoReply tat, als jucke ihr linkes Auge heftig. Während sie sich den Augapfel knauschte, entzifferte sie Steves Botschaft: »Ich bin ein Idiot! Turin liegt natürlich nicht in der Nord-, sondern in der Südschweiz!«
»Glaubhaftigkeit mh … mir gefällt der Terminus Wahrheitsfähigkeit besser. Denn Wahrheit muss man vorbehaltlos akzeptieren, sie ist keine Frage des Glaubens. Dazu kommt ein physischer Aspekt. Ich will niemandem von euch zu nahe treten, ihr seid hervorragende Informatiker … aber ein digitaler Code erzählt den Menschen da draußen nichts. Sie brauchen etwas zum Anfassen. Etwas, das riecht und Staub fängt, wenn man es ein paar Jahrhunderte lang im Regal liegen lässt. Ein Buch.«
Für einen Toggle-Angestellten formulierte der Mann seltsam. Seine Worte klangen untechnisch, beinahe selbst angestaubt. Er trug einen dunklen Anzug mit Krawatte, was gegen den allgemeinen Kleidungskodex verstieß. Damit wurde den beiden Gründern – *You can be serious without a suit!* – offen die Stirn geboten. Am schlimmsten war die kleine goldene Anstecknadel an der Krawatte des Mannes. Ein Golfclub-Spießer!
»Steve, du störst«, tippte NoReply. »Hau ab!«

»Ich wäre dankbar, wenn alle in der Runde konzentriert blieben und keine private Korrespondenzen nebenher führten«, sagte der Mann mit liebenswürdiger Stimme, der ein sehr kalter Ton beigemengt war. »LogIn hatte sich übrigens einen Masterstatus zugebilligt, so dass alle Fenster auf meinem Bildschirm zu sehen sind. Kein Chat untereinander bleibt verborgen.«
Die Inderin senkte den Kopf und beschloss, auf weitere Extratouren zu verzichten.
»Ein Buch findet den Weg in die Herzen der Menschen. Das wird nicht immer so bleiben, aber noch ist es so. Damit habt ihr auch die Antwort darauf, warum Toggle ein Buchscannprogramm durchführt. Es ist die Hülle, in die man schöne Legenden betten kann.«
»Ich kenne da eine bessere Erklärung«, widersprach der rotgesichtige Österreicher. »Die geht so: Grin und Cage ließen sich nach dem Börsengang einen Swimmingpool mit Golden Eagles füllen, badeten darin wie Dagobert Duck, warfen die Münzen in die Luft und riefen: ›Wow, wir sind stinkreich! Wir haben mehr Geld als Bill Gates! Was würde Bill Gates nie tun? Alle Bücher der Welt scannen? Okay, dann machen wir das! Mann, wird der sich ärgern!‹«
Die anderen lachten. Der Mann lächelte.
»Nicht schlecht«, sagte er. »Die Anekdote verkennt zwar den untrüglichen Geschäftssinn eurer Firmengründer, der sich keineswegs vor dem eines Bill Gates verstecken muss, aber sie enthält ein Quäntchen Wahrheit. Tatsächlich gibt es auf der Welt mehr als nur Geschäftssinn.«
Der Mann beugte sich vor, so dass sein Gesicht das ganze Videostreamfenster ausfüllte. »Die Leitung des Projekts Pandemie glaubte, Toggle Books zu benötigen, um Toggle Democracy darin unterzubringen. Kurzum: Tod.«
Weil alle Englisch sprachen, störte sich niemand an dem Wort. Aber dem Mann gefiel es. Es stand für ein Ende.

75

Freitag, 30. Juli, 20 : 30

»Computer? Mit Computern kannst du mich jagen!«, sagte das Mädchen, als ihr Kingfish die Frage nach seinem Beruf wahrheitsgemäß beantwortet hatte.
Der Pole war von der Tramperin enttäuscht. Hundert Kilometer lang hatte sie geschwiegen, und kaum begann er von seinen Interessen zu erzählen, setzte sie eine genervte Miene auf. Andererseits galt das ungeschriebene Gesetz des Trampens, das dem Fahrer die Auswahl der Musik und der Gesprächsstoffe zuerkannte.
»Wie alt bist du?«, hob er an. »Sechzehn? Siebzehn? In deinem Alter muss man sich für Computer interessieren!« Er kam sich beinahe wie ein Lehrer vor. »So wie man sich im Wilden Westen für Pferde zu interessieren hatte. Sonst war man aus dem Spiel.«
»Das Spiel interessiert mich aber nicht.«
»Also fangen wir mit einem Spiel an«, ging Kingfish darüber hinweg. »Erwartet ja keiner, dass du in Objective-C codest, das ist nur was für Erwählte. Aber ein bisschen Spielfreude tut keinem weh. Ich zum Beispiel habe das Aquariumsspiel erfunden.«
Jetzt hatte er mit einem Minimum an Höflichkeit einen Bogen zu seinem Lieblingsthema geschlagen. »Hast du einen Account bei Myface?«
»Hä?«, machte Anna-Katharina. Natürlich wusste sie, wovon er sprach. Doch sie verachtete alle Gleichaltrigen, die das Herumgestammel im Internet als Freundschaftsbeweis akzeptierten. Myface erlaubte ja nicht mal richtige Tagebucheinträge, nach 420 Zeichen war Schluss. Da blieb sie lieber einsam.
»Sehr gut!«, lobte Kingfish. »Die haben bei Myface einen Switch-Login-Schalter für ihre Mitarbeiter. Von jedem Computer in ihrer Zentrale aus können sie sich in jeden beliebigen User verwandeln und dessen Einträge lesen. Und ich kann dir versichern, dass die Myface-Idioten genau das den lieben langen Tag tun!«
Er verschwieg, dass er dasselbe bequem von seinem Notebook aus erreichen konnte. Bis auf einige schmerzliche Ausnahmen im

militärischen Bereich lag die Datenwelt wie ein offenes Gelände vor Kingfish.
»Aber das nur am Rande. Ich wollte dir nämlich erzählen, dass ich auch mal ein soziales Netzwerk erfunden habe. Für Fische.« Er gluckste leise in sich hinein. »Das war lange, bevor es Myface und den ganzen anderen Mist überhaupt gegeben hat. Begann 1999, als wir gerade Toggle aus der Taufe hoben. Toggle – bekannt?«
Anna-Katharina nickte widerwillig.
»Na also! Aus dir wird doch noch ein Nerd! Alle sagten damals: Datenmeer, Datenmeer! Mehr Daten, Datenmeer! Noch mehr Daten, Datenmeer! Aber wo waren die Fische, hab ich mich gefragt? Da waren keine Fische. Bis ich alle Computer vernetzte und ein paar Fische reinprogrammierte. Die schwammen nachts von Computer zu Computer, vermehrten sich und waren glücklich.«
»Ist das alles?«, fragte Anna-Katharina. Selbst als Computerlaie wusste sie, dass Aquariumsbildschirmschoner ein uralter Hut waren – fast so alt wie der Computer an sich. Außerdem hätte sie wirklich gerne ihre Ruhe gehabt. So konnte sie überhaupt nicht darüber nachdenken, was sie in Hamburg machen sollte. Von Prützke wegzukommen war das eine. In einer fremden Großstadt anzukommen etwas ganz anderes. Außerdem fehlte ihr jetzt schon Jackie, ihr Russellterrier. Aber ihn hatte sie unmöglich mitnehmen können.
»Ne!«, lachte Kingfish. »Da gibt’s schon einige hübsche Extras. Wie vernetzt man zum Beispiel Computer, deren Besitzer viel zu vorsichtig sind, um sich so etwas zu trauen? Na? Ich verrat’s dir: Das Meer besteht aus Wasser, und Wasser sucht sich immer seinen Weg. Dann sucht sich mein Meer auch seinen Weg von selbst, dachte ich mir. Immer wenn jemand zu Toggle kam und eine Frage eingab, zog er anschließend einen unsichtbaren Wasserfaden hinter sich her. Bildlich gesprochen. Und da meine Fische sehr klein waren, ein paar Schnipselchen Code, reichte ihnen das, um hinüberzuschwimmen. Ich glaube, inzwischen gehört die Mehrheit aller Computer auf der Welt zu meinem Ozean.«
»Und wie merkt man das?«
»Kann man nicht merken! Nur wer aktiv mitspielt, sieht, welche Fische ihn gerade besuchen.« Er lachte vergnügt. »Manchmal bin ich auch dabei! Der Kingfish. Mich gibt’s nur einmal.«

»Wahrscheinlich besonders prächtig.«
»Kann man wohl sagen! Ist nach einem imposanten Vorbild gestaltet.« Er deutete dezent zwischen seine Beine. Anna-Katharina verdrehte die Augen und schwieg demonstrativ. *Pockennarbige Seegurke* meinte Kingfish dennoch leise zu hören. Gekränkt verzog er das Gesicht.
Das war genug. Jetzt würde auch er seine Klappe halten.

76

Freitag, 30. Juli, 11 : 45

»Als Programmierer wisst ihr, was ein Trojaner ist«, sagte der Mann. »Und Trojaner gibt es nicht erst seit Erfindung des Mikrochips. Die Bezeichnung geht auf ein ehrwürdiges antikes Täuschungsmanöver zurück. Stellt euch also vor: Die größte Suchmaschine der Welt befördert rein zufällig, und ohne es selbst zu bemerken, das politische Vademecum des 21. Jahrhunderts ans Tageslicht. Eine Schrift von 1754. Sie wird nicht von Professoren, Parteifunktionären, Wirtschaftsbossen oder Journalisten entdeckt, sondern tröpfelt langsam übers Internet, über Tweets, Blogs und soziale Netzwerke ins öffentliche Bewusstsein. Stellt euch weiter vor, ein paar Studenten eines Seminars in Turin entdecken Ferdinando Galianis Buch als eine von vielen PDF – Dateien bei Toggle Books, vertiefen sich in dessen Gedankenfülle, werden davon entflammt und legen eine Fanseite auf Myface an. Wie lange wird es dauern, bis das Buch die Menschheit erreicht hat? Genau: höchstens ein paar Tage! Und wie lange würde es im Vergleich dauern, wenn es ein Professor an der Sorbonne, in Harvard oder Cambridge ausgrübe? Jahre? Jahrzehnte? Gäbe es überhaupt eine öffentliche Wahrnehmung, die über Fachaufsätze hinausginge?«

Die elektronische Versammlung ließ unbestimmte Geräusche vernehmen. Der Mann zog sich wieder ein Stück von der Bildschirmkamera zurück.

»Stellt euch vor, die Menschen lesen Galiani. Natürlich nicht den ganzen, das ist viel zu umständlich. Rasch kursieren Auszüge, Abstracts, vereinfachte Darstellungen, populäre Aufbereitungen. Man beginnt damit herumzuspielen. Spiel ist das größte Moment der Veränderung, Revolutionäre beginnen stets als Spieler. Die Menschen merken, dass es jenseits ihrer althergebrachten Vorstellung von Demokratie etwas gibt, das ebenso gut, ja besser als Steuerungsmodul funktioniert. Natürlich ist das, was im Galianitext steht, unausgereift, beinahe rührend simpel.« Die Augen des Mannes blitzten auf. »Aber erinnert euch an die ersten Digitalkameras … sie lieferten Bilder von beklagenswerter Qualität,

Farbrauschen, Pixelsalat! Die Leute kauften sie trotzdem, um beim nächsten Modell wieder zuzugreifen, um sich von Apparat zu Apparat zu verbessern. Das ist die Logik der digitalen Revolution. Alles beginnt unbefriedigend, doch mit Aussicht auf visionäre Sprünge. Dieser Logik ist Toggle stets gefolgt. Was macht es da, dass die erste Formel von Galiani den Wert eines Menschen viel zu ungenau berechnet, um Gerechtigkeit zu erzeugen? Es ist ein Anfang. Dann kommt Hilfe von außen. Open-Source-Amateure übersetzen die Formel in einen modernen Programmcode, Blogger entwerfen eine praktische Maske, in die man nur noch seine Variablen eintragen muss, damit der Computer den Selbstwert errechnet. Eine Bedrohung für unser Projekt? Nein! Denn längst haben wir die Formel zu einer Perfektion gebracht, die alle von Galiani geweckten Begierden stillt. Wir müssen sie nur noch launchen, und zwar in genau dem Augenblick, in dem die Gier danach so groß geworden ist, dass unsere Server heißlaufen, wenn wir verkünden, Tod sei die Antwort auf die Systemkrise der westlichen Welt.«

»Klingt nach einer sehr guten Marketingstrategie«, räumte Samyia Prakesh ein. »Aber was bringen Toggle heißlaufende Server? Außer Kosten?«

»Darauf gibt es zwei Antworten«, entgegnete der Mann. »Die erste lautet: Traffic. Also Geld. Wenn Toggle einen Service anbietet, der die Menschen aus der Machtlosigkeit ihres derzeitigen Wählerdaseins erlöst, dann wird uns das sehr, sehr viele Kunden zuführen. Ihr wisst, im Werbegeschäft bedeutet jeder Kunde einen kleinen gedeckten Scheck, allein durch seine Existenz.« Er hielt einen Moment inne. Jetzt kam es darauf an, die richtigen Worte zu finden. »Die zweite Antwort ist grundlegender: Toggle hat nicht das Ziel, alles zu Geld zu machen. Unser Ziel ist es, die Welt zu verändern, und Geld brauchen wir nur, um diese Weltveränderung zu bezahlen. *There is no such thing as a free lunch,* wie Milton Friedman sagt.«

Die Programmierer schwiegen.

Wer bei Toggle arbeitete, war im tiefsten Herzen Idealist. Jeder Anwesende hatte eine eigene Vision einer besseren Welt. Der Österreicher machte den Anfang: »Alle Macht der Solarpower«, schnaubte er, schwer atmend. »Lässt sich das auch mit der Formel erreichen?« – »Kostengünstige Trinkwasseraufbereitung«, erklang es

weiter. »Geburtenkontrolle!« – »Frieden im Nahen Osten!« – »Aidsprävention!«
»Zum Beispiel«, sagte der Mann erleichtert. Auch ohne Melissa würde die Gruppe mitziehen, dessen war er nun sicher. »Es gibt viele drängende Probleme. Mit der Kraft einer Formel, die festgefahrene Mehrheitsverhältnisse zum Tanzen bringt, lassen sie sich alle lösen. Doch bis dahin ist es leider noch ein langer Weg. Wir besitzen weder das Originalbuch noch eine unbeschädigte Scandatei davon. Um die Wahrheit zu sagen: Der Text bricht lange vor der entscheidenden Stelle ab. Zu früh, um irgendjemanden damit anzufixen.«
Auf Samyia Prakeshs Monitor erschien plötzlich das Vorschaubild einer eingehenden E-Mail. In Miniaturschrift spiegelte es den Beginn der Nachricht ein: Doch Fake-ID! Erstaunt nahm die Inderin Steve als Absender zur Kenntnis. Warum schickte ihr der Operator eine Mail? Richtig, alle IRC – Nachrichten wurden vom Unbekannten mitgelesen! Steve musste das gemerkt haben, denn nun kamen weitere Mails, die alle so formatiert waren, dass man sie schon in der Vorschauminiatur entziffern konnte. Der Typ kommt von aussen! IP – Nummer raffiniert getarnt! Kein Toggle-Mann! klemme ihn jetzt ab!
»Wir müssen uns etwas anderes überlegen, eine ebenbürtige Marketingstrategie«, mahnte LogOut alias Professor Alexandre Ranchin. »Das Zeitalter der Obrigkeitsstaaten ist vorbei. Das hat man 1789 zwar schon einmal geglaubt, aber jetzt stimmt es wirklich.«
In Valley Hills hörte niemand mehr seine Worte.

77

INTERMEZZO Paris

Dienstag, 27. Dezember 1768

Die Uhr ging auf acht, und in der Rue Fromenteau wurden die Kandelaber entzündet. Madame d'Epinay richtete strenge Worte an ihre sechs eigenen und die zwölf gemieteten Dienstboten, sich größter Unterwürfigkeit gegenüber allen Gästen des Abends zu befleißigen – sie betonte das Wort *allen* … da sich neben bekannten Namen des Hochadels auch einige unbekannte befänden, denen möglicherweise ein noch höherer Rang zugestanden werden müsse. Sie betonte *noch höherer*. Deutlicher konnte sie nicht werden, da auch sie kaum mehr als eine zarte Andeutung ihres Galans vernommen hatte, wie illuster die versammelte Runde ausfallen werde. Zweifellos aber bot der Abend die Chance, den ohnehin glänzenden Ruf der Madame d'Epinay in der Pariser Gesellschaft noch weiter aufzupolieren. Nicht, dass sie hinter den Salons anderer Pariser Kurtisanen zurückzustehen gehabt hätte, doch ihr Galan war nun mal weder Mitglied des Hofstaats noch Angehöriger des Amtsadels, sondern ein neapolitanischer Diplomat, dessen Vermögen aus Witz und Geist statt aus vornehmer Tradition und ausgedehnten Landgütern bestand.

»Weißt du noch, was Madame Necker über dich gesagt hat, als sie dich zum ersten Mal in natura erlebte?«, wandte sich Luise Florence Petronelle d'Epinay an den kleinen Mann, der gerade den Salon betreten hatte. »Der Abbé Galiani wird nicht bei Hof reüssieren, er denkt zu hoch und spricht zu niedrig!« Trotz ihres gesetzten Alters von beinahe vierzig Jahren kicherte sie wie ein junges Mädchen: »Nicht bei Hof reüssieren! Wenn die Necker erfährt, wer heute bei uns –«

»Schschsch!«, machte Ferdinando Galiani und legte ihr die Hand auf den Mund, wozu er sich recken musste. »Wir wissen von nichts!« Dann küsste er das prachtvolle Dekolleté seiner Geliebten, wozu er auf normalem Fuße stehen konnte. »Wo sind die beiden holden Töchter?«

»Mit Pauline bei Madame Rouvert. Ganz wie befohlen.«
Das vernahm Galiani mit Wohlgefallen. Er wurde nicht gerne mit seinem Nachwuchs konfrontiert, wiewohl er für dessen Unterhalt aufkam.
»Das Einzige, was wir zuverlässig wissen«, sprach er, »ist die Tatsache, dass man Leclerc de Buffon bei der Weihnachtsmesse in St. Roch gesehen hat. Er muss also wohlbehalten aus Edinburgh zurückgekehrt sein. Ob er mitgebracht hat, wonach sich unsere Gäste verzehren – nun, das wissen wir nicht! Wir können es nur hoffen, damit dieser 27. Dezember nicht das Ende deiner Laufbahn als Salonière markiert.«
»Gott bewahre!«, entfuhr es Madame d'Epinay. »Auf Monsieur de Buffon war stets Verlass!«
Der Naturforscher und Inhaber des Akademiefauteuils Nummer 1 hatte den englischen Übersetzer seiner *Histoire naturelle* in Schottland besucht, es dabei aber weniger auf persönliche Einflussnahme als auf einen ganz bestimmten Gegenstand abgesehen. Denn jener William Smellie war neben seiner Übersetzertätigkeit auch Autor und Drucker der *Encyclopædia Britannica*, des britischen Konkurrenzunternehmens zur berühmten *Encyclopédie* von Diderot, Voltaire und den anderen französischen Aufklärern. Am 6. Dezember hatte Smellie in Edinburgh die erste Lieferung herausgebracht, mehrere Bögen eng bedruckten Papiers, deren Ankunft in Paris kaum drei Wochen später eine Sensation darstellen würde. Eine Sensation im Hause der Madame d'Epinay, eingefädelt von Ferdinando Galiani, dem wichtigsten, allerdings nur zweiten Mann in der neapolitanischen Gesandtschaft. Für die erste Position mangelte es ihm leider am passenden familiären Hintergrund. Die Zeiten waren nicht so, dass ein verdienter Mann erhalten hätte, was ihm zugekommen wäre.
Vor dem Hause hörte man das Hufgeklapper von Kutschpferden, und Madame d'Epinay eilte zu den Dienstboten, um ihnen ein letztes Mal einzuschärfen, wie *précieux* sie sich zu verhalten hätten, um vor den Augen des … sie biss sich auf die Lippen. Keiner wusste, ob wirklich ein gekröntes Haupt unter den Gästen sein würde. Im Torbogen stand dagegen Georges-Louis Marie Leclerc de Buffon, der für das Gelingen der Abendgesellschaft ja auch nicht ganz unwichtig war.
»Geben Sie zu, mein Lieber, Sie haben unterwegs einen Blick in die Bögen geworfen«, stichelte Galiani, als ihm ein Lakai des Naturforschers

ein wohlverschnürtes Bündel überreichte.
Der Angesprochene hob beschwörend die Hände: »Wir hatten ausgemacht, dass niemand einen Vorsprung bekommen solle, also bezwang ich meine Neugier. Wie schwer das war, können Sie sich vorstellen! Bin ich der erste Ankömmling?«
Galiani nickte.
»Dann verzeihen Sie meine aufdringliche teutonische Pünktlichkeit! Ich muss durch den Aufenthalt bei den Schottenröcken in meinem Zeitgefühl durcheinandergeraten sein.«
»Keine Ursache«, meinte Galiani. »Das Wichtigste ist, dass Sie da sind. Ohne Sie wäre alles nichts.«
Leclerc de Buffon drohte spielerisch mit dem Finger: »Sie sind ein Heuchler, Galiani, wie alle Ihre Landsleute! Ohne das da«, er deutete auf das Bündel, »wäre alles nichts!«
Galiani maß den schottischen Druckbögen wenig Bedeutung bei. Dass *tout Paris* danach gierte, verriet nur etwas über die Eitelkeiten von Diderot und Konsorten, die empört oder geschmeichelt tun würden, wenn sie erfuhren, dass sich der Edinburgher Drucker kräftig bei ihnen bedient hatte. Doch wie sollte er auch nicht? Das Wissen der Welt ließ sich nicht zweimal erfinden. Warum musste man mühselig andere Worte für etwas suchen, das schon einmal aufgeschrieben stand? Gewiss, da und dort würde eine Bewertung jenes Mr. Smellie anders ausfallen als bei Diderot, sein Blick eine abweichende Richtung genommen haben – aber im Grunde konnte ein zweiter Aufguss nichts Neues erbringen.
Er bot allerdings einen vorzüglichen Anlass, eine Traube Menschen zu versammeln, aus der sich jene Früchte pflücken ließen, auf die es Galiani abgesehen hatte. Nicht die unvermeidlichen Richter und Advokaten, ohne die kein Pariser Salon funktionierte, und auch nicht jene ergrauten Akademiemitglieder, denen der Diplomat nie verraten hatte, dass er fünfzehn Jahre zuvor den *Prix de morale* mit originellen Gedanken hatte bereichern wollen, bevor ihn eine höhere Macht zum Rückzug zwang. Galianis Interessen richteten sich auf die unkonventionellen Subskribenten der *Encyclopédie*. Sogar den Herausgeber des Sammelwerks, Denis Diderot, hatte er eingeladen, obschon dieser nicht überall in bestem Ansehen stand. Das Wagnis, sich zu ihm zu bekennen, wog allerdings ungleich leichter als beim baltischen Tuchhändler Chaim

Otto Fünfgeld, dem er ebenfalls eine Einladung hatte zukommen lassen. Dessen Name gab zwar einen Abstammungsmakel preis, nämlich deutsche Grobschlächtigkeit, doch hatte sich der Händler bei einigen philosophischen Disputen im Café de la Régence derart gut geschlagen, dass Galiani nicht auf ihn verzichten mochte, wiewohl Fünfgelds Umtriebe im Dunkeln lagen. Er konnte ein Spion der Zarin sein – wozu auch Diderot getaugt hätte, der von ihr Apanagen bezog –, doch ebenso gut konnte er für *secrets du roi* arbeiten, den königlichen Auslandsgeheimdienst. Als der gewitzte Jude ihn freilich mit einer unerwarteten Volte im Schach geschlagen hatte, wusste Galiani, dass der geheimnisumwitterte Mann in seinen Zirkel gehöre. Bei der Wahl von Bundesgenossen sollte man zwar vorsichtig, doch nicht dünkelhaft vorgehen. Kluge Menschen waren rar in Gottes Garten der Einfalt, genannt Erde.

Madame d'Epinay rauschte in den Salon und ließ sich von Georges-Louis Marie Leclerc de Buffon ausgiebig huldigen. Ihr Dekolleté war eine Kampfansage an all jene Salonières, die meinten, nur mit der Kraft spitzer Aperçus Verehrer an sich binden zu können. Galiani tolerierte die Avancen des Gastes, weil er wusste, dass Leclerc de Buffon eigenartige Neigungen besaß, die seine Geliebte nicht zu erfüllen bereit gewesen wäre. Überdies mochte er unter den greisen Unsterblichen der Académie française den Naturforscher als Einzigen. Er war originell.

»Zu schade«, meinte der zurückgekehrte Schottlandreisende, als er seinen Kopf wieder aus den Brustschluchten der Epinay herausgezogen hatte, in die er durch seinen tiefen Diener hineingeraten war, »zu schade, dass unser allergnädigster König nie die Gelegenheit haben wird, diese außerordentlichen Einblicke zu genießen!«

Madame d'Epinay warf Galiani einen bezeichnenden Blick zu und entrang sich einen lustvollen Seufzer, der nicht erkennen ließ, ob er sich auf Leclerc de Buffons Huldigungsgeste oder auf den abwesenden Monarchen bezog.

»Wir sind niedrig, er ist hoch«, kommentierte Galiani. »Es gibt Schwellen, die er nicht hinabsteigen kann, ohne einen Sturz zu riskieren.«

»Wie wahr, wie wahr«, schnaubte Leclerc de Buffon. »Aber wir sind hoch im Geiste, und er ist auch hoch im Geiste, während seine

Umgebung im Geiste so niedrig steht wie die Abendsonne kurz vor ihrem Untergang. Keiner der Höflinge interessiert sich für die *Encyclopédie*. Er schon! Als Achtjähriger schrieb er ein Buch über die Blumen Europas – ich habe es gesehen! –, und er druckte es mit seinem Letternkasten selber. 72 Seiten, welche Tat! Dieser für die Wissenschaft prädestinierte Kopf muss sich nun als Juwelenständer und Götzenbild für die Höflinge missbrauchen lassen. Eine Tragödie!«
Ludwig XV., der im 54. Jahr regierte, war im Volke unpopulär. Das lag nicht an seinem absoluten Alter – er war schon als Fünfjähriger gekrönt worden und blickte deswegen auf eine erschlagend lange Regentschaft zurück –, sondern an seiner von Selbstzweifeln bestimmten Zurückgezogenheit. Dass diese mit einem hellen Geist einherging, wollte niemand im Volk wahrnehmen. Ein Monarch sollte nicht klug, sondern zupackend sein. Ein Monarch durfte die Staatskasse plündern wie einst der Sonnenkönig – der Urgroßvater des Regenten, den dieser durch schicksalsbedingtes Überspringen zweier Generationen direkt beerbt hatte –, aber er musste es auch verstehen, die Kasse von Zeit zu Zeit wieder zu füllen. Ludwig XV. hatte dafür keine Begabung. Er war machtvollen Auftritten abgeneigt und persönlich eher bescheiden. Ersteres begünstigte jene Ratgeber bei Hofe, die mehr Machtinstinkt besaßen als er selbst, Letzteres rettete die Staatsfinanzen auch nicht. Frankreich war bis über beide Ohren verschuldet. Möglicherweise bei Chaim Otto Fünfgeld und seinen Hintermännern.
»Ebenfalls wahr«, pflichtete Galiani bei. »Dieser Regent ist ein Fall von verschwendeter Geisteskraft, während der Sonnenkönig ein Fall von materieller Verschwendungssucht war. Wir beide ahnen, bester Buffon, dass des Königs Neugier bezüglich der von Ihnen mitgebrachten Druckbögen groß sein wird. Aber dies ist kein hinreichender Grund, seinen Höflingen zu entfliehen und bei einer bürgerlichen Salonière den Abend zu verbringen. Auch nicht, wenn sie die Tochter eines verdienten Offiziers ist.«
Madame d’Epinay nickte vornehm.
»Mein lieber Galiani, tun Sie nicht feiner, als Sie sind! Bei der Auswahl seiner Konkubinen hat den König Bürgerlichkeit noch nie gestört. Ich sage nur Madame de Pompadour, ihre zahllosen Vorgängerinnen und ihre nicht minder zahlreichen Nachfolgerinnen! Warum sollte er also –«

»O doch!«, fiel ihm Galiani ins Wort. »Das Erste, was ich bei meiner Ankunft in Paris vernahm, war die öffentliche Rede darüber, dass sich der König standhaft weigere, die Sakramente zu empfangen, weil er sich in einem dauerhaft sündigen Zustand befände, den er nicht beenden könne.«
»Richtig, aber diese Sünde besteht grundsätzlich, nicht durch den speziellen Hang zu Bürgerlichen«, widersprach Leclerc de Buffon. »Ich glaube nicht, dass es für Wollust mit niederen Ständen einen besonderen Abschlag beim Jüngsten Gericht gibt. Der König ist ein Mann der Lenden und des frommen Gemüts. Nach Lage unserer Bibelauslegungen passt das leider nicht zusammen. Darin liegt der Grund für seine traurige Zurückgezogenheit.«
»Vom Sonnen- zum Sinnenkönig, warum nicht?«, geistreichelte Galiani und legte seine Hand um die Taille der Epinay. Diese machte sich los und trat ans Fenster. Draußen hatte es zu schneien begonnen.
»Es ist durchaus nicht unwahrscheinlich, dass uns der König einen Vertrauten schickt, um sich über die Entwicklungen der Enzyklopädien unterrichten zu lassen«, sprach der Gastgeber leise. »Man hat mir diskret einen Monsieur Ludewig avisiert.«
»Monsieur Ludewig«, gluckste Leclerc de Buffon. »Das ist gut!«
»Sie kommen!«, rief Madame d'Epinay aufgeregt. »Mehrere Equipagen, darunter eine Berline! Alors, messieurs!«
Die Dienerschaft in der Rue Fromenteau hatte alle Hände voll zu tun, drei Dutzend hochrangiger Gäste mit Getränken und kleinen Speisen zu versorgen, dazwischen die Dochte der Kerzen nachzuschneiden und das Feuer in den Kaminen zu schüren. Ganz wie es Galiani vorausgesehen hatte, war nach Entfaltung der Druckbögen ein empörtes Lamento über die schrecklichen Diebstähle des schottischen Nachahmers ausgebrochen. Vor allem Voltaire – der fern der Pariser Salons im Genfer Vorland lebte – schien massenhaft seiner Worte beraubt, während Diderot kaum irgendwo eigene Zitate wiederfand und darob in Trübsinn verfiel. Dass Georges-Louis Marie Leclerc de Buffon in gleich zwei Stichworten komplett abgeschrieben, aber nicht namentlich erwähnt worden war, trug dieser mit Fassung. »Wissen Sie, Sire«, sagte er zum etwa gleichaltrigen Manne, der neben ihm stand, »meine *Histoire naturelle* ist auf fünfzig Bände angelegt, was jucken mich da zwei

Stichworte? Das wäre ja kleinlich.«
Der Angesprochene schrak zusammen. »Gewiss, gewiss!«, flüsterte er hastig und wandte sich zum Gehen.
»Monsieur Ludewig, wenn ich nicht irre?«, fragte Leclerc de Buffon mit einem Augenzwinkern. »Glauben Sie mir, Sire, ich verspüre einen fast unbezwingbaren Drang, mich vor Ihnen niederzuwerfen, gebe dem aber wegen der Beschwernisse des Alters nicht nach. Wo lassen Sie Ihre Zähne fertigen?«
Da der Mann nach höfischer Sitte stark gepudert war, ließ sich nicht erkennen, ob er angesichts dieser schamlosen Indiskretion erbleichte. Seine guten Zähne waren allerdings augenfällig. Sie passten kaum zum Erscheinungsbild eines zwar gesunden, doch erkennbar auf die sechzig zugehenden Mannes. Hätte er im hellen Kerzenschein gestanden und sich nicht in eine dunkle Ecke gedrückt, wäre es jedermann aufgefallen, dass er dort, wo andere schon ab vierzig Zahnlücken aufwiesen, makelloses Elfenbein trug – passgenau in die Lücken hineingeschliffen und mit sehr feinem Silberdraht befestigt. Solchen Luxus konnte sich kaum einer leisten. Wie andere Normalsterbliche musste Leclerc de Buffon mit Schlachtfeldzähnen vorliebnehmen. Davon gab es nach dem Siebenjährigen Krieg allerdings eine große Auswahl.
»Das ist meisterlich!«, lobte er. »Schon allein um Ihrer Zahnschönheit willen, Sire, müsste man sich vor Ihnen niederwerfen!«
Ferdinando Galiani kam auf die beiden zu. Im Schlepptau führte er einen dicklichen Mann mit einem kostbaren Pelzkragen.
»Die Truppe abgehalfterter Primadonnen beklagt den Aufgang eines neuen Sterns am Bühnenhimmel«, kommentierte er abschätzig den Tumult unter den Enzyklopädisten. »Dabei ist doch alles nur *crambe decies recoeta*, wie der Lateiner sagt. Sire, darf ich Ihnen Monsieur Chaim Otto Fünfgeld vorstellen? Er ist ein Mann, der nur Verstand, aber kein Herz hat.«
»Sie schmeicheln mir«, wehrte der Vorgestellte ab und verbeugte sich. Der Adressat nahm die Geste regungslos entgegen.
»Sie wollen sicher wissen, wie ich dazu komme, einen Ausländer ins Zentrum des französischen Geisteslebens zu bitten, noch dazu einen mit derart preußischem Namen? Nun, zum Ersten entscheidet das Madame d’Epinay eigenständig, ich berate sie nur. Zum Zweiten bin ich selbst

Ausländer.«
»Wollte ich gerade anmerken«, knurrte Leclerc de Buffon, dem übel aufgestoßen war, dass Galiani ihn nicht Monsieur Ludewig vorgestellt hatte.
»Drittens aber«, fuhr der Diplomat fort, »haben Monsieur Fünfgeld und ich unlängst über einen Satz meditiert, mit dem sich gewissenlose Kreaturen vom Glanz der britischen Krone lossagen wollen. Dabei las dieser jüdische Krämer mir – einem Manne von Bildung und Geschmack! – gehörig die Leviten.«
»Wie lautete dieser Satz?«, fragte Leclerc de Buffon mürrisch.
»All men are born equal«, antwortete Fünfgeld. »Er ist überall in den Straßen Londons wie in den überseeischen Kolonien zu hören. Man munkelt, dass sich in Bälde darauf Ansprüche gründen werden.«
»Sie sind dort gewesen?«, fragte der Naturforscher.
»Hier wie da. Meine Geschäfte führen mich weit herum.«
»Das Entscheidende liegt im Detail«, ging Galiani dazwischen. »Hören wir den Satz ›All men are equal‹, so bedeutet er etwas anderes als der Satz ›All men are *born* equal‹, wie er auch in den Enzyklopädien zu finden ist. Vier Buchstaben machen den Unterschied. Das liegt auf der Hand, nicht wahr?«
Plötzlich lief ein leichtes Zucken über Monsieur Ludewigs Gesicht.
»Alle Menschen sind gleich. Alle Menschen sind gleich geboren«, wog er die Sätze fast unhörbar gegeneinander ab.
»Ich warf meine Auslegung in den Ring, alle Menschen würden *als Gleiche* geboren, was meinen persönlichen Ansichten entschieden widerspricht. Aber man muss die Zitate der Gegner richtig lesen, will man sie widerlegen. Die Jesuiten halten es seit Jahrhunderten so. Monsieur Fünfgeld hingegen –«
»Das ist eine mutwillige Interpretation im Sinne der Aufrührer«, bemerkte der Kaufmann. »Wir alle wissen, die Menschen kommen weder gleich noch als Gleiche auf die Welt. Sie werden nur *auf die gleiche Weise* geboren. Das ist die einzige Gleichheit, die die Natur vorgesehen hat. Jeder verlässt den Leib der Mutter durch dieselbe Öffnung. All men are *born* equal.«
»Pardon, messieurs«, erhob Leclerc de Buffon seine Stimme. »Wer wie ich seinen Shakespeare liebt, muss energisch Widerspruch anmelden.

Macbeth! Der blutige Usurpator wiegt sich durch einen Hexenspruch in trügerischer Sicherheit: *Ich trage ein bezaubertes Leben, das keinem weichen kann, der von einem Weibe geboren ward.* Darauf Macduff, fünfter Akt, siebte Szene: *Lass dem Teufel, dem du gedient hast, dir sagen, dass Macduff unzeitig aus seiner Mutter Leib geschnitten ward.* Man kann die Welt durch eine brachiale künstliche Öffnung betreten. Auch hier findet sich keine Gleichheit.«

»Bravo!«, applaudierte Ferdinando Galiani. »Darf ich die Herren ins Chambre séparée bitten? Für derartige Debatten scheint mir hier der falsche Ort. Geschnitten aus dem Mutterleib – meine Herren, das kann der stärkste Mann nur mit einem starken Trunk ertragen! Nebenan ist für alles gesorgt! Majestät?«

Der Unbekannte zuckte zusammen. Aber Galiani war schon in den Nebenraum getreten.

78

Freitag, 30. Juli, 21 : 30

»Brauchst du eine Übernachtung in Hamburg?« Kingfish sah Anna-Katharina von der Seite an. Sie antwortete nicht.
»Hey, hey, hey! Ich bin bekennender Katholik! Ich will dir nicht an die Wäsche! Ich verspüre nur ein gewisses Verantwortungsgefühl für Kinder, die ihren Eltern weggelaufen sind.«
Kingfish hätte eigentlich Grund gehabt, beleidigt zu sein. Das Mädchen war nicht mal den Mindestanforderungen an ordentliches Hitchhiking nachgekommen, hatte sich bockig verhalten, dumme Bemerkungen gemacht und sich jeder Bewunderung enthalten. Dabei war Bewunderung die einzige Währung, die bei Mitfahrgelegenheiten zählte: Das Auto, die Fahrkünste, der Musikgeschmack des Fahrers – all dies konnte, sollte, musste bewundert sein. Sonst fuhr man besser gleich alleine.
»Wird ja wohl ’ne Jugendherberge geben«, murmelte Anna-Katharina.
»Du kennst niemanden?«
Sie schüttelte den Kopf.
»Was willst du dann in Hamburg?«
»Ich wollte weg, nicht irgendwohin.«
Da hab ich mir ja was Schönes angelacht, dachte Kingfish und kratzte sich am Kinn. »Wo würdest du denn hinwollen, wenn du könntest?«
»München«, sagte Anna-Katharina einsilbig.
»München? Da sind wir wohl ziemlich in die falsche Richtung gefahren.«
»In München hab ich Freunde. Und Verwandte«, fügte sie hinzu.
»Hast du eine Kreditkarte?«
Anna-Katharina sah ihn mit großen Augen an. Dann tippte sie sich an die Stirn.
»Jetzt schon!«, sagte Kingfish. »Klapp mal die Sonnenblende runter. Da stecken ein paar unbenutzte.«
Anna-Katharina folgte seinen Worten. In einer Lasche hinter der Sonnenblende befanden sich ein paar weiße Plastikkärtchen. Mit

schwarzem Filzstift stand ein fünfzehnstelliger, in drei Blöcke unterteilter Zahlencode darauf geschrieben.
»Ich bin zwar vom Dorf«, erklärte sie, »aber das sind keine Kreditkarten! Kreditkarten haben einen Bankaufdruck.«
»Nicht wenn sie jungfräulich sind. *White Plastics.* Kann man natürlich auch mit einem Spezialdrucker für ein paar Hundert Euro bedrucken. Aber wozu der Aufwand? Geheimzahl ist dein Geburtsdatum. Tag und Monat, je zweistellig.«
»Das kennst du doch gar nicht!«
Kingfish grinste: »Ist egal. Die brauchen bloß vier Zahlen, um zu funktionieren, viermal einen Tastendruck auf dem Ziffernblock, egal welchen. Wenn du dir 0000 besser merken kannst, dann nimm das. Wie gesagt, die sind jungfräulich.«
»Und damit kann man Geld abheben?«
Kingfish nickte.
»Woher hat denn so eine Jungfrau Geld?«
»Mitgift«, sagte Kingfish. Jetzt gefiel ihm das Mädchen. Es hatte Witz. Wenn es nur nicht technologisch so hoffnungslos rückständig gewesen wäre.
»So viel ich will?«
Kingfish schüttelte den Kopf: »Wo denkst du hin! Die Karten haben ein Limit, 2500 Euro am Tag … das Limit eines anständigen Bürgers, damit es weniger auffällt.«
Anna-Katharina Loibl dachte nach. Sie war einem brutalen Anschlag entgangen, hatte einem Kriminellen eine absonderliche Bitte erfüllt und sich abends von ihren Eltern sagen lassen müssen, mit ihr sei ja nun gar nichts mehr los, ob man sie in der Psychiatrie abgeben müsse? Dafür hatte sie sich eine Entschädigung verdient.
»Was muss ich tun?«
»Mädchen«, antwortete der Programmierer väterlich, »ich gehöre einem Laden an, dessen Motto lautet: *Don’t be evil!* Einmal am Tag muss ich was Gutes tun, okay? Du ziehst am Bahnhof ein bisschen Bargeld für unterwegs, dann setzt du dich in den Zug nach München. Und du versprichst, keine Dummheiten zu machen.«
»Versprochen«, nickte Anna-Katharina.
»Dann fahren wir jetzt nach Altona. Um die Zeit steht schon der

CityNightliner im Gleis. Bin ich auch mal mit nach München gefahren. Ist elend komfortabel.«
Auf den restlichen Kilometern herrschte eine gelöste Stimmung im Humvee. Anna-Katharina interessierte sich plötzlich wirklich für die weißen Kreditkarten, und obwohl sie höchstens die Hälfte von Kingfishs Ausführungen verstand, begriff sie doch, dass *Skimming* zu seinem Aquariumsspiel gehörte. Kingfish schilderte, wie er bei jeder Hotelübernachtung heimlich die Schlüsselkartenhalterungen auf WLAN – Empfang umrüstete – Anna-Katharina wusste weder, was Schlüsselkarten, noch was WLAN – Empfang waren, aber egal … und damit in die Lage versetzt wurde, immer dann Kontodaten auszuspähen, wenn ein Hotelgast irrtümlich seine Kreditkarte oder irgendeinen anderen Datenträger in diese Halterung steckte. Das taten viele Leute. Jene, die ihre Zimmerkarten verlegten, dann aber bei einbrechender Dunkelheit Strom im Zimmer brauchten, und jene, die ihre Kreditkarten, Hausausweise und sonstige ID – Cards lose in der Hosentasche mit sich herumtrugen und rascher zutage förderten als die eigentliche Codecard. Jeden Monat gingen etliche Fänge ins Netz und wurden im Aquariumsspiel verlost.
»Der Computer kann natürlich keine Münzen ausspucken, sondern gibt nur den Zugang zu einem Firmennetzwerk frei«, erklärte Kingfish stolz. »Oder er verrät die Daten einer Kreditkarte. Mit denen kann man im Internet einkaufen. Wenn man will, beschreibt man einen Kartenrohling für Geldautomaten damit, das schaffen selbst Laien. Sieht dann so aus wie die *White Plastics* an der Sonnenblende.«
Dabei ging es den Mitspielern nicht um Geld. Selten wurden mehr als ein paar Hundert Euro oder Dollar abgehoben. Wer sich wirklich als Glückspilz fühlen wollte, musste einen geheimen Zugangscode gewinnen – das war es, was Hacker liebten!
Anna-Katharina fand, dass sie Computer bislang vielleicht doch zu eingeschränkt betrachtet hatte.
In Altona parkte Kingfish den Humvee unweit des Bahnhofs in der Julius-Leber-Straße und brachte dann Anna-Katharina zum Zug. Am Fahrkartenautomaten erstanden beide problemlos ein Erste-Klasse-Ticket nach München, samt Aufschlag für den CityNightliner, dann ließ Kingfish das Mädchen 500 Euro aus einem

freistehenden Geldautomaten ziehen. Auch das klappte auf Anhieb, wenngleich es von einer seltsamen Erscheinung begleitet wurde. Nachdem der Automat den Abhebungswunsch registriert hatte, erschien eine Frage im Display: Wohnen Sie in Rumänien?
Kingfish zuckte mit den Schultern: »Ist ein Bug, taucht immer auf, wenn man wie du vier Nullen eingibt. Weil die Rumänen alle Nullen sind? Keine Ahnung, sag nein!«
Anna-Katharina tippte folgsam auf Nein, und der Automat beförderte ratternd die gewünschte Summe seinen Schacht empor.
»Geldautomaten sind besonders dumme Maschinen«, erklärte der Pole. »Wenn sie frei herumstehen, kann man sie leicht manipulieren. In den Staaten haben sie ein paar Hacker zu Slot-Machines umprogrammiert. Tippte man Schnapszahlen ein, kotzten sie all ihre Geldscheine aus.«
»Räudig!«
Er setzte das Mädchen noch in sein Schlafwagenabteil – Deluxe Single mit Dusche und WC – und kehrte dann beschwingt zum postgelben Humvee zurück.
Es war nicht besonders schwierig, ein guter Mensch zu sein, wenn man Wohltaten auf Kosten anderer verteilte. Sein Zimmer im Hotel Pazific bezahlte er natürlich aus eigener Tasche. Er war reich genug, außerdem verlangte das die Hackerethik. Zugänge, die man öffnete – ob Geldspeicher oder Datenparadiese –, sollten nie der eigenen Befriedigung dienen, sondern ausschließlich den Zielen der Bewegung: Freiheit, Offenheit, Transparenz.
Der Datenschutz ist tot, finden Sie sich damit ab!
Ein wirklich guter Satz, fand Kingfish. Einer für die Geschichtsbücher.

79

INTERMEZZO Paris

Dienstag, 27. Dezember 1768

Die Räumlichkeiten in der Rue Fromenteau boten ausreichend Platz, sich zu galanten Zwecken, zum Glücksspiel oder zur Debatte zurückzuziehen. Ferdinando Galiani hatte aus den 40 Gästen jene zehn erwählt, die er für seine Ansprache als würdig erachtete.
Seit Wochen war er von Fünfgelds Erzählungen beunruhigt.
Dass philosophische Gedanken – abstrakte Spielereien mit den Optionen des Geistes – die Straße erreichten und dort wörtlich genommen wurden, konnte nur Unheil stiften. Wie alle Gebildeten wusste Galiani, der Satz »All men are born equal« formulierte nur einen Anspruch. Er würde nie einlösbar sein, er drückte keine Wahrheit aus. Die Menschen auf der Straße aber gerieten leicht in Wallung, wenn sie begannen, Ansprüche mit Wahrheiten zu verwechseln. Der Neapolitaner hatte die Geschichtsbücher ausgiebig genug studiert, um eine Vorstellung davon zu besitzen, was die Umschreibung von Ansprüchen zu Wahrheiten für Folgen nach sich ziehen konnte. War es nach der Luther’schen Bibelübertragung nicht erst zu Revolten, dann zum Dreißigjährigen Krieg gekommen? Und das nur, weil die Bauern den Protestantismus wörtlich genommen hatten. Wussten die Gleichheitsfreunde nicht – unter ihnen fast alle Enzyklopädisten –, wie leichtfertig sie am Status quo zündelten?
»Messieurs«, eröffnete Ferdinando Galiani seine Rede, nachdem er alle Dienstboten aus dem Raum gescheucht hatte, »ich möchte Sie mit einigen Erwägungen konfrontieren. Ihr Königreich, also Ihr Vaterland, ist in Gefahr. Sie alle kennen mich gut genug, um zu wissen, dass ich die Gnade einer französischen Geburt nur allzu gerne gegen die Bürde meiner schandbaren südländischen Herkunft getauscht hätte. Frankreich ist die Zivilisation, die Zivilisation ist die Sonne, also ist Frankreich die Sonne der Welt – auch wenn wir Neapolitaner uns rühmen, in einem

Monat mehr Sonnenstunden einzusammeln als Paris in einem ganzen Jahr.«
»Dafür werdet ihr auch von Dürreplagen heimgesucht«, grummelte Leclerc de Buffon.
»So ist es. Die Sonne der Zivilisation stiftet ungleich mehr Fruchtbarkeit als die Sonne am Himmel. Doch ist die Sonne am Himmel frank und frei, wohingegen die Sonne der Zivilisation etwas kostet. Je stärker man die Zivilisation durch Künste verfeinert – dazu gehört zweifelsohne auch die Kriegskunst –, desto teurer wird sie. Man muss also von Zeit zu Zeit Schulden tilgen. Das ist Ihrem erlauchten König leider kaum je geglückt. Ich frage Sie aber«, Galiani ließ seinen Blick über die Häupter schweifen, »ist das seine Schuld?«
Der Unbekannte mit den Elfenbeinzähnen hielt den Kopf gesenkt.
»Nein, das ist es nicht! Die Ursachen dafür liegen ein Menschenalter zurück, darum erlaube ich mir, sie zu rekapitulieren. Als der Sonnenkönig im Alter von 77 Jahren verstarb, hatte er seine Söhne und Enkel überlebt. Die Masern, Geißel der Menschheit, raubten Frankreich zweimal kurz hintereinander den Dauphin! So fiel die Krone seinem kindlichen Urenkel zu, Ihrem verehrungswürdigen Ludwig XV. Nun könnte man sagen: Wo ist das Besondere? Auch der Sonnenkönig wurde mit fünf Jahren gekrönt und lenkte dann sieben goldene Jahrzehnte lang die Geschicke Frankreichs. Die Bourbonen sind eben, wenn sie am Leben bleiben, ein von Gott begünstigtes Geschlecht.«
Das zustimmende Gemurmel im Raum wurde von musikalischen Fetzen aus dem Nachbarsalon überlagert. Offensichtlich hatte man nebenan begonnen, die strapaziöse enzyklopädische Materie durch eine leichte musikalische Unterhaltung zu ersetzen.
»Es gibt aber doch eine Besonderheit. Als Ihr erlauchter König im Alter von fünf auf den Thron kam, wurde ihm der Duc d’Orléans zum Vormund bestimmt, dem allerdings einige einschränkende Passagen im Testament des Sonnenkönigs missfielen. Philipp Duc d’Orléans, der Großonkel Ihres erlauchten Königs, strebte die unbeschränkte Regierungsmacht in seiner Hand an. Um sie zu erringen, suchte er das Bündnis mit dem Pariser *Parlement*.«
»Die Franzosen haben ein Parlament?«, wunderte sich der weltläufige Chaim Otto Fünfgeld. »Das war mir unbekannt. Ich dachte, nur die

Briten wären so töricht.«
»Monsieur, von uns stammt sogar der Name!«, rief einer der Anwesenden aus, ein Rhetorikprofessor von der Sorbonne. »Er kommt von *parler*. Die Briten haben ihn nur gestohlen, weil ihre Sprache so schwach und kunstlos ist.«
»Als Diplomat sollte man die Institutionen seines Gastlandes aufmerksam studieren«, ging Galiani dazwischen. »Deswegen weiß ich: Das Pariser *Parlement* macht keine Gesetze. Es ist ein Gericht. Allerdings hat die Grande Chambre, die wichtigste der drei Kammern, in den 400 Jahren ihres Bestehens über Umwege doch Gesetze gemacht … vielmehr verhindert. Der Sonnenkönig stellte diese Nötigung durch den immer frecher werdenden Amtsadel ab.«
Im Schatten der Kronleuchter nickte, kaum merklich, der Gesandte des Königs.
»Leider überdauerte diese Verfügung seinen Tod nicht. Denn Philipp Duc d'Orléans focht das Testament des Sonnenkönigs an, wozu der oberste Gerichtshof seine Zustimmung geben musste. Die Grande Chambre willigte in die Annullierung ein, ließ sich dafür aber ihr altes, vom Sonnenkönig außer Kraft gesetztes Recht des Remonstrierens wieder einräumen. Ein Fluch für jeden nachfolgenden Regenten, übrigens auch für den Duc d'Orléans selbst.«
»Das ist mir zu advokatorisch«, sagte Chaim Otto Fünfgeld. »Remonstrieren, was heißt das?«
»Der König erlässt Gesetze«, erklärte Galiani, »aber sie werden erst gültig, wenn das *Parlement* sie in sein Register eingetragen hat. Zuvor prüft es, ob das neue Gesetz nicht mit einem alten in Widerspruch steht. So etwas kann nach Hunderten von Jahren schon einmal vorkommen! Entdeckt es einen Widerspruch, erhebt es eine sogenannte Remonstranz, und das Gesetz bleibt ungültig, bis es der König abgeändert oder die alte Verordnung aufgehoben hat.«
»Verstehe«, nickte der Händler. »Und irgendwann entdeckte das *Parlement*, dass man auch remonstrieren kann, wenn einem ein Gesetz bloß nicht gefällt, obwohl gar kein Widerspruch zu einem älteren vorliegt.«
Der Professor von der Sorbonne mischte sich erneut ein: »Leider hat Monsieur Galiani recht: Der Duc d'Orléans ließ sich dieses Pfand wieder

aus der Hand reißen.«
»Aber dann ist das *Parlement* in Paris ja mächtiger als das House of Commons in London«, wunderte sich Fünfgeld und schüttelte fassungslos den Kopf.
Galiani widersprach: »Nein, denn der König kann die Mitglieder der Grande Chambre vorübergehend ihres Amtes entheben und dann als oberster Gerichtsherr selbst das Gesetz einregistrieren. Danach setzt er die Kammer wieder in alte Würden, das Gesetz bleibt gültig und unanfechtbar.« Er machte eine Pause. »Was nicht heißt, dass es die Betroffenen auch befolgen.«
»Welche Posse!«, befand Fünfgeld. »Warum entlässt der König die aufsässigen Mitglieder der Kammer nicht gleich für immer?«
Der Gesandte des Königs hob den Kopf. Auf seiner Miene zeichnete sich gespannte Aufmerksamkeit ab.
»Jetzt kommen wir zum kaufmännischen Teil der Angelegenheit«, sagte Galiani. »Wie wir wissen, lebt der französische Staat zum größeren Teil vom Verkauf seiner Ämter und nur zum kleineren von Steuern und Zöllen. Wer jemandem aber das Amt wegnimmt, das er diesem rechtmäßig verkauft hat, schuldet ihm die Rückerstattung des Kaufpreises – wenigstens anteilig nach Zeitwert. Der französische Staat war aber niemals solvent genug, alle böswilligen Amtsinhaber aus ihren Ämtern herauszukaufen.«
Monsieur Ludewig stieß ein kleines, erbittertes Lachen aus.
»Ich fasse zusammen: Der Duc d'Orléans machte es also wie alle weitsichtigen Strategen. Er bezahlte seinen Machtzuwachs nicht mit dem eigenen Geld, sondern mit dem seines Großneffen. Denn mit der Rückkehr des Remonstranzrechtes war klar, dass sich jede Erhöhung des Steuerfußes, jede Erweiterung der Steuerpflicht auf andere als die bisher Betroffenen in einem zähen Machtkampf erschöpfen würde.«
»Schlaues *Parlement!*« Chaim Otto Fünfgeld pfiff anerkennend durch die Zähne. »Denn wenn ich richtig unterrichtet bin, zahlt weder der Hochadel noch der Amtsadel in Frankreich Steuern.«
»Seit 5. Juli 1756 führt jedermann zweimal den Zwanzigsten ab!«, erklang unerwartet scharf die Stimme des königlichen Gesandten.
»Pardon: *Soll* jedermann zehn Prozent seiner Einkünfte abführen«, korrigierte Leclerc de Buffon. »Ob er es tatsächlich tut, steht auf einem

anderen Blatt. Und jedermann heißt: Alle außer dem Klerus. Nicht wahr, *Abbé* Galiani?«
Der Angesprochene überhörte es huldvoll. »Oh, meine hochwohlgeborene Existenz ist kostspielig«, karikierte er die Betroffenen. »Wo soll ich da Geld für die Aufwendungen des Regenten herbekommen? Nein, sie zu finanzieren ist Aufgabe der Bürger, Pächter und Bauern!«
Ein vernehmliches Murren ging durch den Raum. Galiani hatte tunlichst darauf geachtet, nur entlassene Offiziere, Männer des Geistes und Angehörige der Kaufmannschaft ins Chambre séparée zu bitten.
»Das alles ist ein Menschenalter her, aber es verantwortet bis heute, dass Ihr allergnädigster König einen Staat regiert, der unaufhörlich Kosten produziert, ohne zugleich seine Einnahmen steigern zu können. Es ist die Folge des eigensüchtigen Verhaltens eines Einzelnen. Für wenige Jahre der eigenen Machtfülle ließ er seinen Großneffen ein Leben lang bezahlen, mit ihm ein ganzes Volk.«
»Das ist wahr«, sagte Monsieur Ludewig, nun wieder fast unhörbar. »Aber so wahr es ist, es kann nicht ungeschehen gemacht werden.«
»Das wiederum«, widersprach Ferdinando Galiani, »ist unwahr. Zwar kann man die Vergangenheit nicht ändern. Aber man kann in der Gegenwart etwas tun, das die Folgen der Vergangenheit mildert.«
Madame d'Epinay riss die Tür auf und rief ein lautes »Nun aber Schluss mit allem Trübsinn!«. Ihr auf dem Fuße folgten Musiker mit Bratschen und Klarinetten, und binnen Sekunden bot das Chambre séparée nicht den kleinsten Raum mehr für Gedanken. Monsier Ludewig kam am kleinwüchsigen Neapolitaner vorbei. Er öffnete den Mund – und schloss ihn wieder. Dann ging er ohne ein Wort hinaus.
Man kann gar nicht streng genug über die Zaghaftigkeit urteilen, dachte Galiani. Von allen Sünden der Menschen ist Zaghaftigkeit die unbekannteste, doch jene mit den schlimmsten Folgen.
»Nach dem Concerto geht es weiter!«, rief er in die Menge.
Keiner hörte ihm mehr zu.

80

Freitag, 30. Juli, 21 : 00

Als Nikolaus Holzwanger gegen neun seinen Hausausweis unter den Türscanner der verwaisten Hamburger Toggle-Filiale hielt, rechnete er insgeheim damit, dass ihm die elektronische Schließanlage den Zutritt verwehrte. Doch das Gegenteil war der Fall. Holzwanger konnte auf allen drei Etagen die Türen mit seiner Karte öffnen.
Er war jetzt Herr über 160 Angestellte.
Ein leichtes Frösteln überkam ihn, während er die leeren Flure zu Melissas Zimmer entlangschritt. Dort schaltete er alle verfügbaren Lampen an und begann, mehrere Schichten Nippes von den Regalen abzutragen und in den Papierkorb zu werfen. Er kam sich wie ein Grabschänder vor.
»Tut mir leid, Melissa«, murmelte er. »Aber das halte ich keinen Tag aus! Früher hat mich dein Kitsch geärgert, jetzt deprimiert er mich.«
Nach mehreren Märschen zum Hauptmüllcontainer im Putzraum starrten ihn leere Regale an. Bedrückt sah er zu Melissas Schreibtisch hinüber. Dort stand immer noch ihr ganz persönlicher Computer. Er musste ihn jetzt hochfahren.
Im Gegensatz zum Chaos auf ihrem Schreibtisch war Melissas elektronischer Desktop vorbildlich aufgeräumt. Alle Toggle-Projekte lagen in eigenen Unterordnern, doch verbargen sie keinerlei Enthüllungen. Jedenfalls nicht, soweit seine Stichproben reichten. Eher unbeabsichtigt klickte er auf ein unscheinbares grafisches Symbol. Kannte er es nicht irgendwoher?
In einem separaten Fenster öffnete sich jenes Proggie, das er sechs Wochen zuvor selbst entwickelt und dann im Trubel um Toggle Books wieder vergessen hatte. Hatte er Melissa eine Kopie davon überlassen? Oder war sie heimlich an seinen Computer geschlichen und hatte es sich auf einen USB – Stick gezogen?
Wie damals schwammen Kolonnen seltsamer Worte an ihm vorbei.
Gilanstrosteida. Philoydia. Syndoneria. Alipodiana.
Plötzlich kam ihm eine Idee. Sie war so naheliegend, dass er sich

wunderte, sie erst jetzt zu haben. Was passierte eigentlich, wenn er selbst eines dieser Worte in den Suchschlitz bei Toggle eingab?
Syn…do…ne…r…i…a.
Keine Fundstellen. Natürlich! Sein Proggie bezog sich ja exakt auf diesen Umstand. Allerdings irritierte ihn, dass die Suchmaschine keinerlei Alternativen vorschlug. Das tat sie sonst bei den abstrusesten Tippfehlern. Spielerisch nahm er den ersten Buchstaben des Kunstworts weg: *yndoneria*. Jetzt erwachte Toggle zum Leben: »Meinten Sie *Döneria*?«
Das meinte Holzwanger zwar nicht, bekam aber dennoch zwei Fundstellen serviert. Die erste führte zu einem Szenesprachen-Wiki, die zweite zu einem Döner-Imbiss in Cuxhaven. »Willkommen in der Döneria«, verkündete der Link. »Der erste Kebabservice im Internet mit Königsfischdöner im Sesamschließdichteig.« Holzwanger klickte darauf.
Error 404 – file not found.
Dumme Spielerei.
Die Zeit lief Holzwanger davon, und er wusste nicht, wonach er überhaupt suchen sollte. Unstimmigkeiten, hatte Weinberger gesagt, abweichende Muster! Vielleicht sollte er den Bildschirm wie eine Röntgenaufnahme analysieren? Holzwanger kniff die Augen zu einem Schlitz zusammen, lehnte sich weit zurück und musterte die Ordnerstruktur auf dem Desktop noch einmal eingehend.
Toggle Democracy.
Das hatte er beim ersten Mal übersehen. Was war Toggle Democracy? Er öffnete das betreffende Verzeichnis. Leer. In Valley Hills musste es gerade Mittag sein. Er wählte Weinbergers Nummer. Der Chefstratege war sofort dran.
»Nic! Schön, dass du anrufst. Was gefunden?«
»Kennst du ein Projekt Toggle Democracy?«
»Nie gehört. Hat es einen Registriercode?«
»Registriercode?«
»Alle offiziellen Arbeitsgruppen tragen einen Registriercode. Steht auf allen Rundmails, in allen Notizen, einfach überall.«
»Ich hab nur einen leeren Ordner mit dieser Beschriftung entdeckt.«
»Im Computer oder im Regal?«
»Im Computer.«

»Irrelevant«, tönte es enttäuscht aus dem Hörer. »Aktenordner beschriftet man, weil es etwas abzuheften gibt. Im Computer legt man auch Verzeichnisse an, die man nie füllt. Was verraten Melissas E-Mails?«
Holzwanger fühlte sich ertappt. »Die hab ich noch nicht angeschaut.«
»Tu das!«
»Vergiss nicht, ich bin jemand, der keinen Hinkenden überholt«, brachte Holzwanger zu seiner Entschuldigung vor. »Ich muss erst meine Schamgefühle überwinden, bevor ich zum Spitzel werde. War Melissa nicht überhaupt dein Patenkind?«, begehrte er plötzlich auf. »Du musst doch etwas über ihr Leben wissen!«
Der Bildschirm verwandelte sich in ein Aquarium. Ein paar sehr bunte Fische schwammen herum und glotzten Holzwanger mit stumpfen, großen Augen an.
»Nic, ich habe fünf Kinder, und ich weiß nicht mal, was die treiben«, erklang es aus dem Hörer. »Wenn mein ältester Sohn in Afghanistan fällt, erfahre ich das eher von alten Kameraden als von meiner zweiten Exfrau. Kinder verschwinden, wenn man älter wird. Scheidungskinder sowieso, und Patenkinder sind wie Zeitschriftenabonnements: Man zahlt einmal im Jahr für sie und kommt dann nicht dazu, sich ihnen zu widmen.«
Die Worte erzielten eine andere Wirkung als beabsichtigt: Statt Holzwanger anzuspornen, demotivierten sie ihn. Es war falsch, den neuen beruflichen Abschnitt zulasten der Familie zu beginnen. Es war falsch, seine Kinder nicht selber ins Bett zu bringen, sondern das Pia zu überlassen.
»Die Mails!«, mahnte der Amerikaner, als könne er über 9000 Kilometer hinweg Gedanken lesen. Seine Stimme klang pessimistisch: »Ich glaube allerdings nicht, dass du was findest. Die Unstimmigkeiten rühren woanders her.« Im Hintergrund klingelte ein zweites Telefon. Er fluchte. »Nic, das ist Grin oder Cage. Ich muss aufhören.«
Holzwanger nickte und legte auf.
Sollte er sich Weinbergers Anweisung widersetzen und Melissas Totenruhe akzeptieren? Oder sollte er Weinbergers Order ausführen und die Totenruhe stören? Er entschied sich, einmal kurz seinen Blick über Melissas Mailverzeichnis schweifen zu lassen, Mustererkennung, mehr

nicht!
Er griff zur Maus.
Doch hinter den Fischen lag nichts mehr.
Error 404 – Life not found.

81

INTERMEZZO Paris

Dienstag, 27. Dezember 1768

Zusätzlich zu den Dienern und Musikern hatte Madame d'Epinay eine Handvoll Gaukler engagiert. Sie balancierten auf der Grenze zwischen Anstand und Anzüglichkeit, indem sie den Damen brennende Kerzenstummel in die Dekolletés zauberten, um sie dort von den Männer ausblasen zu lassen. Das Gekreische war *scandaleuse*, Ohnmachten kündigten sich an. Unter normalen Umständen hätte sich Ferdinando Galiani an diesem lüsternen Treiben beteiligt, doch beobachtete er mit Sorge, wie sich Monsieur Ludewigs Miene verzerrte. So trat er zu ihm ins Halbdunkel, in das sich der Gesandte erneut geflüchtet hatte. Er musste ihn beschwichtigen.
»Sire«, flüsterte Galiani, »ich habe in jungen Jahren ein System entwickelt, das Frankreich, wie mir vor wenigen Tagen klar wurde, heute retten kann.«
»Sie gelten als scharfsinnig«, überwand der Unbekannte seine Zurückhaltung. Er sprach beiseite. »Der König hat Ihre Schriften gelesen. Er war von *Della Moneta* beeindruckt und wollte Ihre Ratschläge zur Getreidetrocknung befolgen.«
»Wollte?« Galiani runzelte die Stirn.
»Er konnte sich nicht durchsetzen.«
»Er kann sich nie durchsetzen! Er ist ein Schwächling!«
»Er … er wägt so viele Argumente ab, dass er anschließend nicht mehr weiß, welches das einzig richtige ist. Das macht ihn schwach, aber es macht ihn auch demütig. Und Demut ist die Stärke der Frommen.«
Galiani spürte, wie der Fisch an seiner Angel zuckte. »Es gibt Stärke, die auf roher Kraft beruht«, nickte er. »Das ist die gewöhnliche Stärke unserer Welt, und diese lässt der allergnädigste König missen. Doch Sire – meiner Ansicht nach gehört sie der Vergangenheit an! Gewiss, unsere Vorfahren regierten damit. Zur Not hieb ein Pedro der Grausame

seinen Gegnern selbst den Kopf ab, denn er wusste, dass das Schwert ihm Ruhm verschaffte, nicht kluge Regeln, die er aufstellen würde. Aber heute, Sire – schauen Sie sich um! In den Hinterhöfen von Paris arbeiten Manufakturen mit mechanischen Kräften. Mit geliehener Stärke! Sie sind darin erfolgreicher als jene, die sich auf ihre eigene Stärke verlassen. Und ein Offizier der königlichen Artillerie, so munkelt man, wird binnen Kurzem einen Dampfwagen präsentieren, der jedes Ochsengespann an Kraft übertrifft.«
»Monsieur Cugnot«, murmelte der Unbekannte. »Das ist bekannt. Er handelt im Auftrag des Kriegsministeriums.«
»In solchen Zeiten wandelt sich die Auffassung von Stärke«, fuhr Galiani fort. »Denn die Kraft des Dampfwagens kommt nicht mehr von der Faust. Sie resultiert aus der Stärke des Kopfes, der die Pläne dazu ersann. Was kann also der stärkste Mann gegen die Kraft der Maschinen erreichen? Nichts, Sire! Bald wird das Volk jenen Mann, der drohend die Fäuste erhebt, nur noch auslachen, während es jenen bewundert, der mit der Kraft des klugen Geistes herrscht.«
»Dem würde der König beipflichten«, raunte der Unbekannte. »Aber wann bricht diese Zeit an, in der sich Klugheit mehr Respekt verschafft als das Schwert?«
Galiani wog nachdenklich seinen Kopf. »Nun, ist sie nicht schon längst angebrochen? Nehmen wir die Grande Chambre im *Parlement*, die dem König das Leben so schwer macht. Hat sie überhaupt die Stärke dazu? Wie viele Köpfe zählt sie?«
»41.«
»Kaum denkbar, dass der König nicht mit 41 Männern fertigwürde. Er besitzt Armeen, die ein Tausendfaches an Soldaten umfassen.«
»Herr im Himmel!«, erschrak der Unbekannte. »Niemand würde die Hand gegen eine Institution erheben, die mehr als 400 Jahre alt ist!«
»Sehen Sie? Die Macht der Regel ist der Kraft des Schwertes schon jetzt überlegen! Denn Regeln sind mächtiger als Machthaber und mächtiger als jede Gewalt. Man muss mit der Waffe der Regelsetzung fechten, nicht mit der Gewalt des Schwertes.«
»Sie haben da … eine Idee?«
»Die Lösung«, sagte Galiani und versuchte, sich blitzschnell vor den Unbekannten zu schieben. Denn er sah einen Gaukler auf sie beide

zukommen. Mit einem Schubs wurde der kleine Neapolitaner jedoch weggestoßen und Monsieur Ludewig in die Mitte des Raumes gezerrt. Dort schrie eine Matrone mit einem Ausschnitt bis nahe zum Bauchnabel vor wollüstiger Erregung. Vielleicht quälte sie die Kerzenflamme tatsächlich, vielleicht erhoffte sie sich von ihrem herbeigeschleppten Kavalier mehr als nur einen kurzen Luftstoß aus geblähten Backen. Madame d'Epinay erkannte das aufziehende Unheil ebenfalls, warf sich vor die Matrone und riss ihr die Kerze aus dem Dekolleté. »Majestät«, stammelte sie unterwürfig, doch da war Monsieur Ludewig schon im allgemeinen Durcheinander untergetaucht.
Galiani spürte seinen Ärger bis unter die Haarwurzeln.

82

Freitag, 30. Juli, 22 : 00

Im Hotel Pazific entnahm Janek Jabłoński seiner Reisetasche ein kleines Feinmechanikeretui und montierte die Schlüsselkartenhalterung neben der Tür ab. Dann präpariere er das Innenleben der Plastikschale mit einer elektronischen Schaltung und machte die Konstruktion mit Sekundenkleber wieder an der Wand fest. Er fuhr seinen Computer hoch, steuerte den Internetdienstleister WPA – Cracker an und ließ ihn das Passwort des hoteleigenen WLAN knacken. Die siebzehn Dollar, die die Rechenzeit im Cloud Computing kostete, ließ er von einer seiner Aquariumskarten einziehen. Sie flossen zum größten Teil einem Onlinebuchhändler zu, der auf diese Art ein hübsches Nebengeschäft für seine unausgelastete Rechnerinfrastruktur verbuchte. Nun musste Kingfish nur noch seine kleine Datenreuse auf den WLAN abstimmen, dann konnte er ihn von überallher via Internet ansteuern. Zum Abschluss kramte er aus einer Plastiktüte ein paar übel riechende Kleidungsstücke heraus, drapierte je eines im Badezimmer und unter der Bettdecke und rief bei der Rezeption an.
Da das Pazific ein Fünf-Sterne-Haus war, konnte es sich der Portier nicht erlauben, die Integrität des Gastes in Zweifel zu ziehen. Mängel fielen immer aufs Hotel zurück.
Die Verwanzung des zweiten Zimmers erfolgte nach gleichem Muster, nur dass die Plastiktüte diesmal eine gammelige Fischkonserve enthielt, die zufälligerweise den Minibar-Kühlschrank verunzierte. Als Janek Jabłoński im dritten, deutlich größeren Zimmer sein Handwerkszeug auspackte – er hatte inzwischen ein Upgrade erhalten, was für die Ausbeute nicht unbedeutend war, erst Suiten beherbergten wirklich interessante Kartenbesitzer –, klingelte sein Handy. An der Nummer erkannte er einen Mitspieler. Anrufe waren uncool. »Eh?«, gab Kingfish daher die kürzestmögliche Begrüßungsformel von sich.
»Scheiße ist’s«, ertönte es am anderen Ende. »Mein erster Tripel, und dann das!«
»Eh?«, wiederholte Kingfish.

»Geht nicht! Code kaputt.« Es war schlecht zu verstehen.
»Mann, sprich deutlicher!«
»Geht nicht! Hab einen Zahn verloren. Immer noch angeschwollen.«
Jetzt erkannte Kingfish die Stimme. Sie gehörte dem lästigen Journalisten, der nach jedem Gewinn anrief, um bessere Konditionen auszuhandeln. Kreditkartennummern interessierten ihn nicht, er begehrte stets Zugang zu interessanten Netzwerken. Zweimal hatte sich Kingfish schon darauf eingelassen, doch beim Tripel – dem einzigen wirklichen Infocodegewinn des Journalisten – hatte er aus Rache den Spieß umgedreht. Der vermeintliche Zugangscode zu einer russischen Investmentfirma gehörte zu einer gewöhnlichen Kreditkarte.
»Brauchst halt einen Quadrupel«, raunzte er ungehalten.
Quadrupel waren sehr, sehr selten. Wenn tausend Menschen tausend Jahre vor ihren Bildschirmen saßen, sahen sie einmal kurz vier gleiche Fische am virtuellen Ort zusammentreffen. Wenn es ihnen dann nicht gelang, sie in zwei Sekunden hintereinander anzuklicken, war ihre Chance schon wieder verpufft.
»Komm schon! Ich will’s nicht für mich haben. Du weißt, dass ich den ganzen Kram bei Wikileaks einstelle.«
Das konnte sogar stimmen. Trotzdem nervte der Typ Kingfish einfach nur. »Okay, aber dann steigst du aus dem Spiel aus!«
»Waaas?!«
»Du kriegst deinen Tripelgewinn, aber ich sperre dich. Für … vier Wochen.«
Man hörte ein seltsames Pfeifgeräusch. Es rührte wohl daher, dass der Journalist seinen Atem durch die Zahnlücke blies. »Gut, vier Wochen. Danach bin ich wieder dabei.«
»Kriegst ’ne Mail.«
Kingfish packte seufzend sein Notebook aus, suchte die richtigen Zugangsdaten zur russischen Investmentfirma, schickte sie dem Journalisten und markierte die Kreditkartendaten auf seiner Übersichtsliste wieder als unbenutzt. Es war eine banale American Express Gold, doch überkam Kingfish dabei eine sentimentale Anwandlung. Nach ungewöhnlich langer Geduldsprobe war sie sein erster Fang in Schloss Mellau gewesen, Südflügel, zweiter Stock, während des Toggle-Spektakels um die Buchsuche. Die Fangreuse hatte

er ein paar Wochen zuvor installiert.
Er holte einen Harzer Käse aus seiner Tasche. Ab der dritten Manipulation wurde es riskanter. Manche Hotels rochen den Braten dann, und er musste eigenes Geld einsetzen, um Zugang zu einer Suite zu erhalten. *But no risk, no fun!* Fünf Reklamationen bei einem Besuch waren eine Frage der Ehre. Er griff zum Hörer des Zimmertelefons.

83

INTERMEZZO Paris

Dienstag, 27. Dezember 1768

»Sie müssen Frankreich retten«, sagte Ferdinando Galiani. »Sie und niemand anderes.«
Er hatte Monsieur Ludewig an einem delikaten Ort ausfindig gemacht, im *Ruelle*, dem intimen Bereich vor der Schlafstatt der Madame d'Epinay. Beide waren sie allein.
»Ich mache mir ernsthafte Sorgen. Gewiss, morgen oder übermorgen werden wir noch keine Aufstände erleben, aber was Kaufmann Fünfgeld von seinen Reisen erzählte, lässt wenig Gutes hoffen. Es gärt in der Welt! Und unsere wackeren Aufklärer mit ihren Enzyklopädien tragen kaum dazu bei, diesen Gärprozess zu kontrollieren. Sire, nicht Champagner wird uns am Ende erwarten, sondern Essig!«
»Darüber habe ich nachgedacht«, erklang es aus dem Munde des Unbekannten. »Demokratie ist unmöglich.«
Die Unerschrockenheit, mit der er das verpönte Wort aussprach, ließ Galiani zum ersten Male daran zweifeln, ob es sich bei seinem Gast wirklich um denjenigen handelte, den er hinter der dicken Schicht Gesichtspuder vermutete. Gemessen an den auf allen Märkten kursierenden Kupferstichen existierte eine Ähnlichkeit. Aber Galiani war zu unbedeutend, um jemals nahe genug an das lebende Original herangekommen zu sein. Und ob die Gerüchte stimmten, der König entfliehe seit Jahrzehnten immer wieder seinem Hofstaat, um andernorts Anregungen zu empfangen, wusste niemand mit Bestimmtheit zu sagen.
»Demokratie ist unmöglich, weil das Oben und das Unten der göttlichen Ordnung entspricht. Sonst gäbe es keinen Himmel über uns und keine Hölle unter uns.«
»Das ist stichhaltig«, pflichtete Galiani bei. »Aber es ist keineswegs gesagt, auf wie vielen Schultern sich das Oben und das Unten verteilen muss. Ich sehe Demokratie als ein System, in dem es Völker gibt, die

insgesamt das Leben von Adeligen führen, während andere Völker dafür werden aufkommen müssen. Das göttliche Oben und Unten bleibt dabei gewahrt, in größeren Relationen freilich. Die Frage ist, ob Frankreich zu den Völkern gehört, die sich Adelsprivilegien für jedermann leisten können … oder ob alle Franzosen zu Domestiken herabsinken? Ich persönlich würde dies nicht erproben wollen.«
»Sie glauben, uns drohen republikanische Zustände? Obwohl Demokratie unmöglich ist?«
»Ich glaube, dass ein Staatsbankrott bevorsteht, der alle vernünftigen Voraussagen über die weitere Zukunft unwägbar macht. Ich glaube, dass die Verteilung der Steuerlasten neu geregelt werden muss und dass sich der König dazu einer Formel bedienen sollte, die mir – in untertänigster Bescheidenheit – vor fünfzehn Jahren zugefallen ist.«
»Wie soll der König je schaffen, die Steuerlasten neu zu verteilen? Seit einem halben Jahrhundert reibt er sich daran auf, ohne einen nachhaltigen Erfolg zu haben.«
Galiani nickte wissend. »Lassen Sie den König seine 41 Widersacher in der Grande Chambre ausmanövrieren, indem Sie die Regeln dort ändern«, sagte er. »Der Schlüssel dazu liegt in der Stimme. Jeder Richter hat eine Stimme, entschieden wird mit einfacher Mehrheit?«
Der Unbekannte konsentierte mit einem Kopfnicken.
»Der König braucht also 21 Stimmen, um eine Regeländerung durchzusetzen. Er soll sie sich kaufen!«
»Monsieur! Stimmen zu kaufen –«
Galiani schnitt ihm das Wort ab: »Das ist eine alte Gewohnheit. Kein deutscher Kaiser wurde je ohne Stimmenkauf gewählt, kein Kardinal zum Papst erkoren, ohne dass Bestechungen vorangegangen wären.«
»Sie sehen mich nicht moralisch empört. Stimmen zu kaufen, hat der König fünfzig Jahre lang versucht. Aber niemand verkauft seine Stimme, wenn er im Gegenzug dafür Steuerprivilegien einbüßt. Der Preis wäre unbezahlbar.«
»Deswegen kauft man die Stimme auch nicht zur Änderung der Steuergesetze, sondern zur Reform des Abstimmungsmodus. Dieser Preis wird weitaus moderater sein.«
In diesem Moment wurde die Tür zum Schlafgemach aufgerissen. Ein erhitzter Kopf mit verrutschter Perücke schob sich durch den Spalt,

verschwand aber unter den strafenden Blicken des Gastgebers sofort wieder. Monsieur Ludewig hatte Schutz hinter einem Paravent gesucht.
»Was ist mit der Änderung des Abstimmungsmodus in der Grande Chambre?«, hörte man ihn fragen.
»Wir müssen uns vom Prinzip Ein Mann, eine Stimme verabschieden«, erklärte Galiani. »Es stammt aus der Antike und verkörpert einen völlig verfehlten Gleichheitsgrundsatz.«
Der Unbekannte trat wieder ins Licht. »Aber was hat ein Mann, wenn er keine Stimme mehr hat?«
»Er hat keine *volle* Stimme«, präzisierte Galiani. »Nicht zwingend, sondern entweder einen Bruchteil oder ein Vielfaches davon, je nach Lage der Dinge.«
»Welcher Dinge?«
»Das, Sire, ermittelt meine Formel. Ich habe verschiedene Algorithmen entwickelt, die den Wert einer Stimme für den Augenblick ermitteln. Er kann zwischen null und unendlich schwanken. Die Abstimmung wird wie gehabt durchgeführt, und die Mehrheitsverhältnisse gelten wie gehabt. Nur nicht auf Basis ganzer, sondern auf Basis brüchiger und zuweilen bröckelnder Stimmen.«
Monsieur Ludewig dachte nach. »Was soll der König tun?«
»Er kauft sich 21 Richter, die mit ihrer Mehrheit die Neuregelung des Stimmgewichts durchsetzen. Sie werden dies tun, weil man ihnen erklärt, dass der Inhalt ihrer nun deutlich volleren Geldbörsen ihr Stimmgewicht erhöht. Sobald die Neuregelung gilt, legt der König neue Steuergesetze zur Registrierung vor.«
»Womit er wieder scheitern wird.«
»Warten Sie!« Galiani hob beschwichtigend die Hände.
»Selbstverständlich lehnen alle 41 Richter mit fadenscheiniger Begründung die Registrierung ab. Doch was sind ihre Stimmen wert? Die der 21 Richter – nichts! Denn die Formel enthält eine Klausel, der zufolge ein zuvor erfolgter Stimmenkauf den Multiplikator null erzwingt. Und die Stimmen der anderen 20? Sie sind keine Steuerzahler, ergo ist ihr Wert für die Gemeinschaft gleich null, ergo ihr Stimmenwert auch nicht größer als null.«
Der Gesandte des König dachte lange nach. Dann schüttelte er den Kopf: »Ich sehe die Lösung nicht! Dann scheitert die Abstimmung durch den

Mangel an Stimmen.«
»Die Lösung liegt in jenem einen Mann aus den 41, den der König für sich gewinnen muss! Jenen einen, der bereit ist, schon vor der Abstimmung einen minimalen Bonus an die Staatskasse zu leisten. Vielleicht kauft er ein Fass karibischen Branntweins und verzollt ihn ordnungsgemäß? Damit würde ihn die Formel auf ein Niveau über null heben. Er allein entschiede dann über des Königs Vorlage.«
»Die er dennoch nicht registrierte, da sie auch ihn des Steuerprivilegs beraubte.«
»Aber warum denn?«, lächelte Galiani maliziös. »Diesem einen tapferen Manne gewährt der König in seiner unendlichen Huld anschließend eine Ausnahme von der Besteuerung. Das ist ein persönlicher Gnadenerweis, der das allgemeine Recht nicht bricht.«
»So könnte es gehen«, murmelte der Mann. »Monsieur Galiani, Sie sind brillant! Wozu haben Sie sich das vor fünfzehn Jahren ausgedacht?«
»Jugendliche Grillen«, antwortete Galiani achselzuckend. »Ich wollte den *Prix de morale* der Académie de Dijon gewinnen. Die Ausschreibung 1754 über den *Ursprung der Ungleichheit unter den Menschen.*«
Die Miene des königlichen Gesandten verfinsterte sich augenblicklich.
»Sie sind ein Verbündeter des Staatsfeinds Rousseau?«
»Ganz im Gegenteil, ich verabscheue –«
»Monsieur, Ihr Plan ist unfranzösisch! Er ist Ausdruck tiefster südländischer Verworfenheit! Kein Regent von Ehre wird je seinen Amtsadel mit solch jesuitischen Methoden betrügen. Ich werde dafür sorgen, dass weder Ihre Schriften noch Sie selbst jemals dem König wieder unter die Augen kommen.«
Der Unbekannte verließ mit vor Empörung bebender Brust die *Ruelle* der Madame d'Epinay. Man hörte ihn im Gang laut nach einem Diener rufen, wenige Minuten später fuhr die prächtig geschmückte Berline vom Haus in der Rue Fromenteau fort.
Galiani biss sich auf die Lippen, bis Blut kam. Sollte dies wirklich der leibhaftige Ludwig XV. gewesen sein, dann waren seine Tage in Paris gezählt. Wie ungemein dumm, dem Unbekannten seine Jugendsünde zu beichten!
Jetzt stand ihm der Sinn nach einer ordinären Leibesübung. Doch die

Epinay war nirgends zu finden.

84

Freitag, 30. Juli, 12 : 30

Die Sonne stand hoch am Himmel, als sich die beiden Fluglotsen des Muffat Airfields auf eine längere Mittagspause einstellten. Da sich die Flugbewegungen des kleinen militärischen Landeplatzes an einer Hand abzählen ließen und sich die eine zivile Landung des Tages schon vollzogen hatte, kam es einer Sensation gleich, als eine zweite Privatmaschine um 12 : 33 Uhr die Landeerlaubnis erbat. Zumal die Gulfstream G550, die 12 000 Kilometer ohne Betankung fliegen konnte, am Heck das Hoheitszeichen der russischen Föderation trug.
»Scheiße!«, ächzte einer der Fluglotsen. »Ist das Pearl Harbour 2.0? Diesmal mit Russen? Aber warum fliegen die aus dem Osten ein und nicht nördlich über Sibirien und Alaska?!«
Der zweite Fluglotse blieb ruhig: »Da ist vorhin ein Fax mit einer Sondererlaubnis eingelaufen.«
»Arbeiten wir hier eigentlich noch für die Air Force, oder stellt inzwischen Toggle unsere Gehaltsschecks aus?«
»Das kam nicht von Toggle, das kam von …« Der zweite Fluglotse strich das lappige Faxpapier glatt. Er mochte diese überholte Technologie, aber er war auch zwanzig Jahre älter als sein Kollege. »… von Myface.«
»Die jetzt auch noch! Ich hab das Gefühl, Landesverteidigung zählt gar nichts mehr! Nur noch, was sich im Internet tut.«
Der Ältere musterte den Jüngeren: »Hast du keinen Myface-Account?«
Der Jüngere errötete. »Jeder hat das«, wehrte er ab. »Ist doch nicht verboten! Es gibt ein Leben nach Dienstschluss.«
Der Ältere nickte. »So denken 600 Millionen Menschen. Wenn Myface eine Armee wäre, müssten sogar die Chinesen vor ihr kapitulieren. Schon komisch, dass wir das Internet erfunden haben, aber gar keine Konsequenzen daraus ziehen wollten.«
»Wir Amerikaner? Aber hallo! Myface ist so amerikanisch wie die Los Angeles Lakers!«
»Wir Militärs. Einfach so erfunden und an die Öffentlichkeit

verschleudert. *Das* ist Pearl Harbour 2.0.«
Wenige Kilometer Luftline davon entfernt saß Samyia Prakesh in ihrem Toggleplex-Büro und rang mit sich. Monate harter Arbeit lagen hinter ihr, und der Gedanke, dass all dies womöglich von einem Außenstehenden gesteuert worden war, machte ihr schwer zu schaffen. Noch schwerer wog jedoch der Umstand, sich aus dem Projekt Pandemie zurückziehen zu müssen. Programmierer waren wie Schriftsteller. Sie liebten ihre Materie und gierten nach Öffentlichkeit. Ein vollendetes Werk mit der Löschtaste zum Verschwinden zu bringen, brachte kaum einer übers Herz.
Besaß Samyia Prakesh nicht alle nötigen Administratorenrechte, um die Formel zu launchen?
Weil sie sich dennoch ein bisschen im Unrecht fühlte, präsentierte sie Toggle Democracy nicht auf der Ebene der Suchmaske, sondern versteckte es drei Ebenen tiefer. Auf der Startseite musste man den Button ›more‹ anklicken, dann im sich öffnenden Fenster einen zweiten Button ›even more‹ aktivieren, und erst wer hier noch einen Schritt weiterging, stieß auf ein Sammelsurium mehr oder minder ausgereifter Produkte, unter denen sich brandneu das Icon Tod befand.
Ob sich überhaupt jemand dorthin verirrte?
Wenn nicht, hatte Samyia Prakesh zumindest getan, was sie konnte. Ein Gefühl der Erleichterung durchströmte sie. Es war gut, sich als Mensch in die Arme einer größeren Macht zu begeben: Gott oder die Öffentlichkeit.
Jewgenij Jacob Fünfgeld und sein Schweizer Sekretär warteten ungeduldig auf dem Rollfeld. Normalerweise stand schon eine Limousine bereit, während die Gulfstream noch in der Luft kreiste. Aber der Gründer von Myface war für seine Ruppigkeit berühmt. Man sagte ihm nach, dass er sich für den größten Programmierer aller Zeiten hielt, obwohl ihn viele aus seinem Umfeld des Ideenklaus bezichtigten.
»Ein reicher Mann ist ein armer Mann mit viel Geld«, philosophierte der Oligarch. »Wer diese Weisheit nicht beherzigt, wird irgendwann nur noch ein armer Mann sein.«
»Denen ist doch allen hier ihr Geld zu Kopf gestiegen«, meinte Urs-Albert Flüeli verächtlich. »Und wofür kriegen sie ihre Millionen? Für primitive Internetspielereien.«

»Wir wollen nicht ungerecht sein«, widersprach der Oligarch. »In Russland ist sehr viel mehr Leuten ihr Geld zu Kopf gestiegen. Prozentual gesehen schneiden die Amerikaner dabei noch gut ab.« Er sah auf die Uhr. »Wir werden in genau 30 Minuten wieder abheben, wenn uns bis dahin niemand aufgelesen hat. Dann ändern sich unsere Pläne.«
»Nicht aber unsere Ziele!«
»Ziele ändern sich nur, wenn man das selbst anstrebt.«
Nach 28 Minuten fuhr ein wuchtiger schwarzer Cadillac Escalade vor und lud die beiden Geschäftsleute ein. Dem farbigen Chauffeur war offensichtlich nicht gesagt worden, er solle sich entschuldigen, und der Oligarch verzieh ihm in gleicher Weise, wie er allen Angestellten kleine Fehler nachsah. Doch seinem Gastgeber konnte er das schlechte Benehmen nicht durchgehen lassen. Angemessene Umgangsformen gegenüber Milliardären erforderten ein Minimum an Hellseherei. Dass die Gulfstream G550 durchgängig Rückenwind gehabt hatte und deswegen etwas früher gelandet war, musste man einfach wissen. Es ließ sich den Wetterdaten entnehmen. Unwissenheit bewies Machtlosigkeit, und Unwissenheit in einem Internet-Startup stellte eine absurde Steigerungsform von Ohnmacht dar.
»Wie werden es die Amerikaner aufnehmen, wenn Myface russisch wird?«, fragte Flüeli.
Der Oligarch zuckte mit den Schultern: »Eindeutigkeiten zu vermeiden ist die größte Kunst des gelungenen Geschäfts.«
Wie sehr er sie beherrschte, bewies schon diese Antwort.

Sechster Teil

Kryptoi philoi

85

C.

Sonntag, 2. August, 9 : 00

Seit den Tagen des Kalten Kriegs, als Harry S. Truman das 33. Präsidentenamt der Vereinigten Staaten ausübte, bekam der mächtigste Mann der westlichen Welt allmorgendlich den PDB serviert, den *President's Daily Brief*, ein maximal doppelseitiges Bulletin des Director of National Intelligence. Selten musste sich ein Präsident deswegen beim Kaffee verschlucken, denn wie allen Ritualen wohnte dem PDB die Tendenz zur Verflachung inne. Was an jedem Tag eines jeden Jahres erschien, konnte trotz seiner Klassifikation als sensibelstes Regierungsdokument der USA nicht ständig Sensationen enthalten. Immerhin hatte sich, da russische Aktivitäten nur noch jedes achte bis zehnte Briefing bestimmten, die Wahrnehmung des amtierenden Präsidenten so weit verschoben, dass er an diesem Sonntag über einen bestimmten Satz im ansonsten gähnend langweiligen PDB stolperte. Pflichtgemäß harrte der Stellvertreter des urlaubenden CIA – Chefs in der Lobby aus, um auftauchende Fragen zu beantworten. Der Präsident ließ ihn hereinbitten.

»Was bedeutet: ›My face jetzt in russischer Hand‹? Wessen Gesicht? In wessen Hand? Inwiefern ist das relevant für uns?«

Der Stellvertreter errötete: »Oh, Verzeihung, Sir, da hat sich wohl ein Leerzeichen eingeschlichen. Es heißt Myface. Ein Wort.«

Der Präsident musterte den Beflissenheit ausströmenden Regierungsdirektor, der in Wirklichkeit einer jener stromlinienförmigen Karrieristen der gegnerischen Partei war, die er vom Vorgänger geerbt hatte. Er genoss das Katz-und-Maus-Spiel mit ihm. Demonstrativ unwissend runzelte er die Stirn. Die Maus sah sich zu einer Erklärung genötigt.

»Ein Internetnetzwerk, Sir! Sie geben darauf täglich kurze Statusmeldungen über Ihre Regierung und Ihr Privatleben ab.«

»Tue ich das?«
Der Präsident wusste sehr genau, was seine Myface-Seite verkündete. Sein halber Wahlkampf war darüber gelaufen.
»Mit großem Erfolg, Sir! Zum heutigen Tage haben sich 20 776 613 Menschen zu Ihren Freunden erklärt. Sie selbst sind natürlich auch Fan einiger Seiten. Von zwölf Seiten, um genau zu sein, darunter die Ihrer Frau.« Der Mann war in seinem Übereifer kaum zu bremsen. »Sie hat zum heutigen Tage 4 931 930 Anhänger. Die Differenz ist nicht ungewöhnlich. Beunruhigend wäre es nur, wenn die First Lady den Präsidenten an Popularität überträfe.«
»Und dafür haben wir Zeit?«, ließ der Präsident die Antwortmaschine weiterlaufen. Innerlich musste er grinsen.
»Ein Stab aus geübten PR – Leuten bemüht sich, Ihren Tonfall und den Ihrer Frau so zu treffen, dass die meisten Ihrer Freunde das Gefühl haben, Sie schrieben beide selbst.«
»So – und Myface ist jetzt in russischer Hand! Habe ich das richtig verstanden?«
»Wir vermuten es, Sir. Derzeit haben wir keinen Einblick in die Geschäftsverhältnisse des Unternehmens. Die CIA sieht sich außerstande, den Bereich auch nur notdürftig abzudecken. Und die knappen Mittel beim US Cybercom zwangen das Pentagon dazu, seine Prioritäten auf einen anderen Internetkonzern zu legen. Als vor anderthalb Jahren ein Schläfer bei Toggle Inc. platziert wurde, war Myface noch so unauffällig, dass unsere Risikoanalysten zu 52 Prozent von dessen wirtschaftlichem Scheitern ausgingen. Dotcom-Companies sind instabil, bis sie eine entscheidende Größe erreicht haben.«
Das United States Cyber Command war die jüngste militärische Einheit der Vereinigten Staaten. Sie beschäftigte sich ausschließlich mit Fragen der elektronischen Kriegsführung, inklusive Spionage, Sabotage und allen Formen der Informationsmanipulation. Man munkelte, dass dorthin nur Soldaten kommandiert wurden, die von CIA und FBI als potenzielle Hacker und somit gefährliche Schädlinge identifiziert worden waren. Der befehlende General, ein narbengesichtiger Haudegen, sah trotzdem so aus, als kämpfe er lieber mit dem Bajonett als mit Maus und Tastatur.
»Meinen Sie, wir sollten das US Cybercom aufstocken?«
»Unbedingt, Sir. Allerdings nicht zulasten der CIA. Wir haben jetzt

schon zu wenig Geld. Nur 16 Prozent des Geheimdiensthaushalts fließen uns zu.«
Der Präsident seufzte scheinheilig. »Es ist ziemlich schwierig, dem Kongress und dem Senat etwas zu vermitteln, das bei normalen Menschen keine bildhafte Vorstellung erweckt. Aber immerhin, ›in russischer Hand‹ klingt überzeugend schrecklich! Ich werde darüber nachdenken. Danke!«
»Sir –«
»Den Rest des PDB habe ich verstanden, danke!«
»Sir, das heutige Team konnte sich nicht entschließen, ein weiteres Faktum aufzuschreiben, da es nicht unmittelbar die nationale Sicherheit bedroht. Ich halte es dennoch für beunruhigend.«
»Bitte«, sagte der Präsident, nun tatsächlich resigniert. Es war eine Unart der Besucher im Oval Office, jeden Vortragstermin dazu zu benutzen, ihre ganz persönliche Sicht der Dinge darzulegen. Der stellvertretende CIA – Direktor machte da keine Ausnahme.
»Unser Mann bei Toggle sagt, dass die beiden Firmengründer morgen Abend bei Aphra auftreten. Sie wissen sicher, Mr. President, es ist ihre letzte Show. Sie hat ihren Rückzug schon vor anderthalb Jahren angekündigt.«
Der Präsident verzog säuerlich das Gesicht. Manche Leute sagten, er hätte seinen Wahlsieg nur der Talkmasterin zu verdanken, aber das sah er anders. Ihre persönliche Art, Fragen zu stellen, hatte ihm ganz schön zugesetzt.
»Für die letzte Show nach 25 Jahren, Sir, lädt man sich keine Langweiler ein. Grin und Cage sind aber Leute, deren Stärke in der Kommunikation mit Maschinen liegt, nicht in der mit Menschen. Unser Maulwurf sagt, dass Grin und Cage etwas Ungeheuerliches verkünden werden. Trotz seiner hohen Position bei Toggle weiß er aber nicht was.«
»Daraus folgt?«
»Vielleicht schauen Sie sich die Show an?«
»Mister, wenn ich Programmempfehlungen brauche, konsultiere ich *TV Guide* und nicht die CIA«, knurrte der Präsident. »Ich denke, Ihr Team war gut beraten, dieses Thema im PDB auszuklammern und auch in Zukunft keine TV – Tipps abzugeben.«
Dann würde er eben am nächsten Abend fernsehen. Soweit er es

überblickte, hatte er keine Termine.
Er konnte auch gar keine haben.
Denn wenn Aphra ihre letzte Show gab, saß ganz Amerika vor dem Bildschirm. Nicht mal ein Präsidentendinner zugunsten der Childhelp würde dagegen ankommen.

86

Montag, 3. August, 9 : 30

18 Stunden später und mehrere Tausend Kilometer von Washington D. C. entfernt kämpfte ein anderer Oberkommandierender mit einem doppelten Autoritätsproblem. Einem, das ihm in Gestalt seiner Schüchternheit angeboren war, und einem, das er sich selbst zuzuschreiben hatte. Letzteres vergällte Nikolaus Holzwanger die Premiere als neuer Deutschlandchef von Toggle Inc. nachhaltig. Während die Gedenkversammlung aller Angestellten trübsinnig verlief und etliche Mitarbeiter in Tränen ausbrachen, schlug die Stimmung kurze Zeit später in nackte Wut um. In dem Augenblick nämlich, in dem Vanessa aus dem Telefonmarketing ihren Papierkorb in den Hauptmüllcontainer entleerte und dabei den versammelten Nippes von Melissa Stockdale entdeckte. In Windeseile hatte sie eine Abordnung zusammengestellt, die beim neuen Toggle-Chef in seinem nun klinisch reinen Büro vorstellig wurde.
»In vierzehn Tagen wäre die Abstimmung von *Pimp my Pot* gelaufen«, brachte die Rädelsführerin vor. Sie bebte vor Empörung. »Wir finden es gar nicht gut, dass dusie denkst, siedu könntest hier einfach neue Regeln einführen!«
»Sie«, sagte Dr. med. Nikolaus Holzwanger. Wenn es einen Vorteil in seiner neuen Position gab, dann jenen, endlich die Duzerei abzustellen.
»Natürlich können die Angestellten untereinander diesen Wettbewerb fortführen«, fuhr er diplomatisch fort. »Aber ich habe noch nie daran teilgenommen, und Melissa ist tot, sie scheidet also aus. Räume können keinen Preis entgegennehmen.«
Der Hinweis kam besonders schlecht an.
»Gerade weil Melissa tot ist, muss sie gewählt werden können«, fauchte Vanessa, und ihre Unterstützercrew nickte eifrig. »Ob dusie mitmachst, ist uns ehrlich gesagt schnurz! Siedu hätten sowieso keine Chance. Denn dafür braucht man Sympathien bei der Belegschaft. Soll ich’s buchstabieren? F-r-e-u-n-d-e!«
Holzwanger stand kurz davor, sich unter seinem Schreibtisch

wegzuducken. So schwer hatte er sich seine Premiere nicht vorgestellt! Aber ihm schwante, dass er gerade einen gravierenden Anfängerfehler begangen hatte: eine Symbolschändung.
»Dann führen Sie eben die Wahl so durch, wie Sie es für richtig halten«, meinte er verunsichert.
»Okay«, sagte Vanessa und gab den anderen ein Zeichen. »Räumt die Sachen wieder in die Regale.«
»Moment!«, protestierte Holzwanger. »So habe ich das nicht gemeint! Das ist jetzt mein Büro, und hier kommt nichts rein!«
Der Streit drohte zu eskalieren. Doch da erschien Frank Zappa in der Tür und sagte überdeutlich: »Endlich ist dieser ganze Müll hier weg.«
Nachdem die Protestdemonstration maulend abgezogen war und Janek Jabłoński seinen neuen Vorgesetzten ausgiebig betrachtet hatte, grinste er anerkennend: »Sie sind schlau!«
Holzwanger sah den Unbekannten irritiert an: »Wieso? Weil ich hier aufgeräumt habe? Das war wohl eher eine Dummheit.«
»Schlau, schlau, schlau! Sie haben mit Ihrem Schleppnetz meinen Köder aufgefischt.«
Holzwanger schüttelte den Kopf: »Davon weiß ich nichts. Und wenn, war es unabsichtlich.«
Der Pole widersprach: »Nein, dazu gehört bewusste Programmierarbeit. Sie *wollten* den Köder angeln.«
Plötzlich dämmerte es Holzwanger: Der Mann redete von seinem Suchwort-Proggie! Er hatte Fische gefangen, keine Fremdworte aufgefischt.
»Schlau«, wiederholte Jabłoński. »Solch scheue Wesen aus dem Ozean herauszuangeln, alle Achtung!« Er erhob drohend den Zeigefinger. »Aber Sie wissen damit nichts anzufangen!«
»Erst mal guten Tag«, sagte Nikolaus Holzwanger. »Sie sind …«
Plötzlich wusste er Bescheid: »Ahh, Kingfish! Und es besteht eine Verbindung zwischen Ihnen und dem virtuellen Aquarium.« Er deutete auf Melissas Computer. »Daher der Spitzname.«
Kingfish ging darüber hinweg. »Wozu haben Sie mich antanzen lassen?« Er stand immer noch in der Tür und machte keinerlei Anstalten einzutreten.
»Reines Kennenlernen.«

»Na, dann: hat mich gefreut.« Er wandte sich zum Gehen.
»In Melissas Computer habe ich nichts über Sie gefunden.«
»Sie haben überhaupt nichts gefunden«, präzisierte Kingfish. »Wenn Sie den Computer hochfahren, erhalten Sie die Meldung Error 404 – Life not found. Was exakt besagt, dass der Computer mausetot ist. Kein Leben mehr drin! Weder in Melissa noch in ihrem Kasten.«
Holzwanger war unangenehm berührt. Der Kerl ging ihm etwas zu schroff über Melissas Tod hinweg: »Woher wissen Sie das?«, stieß er ungehalten aus.
»Jedes Spiel hat Regeln. Wer die nicht kennt, baut Scheiße. Es war schlau, die Fische zu toggeln, denn damit lässt sich deren Standort ermitteln. Es war noch schlauer, den ersten Buchstaben wegzulassen, weil man damit die Homebase des Kingfishs erreicht. Gar nicht schlau war es, die Homebase von einem unautorisierten Computer aus betreten zu wollen. Ffftschschsch – schon ist der Rechner hin! Tod durch Gedächtsnisverlust.«
»So!«, entfuhr es Holzwanger wütend. »Und nun stellt sich die Frage, ob Sie wirklich so toll sind, wie alle erzählen. Machen Sie die Löschung rückgängig!«
»Bin ich Gott?«, gab Janek Jabłoński patzig zurück.
Statt einer Antwort erhielt er einen Schubs in den Rücken. Eine deutlich größere Abordnung Toggle-Angestellter drängte sich an ihm vorbei in den Raum. Als sich die Gruppe von etwa zwanzig Rebellen versammelt hatte, erhob Vanessa erneut ihre vom Telefonmarketing trainierte Stimme.
»Wir werden *Pimp my pot* heute beenden«, erklärte sie.
Holzwanger zuckte betont gleichgültig mit den Schultern.
»Jetzt«, beharrte sie. »Weil der Wettbewerb nach Melissas Tod nicht weiterlaufen kann. Und heute erinnern sich die meisten noch, wie schön es hier bis letzte Woche aussah.« Ihre Stimme zitterte ein wenig.
»Machen Sie, was Sie wollen«, meinte Holzwanger müde. Ein guter Chef förderte die Initiative seiner Angestellten, auch wenn es nur dem innerbetrieblichen Klima diente.
»Okay, dann holt die Stimmzettel raus«, wandte sich Vanessa an ihre Begleiter.
»Und Melissa darf nicht mitwählen?«, erklang es von der Tür her. Alle

drehten sich um. »Das ist doch unfair«, sagte Janek Jabłoński. »Melissa ist to-ho-hot.« Plötzlich fing Vanessa an zu weinen. »Jaja«, grummelte Jabłoński, peinlich berührt. »Aber sie kann doch trotzdem mit abstimmen! Wir leben doch nicht mehr in der Steinzeit.« Er drängelte sich durch die Menschenmenge hindurch und fuhr Melissas Computer hoch. Erwartungsgemäß erschien Error 404 – Life not found auf dem Monitor. Unbeirrt tippte er einen längeren Zeichenstrang ein. Dann grinste er Holzwanger frech an: »Bin ich wohl doch Gott.«

87

C.

Montag, 3. August, 3 : 30

Der stellvertretende CIA – Direktor glaubte handfeste Gründe dafür zu haben, den US – Präsidenten um 3.30 Uhr aus dem Bett holen zu müssen. Im antrainiert harschen Kommandoton setzte er sich bei allen Vorposten durch und bekam als Strafe einen überaus ungnädigen Potus an den Hörer des Schlafzimmertelefons.
»Sir, vorgezogener PDB vom 3. August«, rapportierte der Regierungsbeamte.
»Herrgott, was soll das! Haben wir einen Alarmfall? In der Geschichte der Vereinigten Staaten gab es nicht einen einzigen *Daily Brief* vor dem Frühstück! Wissen Sie, wie spät es ist?«
»Ich weiß etwas anderes, Sir. Unser Maulwurf hat es vor zwanzig Minuten herausgefunden, nach einer … sagen wir verlängerten Sitzung mit den Toggle-Gründern und ein paar freiberuflich tätigen Damen. Sir, Toggle verspielt sich.«
»Sie haben gerade Ihre Karriere verspielt«, blaffte der Präsident.
»Sir, bei allem Respekt, ich meine es wörtlich! Toggle Inc. wird sich heute Abend bei Aphra verspielen.«
»Verspielen, wie verspielen?«
Der Präsident fühlte sich sprachlichen Feinheiten nicht gewachsen. Dafür war er noch nicht wach genug.
»*Der beste Sucher soll über Toggle bestimmen.* So lautet die Ansage. Heute Abend wird eine Kampagne starten, die diesen besten Sucher ermittelt. Sie nennen das Toggle Win. Bleiben die Aufgaben nach einer Woche ungelöst, behalten die Suchmaschinenbetreiber ihre Firma. Andernfalls geben sie die Stimmrechtsmehrheit an den Gewinner des Wettkampfs ab. Das heißt im Klartext: Die Richtlinienkompetenz, die Führung, den Einfluss, alles.«
»Ich weiß nicht, warum Sie mich deswegen aus dem Bett holen!«

»Sir, das ist eine enorme Gefahr! Myface in russischer Hand – nun gut, damit können wir vielleicht leben. Aber Toggle? Toggle besitzt Daten, von denen nicht mal die CIA weiß, was sich aus ihnen alles herauslesen lässt. Die gesamte Suchwortgeschichte der Welt … mit den richtigen Algorithmen erkennen wir künftige Revolutionen, spüren rechtzeitig, wo es in unserer Einflusssphäre knirscht und knackt. Offiziell heißt es, die Suchworte würden nur neun Monate gespeichert, aber das ist eine Schutzbehauptung gegenüber der Presse. Außerdem unterhalten die CIA und das US Cybercom zwei Dutzend verdeckte Kooperationen mit Toggle. Denken Sie nur an die Bewegungsprofilanalyse arabischstämmiger US – Bürger. Oder TIQ, unsere Datamining-Firma. Wenn das alles in falsche Hände gerät –«

Die Stimme erstarb, als drohte tatsächlich das Szenario eines neuen Kalten Krieges, den derjenige gewann, der am meisten Daten besaß.

»Am allerwichtigsten ist aber, Sir«, fing sich der CIA – Mann wieder, »dass Toggle den Zugang zu unseren Erinnerungen organisiert. Früher wurde das öffentliche Bild des Präsidenten von Zeitungen und Fernsehen bestimmt. Diese Epoche ist zu Ende. Bald wird Ihr Image nur noch von den Links abhängen, die Toggle bei einer Suchanfrage auswirft. Es wäre eine Katastrophe, die Hoheit über diese Fundstellen zu verlieren. Denken Sie an Clinton mit seinen Frauengeschichten! Wir müssen Toggle nahe am Staat halten, Toggle bestimmt die Realitätswahrnehmung der Wähler.«

Es war 3.30 Uhr am Morgen, und der Präsident spürte den schlechten Geschmack aller Schläfer im Mund. Er war ein sterblicher Mensch, der Fehlentscheidungen traf, wenn man ihn reizte oder auf dem falschen Fuß erwischte. Aber genau dies, der schlechte Geschmack der Normalsterblichkeit, erinnerte ihn daran, dass es eines ungeheuren Mutes bedurfte, ihn mitten in der Nacht wecken zu lassen. Wer dies wagte, musste sich seiner Sache sehr sicher sein.

»Okay«, sagte er langsam. »Ich sehe trotzdem nicht, warum das nicht fünf gottverdammte Stunden Zeit gehabt hätte!«

Der stellvertretende CIA – Direktor schwieg. Dann nahm seine Stimme einen triumphalen Klang an: »Uns liegen die zehn Aufgaben vor«, sagte er. »17 Stunden Vorsprung für die brillantesten Analysten unserer Geheimdienste. 17 Stunden vor den anderen hellen Köpfen der Welt.

Leider wird nicht mal Al Kaida von Dummköpfen angeführt. Darf ich unsere Leute aus den Betten holen, Sir?«
Der Angesprochene nickte. Das hätte sich auch ohne präsidiale Zustimmung anordnen lassen. Schließlich waren Agenten nicht an Bürozeiten gebunden.
»Dann sollen sie jetzt ihre Finger blutig toggeln.« Der CIA – Mann strahlte. Es war immer das Beste, den eigenen Entscheidungsbereich frei von Verantwortung zu halten.

88

Montag, 3. August, 9 : 45

In Hamburg hatte Janek Jabłoński die gesamte Belegschaft in die Davidswache gelockt, den größten Tagungsraum der Filiale. Nur Nikolaus Holzwanger war in seinem Büro geblieben. Er konnte sich zur Beteiligung an *Pimp my Pot* einfach nicht durchringen.
Ein Videobeamer projizierte die Oberfläche eines Computermonitors auf eine große Leinwand. Janek Jabłoński sprühte vor Begeisterung: »Hey, eure Melissa war ein schlaues Mädchen, schade, dass sie die Biege gemacht hat … aber egal, wir haben ja genug Daten von ihr. Daten sind die besseren Menschen. Wir bringen die Welt zum Tanzen, und ihr seid alle dabei! Passt auf!«
Auf der Leinwand erschien eine lange Namensliste. Hinter jedem Namen stand eine Zahl.
»Das seid ihr. Fehlt einer? Nein. Was seid ihr? Ein Haufen Zahlen. Gute Zahlen, schlechte Zahlen! Ich habe meinen großen Datensauger angestellt und alles zusammengesaugt, was ich über euch finden konnte. Hat jeder von euch eine Krankenversicherung? Ja! Rentenversicherungsnummer? Ja! Girokonto mit Überziehungsrahmen? Ja! Steuernummer? Führerschein, ein Punktekonto in Flensburg? ADAC – Mitgliedschaft, Payback-Karte, Mailkonten, Myface-Account? Ja, ja, ja!«
Jabłoński wählte einen beliebigen Namen aus und klickte ihn an. Ein Geflecht aus Buchstaben und Zahlen füllte die Leinwand. Mit der Maus markierte der Pole einen kurzen Abschnitt: Abortus 1-04, 12-05, 3-09, 9-09.
»Das finde ich nicht gut«, sagte er tadelnd. »Seht ihr das? Vier Abtreibungen in fünf Jahren. Wer macht denn so was? Das ist scheiße! Wer von euch heißt Klaudia Schneiderhahn? Wer?«
Im Auditorium wurde ein unterdrücktes Stöhnen laut.
»Hey, Datenschutz ist tot, findet euch damit ab!«, rief Kingfish in den Raum. »Doch ihr kriegt auch was dafür. Aufmerksamkeit wie früher nur die Könige. Das Auge Gottes ruht auf euch! Aber ich bin ein gütiger

Gott. Ermordet eure Ungeborenen doch, wie ihr wollt, *bitches*, dann verkohlt ihr eben im Fegefeuer. Eure Sache.«
Er sah wütend aus. Dann grinste er wieder, als hätte er nur einen Witz gemacht.
»Was seid ihr wert?«, fragte er in die Menge. »Jeder Einzelne von euch? Wisst ihr nicht? Ich verrate euch, was ihr in den Augen des Staates wert seid: nichts! Blödes Stimmvieh seid ihr, das alle paar Jahre mal einen Zettel in die Wahlurne einwerfen darf. Wisst ihr, wie hoch die Wahrscheinlichkeit ist, dass eure Stimme eine Wahl entscheidet? Na? Ich sag nur: Lottomillionär werdet ihr schneller!«
»Aber doch nicht bei *Pimp my pot*«, protestierte eine männliche Stimme. »Da sind wir doch nur 160 Leute.«
»Okay, da nicht. Macht es also wie gewohnt, schreibt den Namen eures Favoriten auf einen Zettel, zählt die Zettel aus, und ihr habt den Gewinner. Langweilig. Aber gut, das schadet niemandem. Nur Melissa kann dabei natürlich nicht mitmachen. Melissa ist ja tot. Prima Mädchen, wirklich. Hell im Kopf wie eine Supernova. Wie soll eine Tote ihren Stimmzettel ausfüllen, falten und einstecken?«
Auf der Leinwand erschien ein Multiple-Choice-Fragebogen. Einzelne Antwortfelder waren angekreuzt, in manchen Kästchen standen Zahlen.
»Darf ich vorstellen? Melissa Stockdale. Gut, in Fleisch und Blut sah sie hübscher aus. Aber ausgewertet …« Kingfish scrollte den endlos erscheinenden Fragebogen herunter, bis am Fußende eine rot unterstrichene 100 erschien. »… ausgewertet sagt uns das, was sie am letzten Tag ihres Lebens wert gewesen ist: 100. 100 was? Äpfel, Euro, Liter, Kilo? Ihr werdet mir nicht glauben, aber die Variable hat noch keinen Namen. Vielleicht nennen wir sie Eod, wie das Kürzel für *end of discussion*? Ich nenne sie jetzt einfach so. 100 Eod verkörpern Melissas Stimmgewicht am 17. August. Du dort hattest vielleicht 5,81 … und du, Klaudia Schneiderhahn, hattest 0,25, wegen deiner vier Abtreibungen. Ungerecht? Alle müssen die gleiche, volle, runde Stimme haben? Weil alle gleich sind?« Er schüttelte unwillig den Kopf. »Dann melden sich jetzt mal alle Frauen hier im Raum, die vier Abtreibungen in fünf Jahren hinter sich gebracht haben.«
Niemand regte sich.
»Das ist doch Unfug!«, rief ein männlicher Angestellter. »Als wenn ein

einziges Faktum über den Wert eines Menschen entschiede.«
»Genau«, strahlte Kingfish. »Das hat Melissa auch gesagt, und deswegen genügt es nicht, nur den großen Staubsauger anzustellen und aus bestehenden Datenbanken zu holen, was man über dich, dich und dich erfahren kann! Das sind unzureichende Informationen. Wenn wir Eod bloß auf diese Weise konstruierten, sähen viele von euch ganz schön alt aus. Was, Klaudia Schneiderhahn? Dein Wahlrecht könntest du in die Tonne treten! Aber vielleicht hast du ja noch andere, verborgene Werte. Versündigen tun wir uns alle mal, gerade wir Männer: Saufen, Kiffen und Sex ohne schriftliche Einladung. Wenn es danach ginge, dürften die meisten von uns froh sein, überhaupt noch mit einer Zehntelstimme Demokratie spielen zu dürfen. Ich bin da keine Ausnahme, was denkt ihr? Aber Eod ist fair. Eod will das Maximum eures Stimmgewichts abbilden und besteht aus 36 hoch zwei Variablen, das sind 1296 Einzelwerte. Whow! Nur die Hälfte davon kann ich im Netz aufsaugen, weil ihr sie schon mal irgendwo abgeliefert habt. Den Rest müsst ihr mir freiwillig anvertrauen. Das hier ist die Schablone dafür. Ich schalte sie jetzt auf euren Computern frei.«
Im Raum Davidswache entstand ein Stimmengewirr: »Ich hasse Fragebögen.« – »Crazy!« – »Sieht endlos aus.« – »Kann man ja mal ausprobieren.« – »Leute, seht ihr das nicht, das ist eine Killerapplikation für Toggle!« – »Irgendwie muss ich erst mal darüber nachdenken.« – »Nichts kapiert, echt nichts kapiert.« – »Muss man den Bogen bei jeder Abstimmung neu ausfüllen?«
Kingfish blickte streng in die Runde: »Hey, das ist die Zukunft, da wird man doch wohl nicht über Unbequemlichkeiten rummäkeln! Habt ihr immer noch nicht kapiert: Gleiches Stimmrecht für alle ist scheiße! Keine Ahnung, wie die da oben jemals darauf gekommen sind, uns so was als gerecht zu verkaufen!« Er schüttelte den Kopf. »Nehmt mich: Ich bin jung, schlau und fleißig. Wieso soll meine Stimme genauso wenig wert sein wie die eines blöden Rentners, der nicht arbeitet, nur noch wenige Jahre zu leben hat, aber bei allen Zukunftsentscheidungen mitreden darf? Ist doch absurd! Nein, einer soll mehr entscheiden, der andere weniger.«
»Hatten wir schon mal«, erklang eine wütende Stimme aus dem Auditorium. »In jeder Diktatur!«

»Hatten wir nicht! Denn der Clou von Melissas Modell besteht darin, dass sich der Wert dauernd ändert. Genau wie sich das Leben ändert. Keine Chance für Diktatoren! Was gestern wichtig war, ist heute unwichtig. Ein Stimmenschwergewicht von heute wiegt morgen nur noch durchschnittlich viel. Allein weil wir altern, sinkt unser Gewicht. Man kann doch nicht über seinen Tod hinaus mitbestimmen wollen! Heute wählen, morgen tot sein, so geht unsere Demokratie. Und die Nachkommen müssen damit fertig werden. Echt ekelhaft!«
Der Saal schien noch nicht überzeugt zu sein. Einer der wenigen Toggle-Angestellten über vierzig räusperte sich: »Aber im Alter nimmt die Lebenserfahrung zu.«
»Okay, ein Gegengewicht … so wie es ganz viele Kräfte gibt, die in die eine, und ganz viele, die in eine andere Richtung ziehen. Melissa und ich haben lange darüber gebrütet und herumexperimentiert und kamen schließlich auf 36^2 Variablen.«
Der erste Energieschub von Kingfishs flammender Ansprache schien der gelangweilten Stille üblicher Meetings Platz gemacht zu haben. Wie ein Wanderprediger hob der Pole die Hände und warf sein ganzes, von Pater Wachlukov abgeschautes rhetorisches Vermögen in die Schlacht:
»Leute, strengt eure Fantasie an! Ihr habt Streit mit jemandem und wollt abstimmen. Bis jetzt geht das so: Eine Stimme ist dafür, eine Stimme dagegen … tja scheiße, Demokratie! Müsst ihr weiterstreiten, bis einer von euch tot umfällt. Oder bis einer die Geduld verliert und dem anderen die Fresse poliert. Demokratie eben, scheiße! Mit Eod ist das ganz einfach. Beide loggen sich bei Toggle ein, bringen ihre persönlichen Angaben ins Reine, das System sucht sich die restlichen Daten selbst zusammen, und am Ende spuckt es zwei Werte aus. 34,91 gegen 36,12. Streit entschieden. Gewalt überflüssig.«
Stille.
Toggle-Projekte wirkten auf den ersten Blick immer etwas seltsam. Man musste sie gründlich analysieren, bevor man ihr Potenzial erkannte. Das war bei Toggle Books und Toggle Streetview nicht anders gewesen, und es würde bei allen künftigen Toggle-Projekten genauso sein.
»Ist das ein Spiel?«, fragte jemand zögerlich.
Kingfish lachte: »Ja, ein Spiel! Ein echt geiles Spiel! Das Spiel der Spiele!« Dann wurde er plötzlich ernst: »Nein, kein Spiel. Das ist die

letzte Reverenz, die ihr Melissa erweisen könnt. Sie hätte es sich von euch *so* gewünscht.«
»Sie hätte es sich gewünscht?«, wiederholte Vanessa leise.
»Geliebt hätte sie es!«, bekräftigte Kingfish.
»Dann wünsche ich es mir auch«, flüsterte Vanessa. Halblautes Gemurmel im Saal bekräftigte diese Haltung.
Aus der Ferne drang die Geschäftigkeit der Belegschaft an Holzwangers Ohr. Er las Melissas Mails auf der rekonstruierten Festplatte und langweilte sich. Kein Adressat erweckte Verdacht, keine Mail enthielt auch nur den Hauch einer persönlichen Bemerkung. Zunehmend unmotivierter klickte er die gesendeten Objekte durch.
»Zufrieden?«
Holzwanger schrak auf. Janek Jabłoński war in sein Büro getreten. »Wie geht das?«, lenkte der Toggle-Chef ab. »Erst löschen Sie alles, und dann ist es doch wieder da?«
»Mehrere Optionen«, erklärte Jabłoński. »Entweder ist gar nichts gelöscht, sondern nur der Zugang blockiert worden. Trifft hier aber nicht zu. Melissas Festplatte war sauber. Andererseits – warum sollte man etwas löschen, ohne es vorher abzusaugen? Könnte ja einen echten Verlust für die Menschheit bedeuten.« Er blickte Holzwanger treuherzig an, als erwarte er Lob. Da es ausblieb, fuhr er enttäuscht fort: »Ich nenne das immer *steal and clean*, der perfekte Service.«
»Sie meinen, Sie haben Melissas Dateien gestohlen, gelöscht und dann wieder zurückgespielt?«
Kingfish nickte.
»Na egal«, meinte Holzwanger. »Ich leiste mir zum Einstand sowieso ein neues Gerät. Sicher ist sicher.«
»Klar doch«, sagte Kingfish in einem Tonfall, in dem man die Existenz des Osterhasen beglaubigte.
»Wieso liegt alles offen vor Ihnen?«, fragte Holzwanger.
»Tja«, meinte Kingfish, »Faulheit und blindes Vertrauen. 85 Prozent aller Passwörter sind schwach. 85 Prozent! Das ist wie mit Gartenzäunen: Jeder Einbrecher kann drüberklettern, nur glauben anständige Menschen, dass anständige Menschen so was nicht tun. Sonst müssten sich alle hinter NATO – Stacheldraht verbarrikadieren.«
Holzwanger nickte.

»Blindes Vertrauen macht es noch schlimmer. Das ist dann, als würde man das Gartentor über Nacht sperrangelweit offen stehen lassen«, fuhr Kingfish fort. »Schon mal ’ne fremde PDF gelesen? Klar, PDFs liest jeder! Dabei kann man sie mit jeder Menge Spionagesoftware vollstopfen. Aber was sag ich? Selbst Botnetze haben eine lausige Passwort-Sperre. Ist einfach zu anstrengend, sich zwölf sinnlose Zeichen zu merken.«
»Botnetze?«
»Das, womit die bösen Jungs operieren. Ihre Piratenflotte gewissermaßen.«
»Und Sie«, sagte Holzwanger langsam, »sind kein Pirat.«
»Ich bin ein weißer Ritter. Okay, ich weiß gern viel. Aber dann entscheide ich, wem ich dieses Wissen gebe. Betrachten Sie mich als Forscher.«
»Dann wüsste ich gerne mehr über Melissa Stockdale.«
»Sie hatte Sex.«
Holzwanger winkte ab. »Das interessiert mich nicht.«
»Sex mit Grin. Deswegen erfuhr sie mehr als andere über Toggle. Grin kriegt manchmal so Plauderphasen, in denen macht er jeder Spionage-PDF Konkurrenz. Ich kenne ihn. Alter Saufkumpan.«
»Hatten die beiden eine Beziehung?«
»Ach was, zwei, drei Nächte in den Staaten. Ich glaube, sie fand keinen rechten Spaß dran. Wissen Sie, Nerds wie er müssen zu lange nach den richtigen Tasten suchen, bis dahin ist das *fucking programm* abgestürzt. Und da gab’s ja noch ihren Sugardaddy.«
»Ihren Vater?«
»Nein, den Franzosen, der sie mit sechzehn in seine Societas Jesu Reloaded gelotst hat, diesen Hochbegabtenzirkus. Die haben auch an mir jahrelang rumgebaggert, aber ich bin nicht eingetreten. Mitgliedschaften machen unfrei. Immer nur Projektarbeit, mein Motto!«
»Societas Jesu Reloaded«, murmelte Holzwanger.
»Ist meine Bezeichnung, weil die wie die Piusbrüder 2.0 funktionieren. Grässlicher Sektiererhaufen. Aber was erzähl ich dir?« Kingfish wurde plötzlich vertraulich. »Deine Frau steht bei denen ja auf der Mitgliederliste!«

89

Montag, 3. August, 10 : 30

»Machst du bitte mal auf, Olga!«, rief Pia Holzwanger ihrer Tochter zu, die gerade ihrem kleinen Bruder die Schuhe anzog und deswegen direkt an der Tür kniete.
»Kann nicht!«, rief Olga zurück.
»Mach auf«, erklang es, eine Spur herrischer. Pia konnte auch nicht. Sie kämpfte im oberen Stockwerk mit der verknäulten Bettwäsche aus den Kinderzimmern.
Olga öffnete die Haustür, betrachtete den Mann und rief dann gelangweilt nach oben: »Der Typ wieder!«
»Welcher Typ?«, kam es entnervt zurück.
»Kann ich reinkommen?«, fragte der Mann. »Danke.«
»Der Kettenraucher aus Mellau!«, brüllte Olga. »Hier ist aber Nichtraucher«, erklärte sie pampig. »Im ganzen Haus!«
Pias erschrecktes Gesicht tauchte oben an der Treppe auf. Joshi fing an zu kreischen, weil seine Klettverschlüsse noch offen standen und er eigentlich schon seit zehn Minuten auf dem Spielplatz sein wollte.
»Professor Ranchin«, sagte Pia perplex und fuhr sich verlegen durchs Haar. Sie sah schrecklich aus.
»Ich war eben in der Gegend, und –«, sagte Ranchin, doch Pia schnitt ihm das Wort ab: »Als letzter Zufallsbesucher fiel 1942 ein englischer Fallschirmspringer vom Himmel. Seither ist niemand mehr nach Haselmarsch gekommen, der nicht unbedingt hierher gewollt hätte. Olga, bring Joshi zum Spielplatz. Er trifft sich da mit Lukas, seine Mutter passt auf beide auf.«
Olga schob ihren kleinen Bruder zur Tür hinaus und verschwand.
Alexandre Ranchin lächelte: »Madame, Sie haben mich durchschaut.«
»Wenn Sie sich in Ihrer Heimat einen solchen Überfall erlaubt hätten«, drohte Pia mit dem Zeigefinger, »würde es jetzt eine Stunde dauern, bis sich die Dame des Hauses in einen ansehnlichen Zustand gebracht hätte. Ganz abgesehen davon, dass sie Ihnen ein Leben lang zürnen würde. Bei mir dauert das Erste nur zwanzig Minuten und das Zweite … na ja, sagen

wir ein Jahr.«
Sie dirigierte den Besucher ins Wohnzimmer. Sommerferien waren eine ungünstige Zeit für Besuche. Zum Glück befanden sich die Zwillinge in einem Fußballcamp.
»Machen Sie sich keine Sorgen«, beschwichtigte Ranchin die Dame des Hauses. »Meine Wertmaßstäbe gehen über bürgerliches Ordnungsdenken weit hinaus.«
Er sagte nicht, sie seien darüber erhaben. Pia fiel diese Feinheit durchaus auf. Doch sie beschloss, darauf nicht einzugehen. Ein paar Minuten im Badezimmer waren ihr jetzt wichtiger.

90

Montag, 3. August, 10 : 45

Plötzlich kam alles zusammen. Die nervtötende Rädelsführerin der *Pimp-my-pot*-Bewegung stand zum dritten Mal in der Tür, am Telefon verlangte ein Kriminalbeamter nach dem Toggle-Chef, und Kingfish raunte Holzwanger zu, keine falschen Prioritäten zu setzen.
»Ich rufe gleich zurück«, sprach Holzwanger ins Telefon, vernahm im Auflegen noch das Wort ›Obduktionsbericht‹, riss den Hörer noch einmal hoch und gab dem Polizisten seine Mailadresse durch. »Ich bin Mediziner«, fügte er hinzu. »Am besten, Sie schicken mir gleich die PDF.«
Kingfish bemerkte sein Unbehagen und flüsterte: »Spionage-PDFs können die nicht!«
»Wir wären dann so weit«, richtete Vanessa das Wort an Kingfish, wobei sie geflissentlich über ihren neuen Chef hinwegsah.
»Alle haben ihre Daten eingegeben? Klasse!«, freute sich der Pole.
»Dann können wir jetzt abstimmen.«
»Ist das immer noch nicht passiert?«, entfuhr es Holzwanger.
»Irgendwann muss hier auch mal gearbeitet werden.«
»Neues Wahlsystem«, erklärte Kingfish. »Am Anfang aufwändig, dann aber verblüffend simpel.«
»Ja aber …«, wandte Vanessa mit gedehnter Stimme ein. »Wir wissen nicht, wie Melissa abgestimmt hätte.«
»Echtes Problem bei Toten«, nickte Kingfish. »Aber für Tote ist das System auch nicht explizit gemacht. Man *kann* sie an der Wahl teilnehmen lassen, wenn sie zu Lebzeiten entsprechende Absichtserklärungen abgegeben haben. Aber irgendeinen Hinweis braucht man schon.«
Vanessa schaute etwas ratlos drein.
»So wie ich Melissa kannte«, ließ Holzwanger gereizt vernehmen, der den Vorgang endlich abschließen wollte, »hätte sie für das Büro mit dem größten Plüschtieranteil gestimmt.«
»Meins?«, entfuhr es Vanessa verdutzt.

Das hatte Holzwanger nicht geahnt. Aber wenn es seine Gegnerin entwaffnete, war es ihm recht. Er nickte.
»Dann machen wir das so«, entschied Kingfish. »Zurück zur Davidswache, alle abstimmen!«
»Wir sind sowieso alle für Melissa«, murmelte Vanessa. »Brauche ich mir gar keine Sorgen zu machen, dass ich ihr den Sieg wegschnappe.«
Als Nikolaus Holzwanger vor seinem eigenen Computer saß, an dem er seine Mails abrufen konnte, hörte er vom Ende des Ganges her lautes Fußgetrampel und Klatschen. Wenige Sekunden später folgte ein perplexes »Oooh!« aus vielen Kehlen.
Das neuartige Wahlsystem machte anscheinend Spaß.
Er checkte seine Post, der Obduktionsbericht war da. Rastlos glitt sein Blick die Zeilen entlang: Keine Barbiturate, kein Flunitrazepam, nichts, was Melissa hätte schachmatt setzen können. Auch kein Succinyldicholin aus der Anästhesie, das sich allerdings rasch im Körper abbaute. Nur ein hypoglykämischer Schock, ausgelöst durch erheblich zu viel Insulin im Blut, das wiederum kurz vor dem Kollaps in Melissas Blutkreislauf gelangt war, auf eine bei Diabetikern fast natürlich zu nennende Weise: per Injektionsnadel. ›Ein Fremdverschulden erscheint unwahrscheinlich‹, urteilte der Bericht. ›Sowohl suizidale Absichten wie auch ein fehlerhafter Gebrauch oder ein technischer Defekt des Insulinpens könnten für den Tod verantwortlich sein.‹
Suizidale Absichten?
Bei Melissa?
Vor seiner offenen Bürotür belebte sich der Gang. Holzwanger unterbrach seine Tätigkeit und trat hinaus. Ein Chef sollte für seine Leute sichtbar sein. Die Belegschaft kam heftig debattierend aus der Davidswache und strömte den eigenen Schreibtischen zu. Zuallerletzt erschien mit dem billigen Blechpokal in der Hand die Siegerin.
Es war Vanessa. Janek Jabłoński begleitete sie.
»Doch kein Sieg für Melissa?«, rief Holzwanger, ehrlich erstaunt. »Ich dachte, die Belegschaft wollte ihr posthum die Reverenz erweisen!«
»Hat sie auch«, schluchzte die vollkommen verzweifelte Gewinnerin. »Alle haben für sie gestimmt, ich auch. Aber ihre Stimme fiel ja auf mich.«
»Damit war die Sache klar«, strahlte Jabłoński.

»Mit einer Stimme zu 159?« Holzwanger konnte es nicht glauben.
»158«, verbesserte er sich, denn er musste sich selbst abziehen. »Eins zu 158.«
»100 zu 69,11«, korrigierte Kingfish. »Das hier sind miserable Scorer, meine Güte! Nicht mal Organspenderausweise haben sie. Und dann gibt’s ein paar schlimme Ausreißer nach unten, zum Beispiel Klaudia Schneiderhahn. Vier Abtreibungen in fünf Jahren! Ohne moralisch werden zu wollen, die solltest du im Auge behalten. Wer weiß, was sie gerade in der Teeküche treibt. *Treibt*«, wiederholte er anzüglich.
»Ich verbitte mir derartige Gerüchte!«, empörte sich Holzwanger. »Was ist das überhaupt für eine Zählweise!«
»Das«, sagte Janek Jabłoński gravitätisch wie der Papst, »nennt sich Toggle Democracy, einprägsam abgekürzt TOD. Du solltest es schon verstehen, bevor du es den Leuten auf der Straße erklärst.«
Wie auf Zuruf füllte sich plötzlich der Empfangsbereich mit zwei Dutzend Menschen, die ganz offensichtlich nicht zur Firma gehörten. In der Mehrzahl waren es ältere Frauen in geblümten Kleidern, zwischen die sich ein paar männliche Rentner mit beigefarbenen Kunstfaserhosen gemischt hatten. Eine Praktikantin löste sich aus der Gruppe und kam auf Holzwanger zu.
»Herr Doktor«, hauchte sie, »das ist eine Delegation der Dithmarscher CDU. Sie hatte für heute einen Infotermin vereinbart. Wegen Toggle Streetview.«
Holzwanger erinnerte sich schwach an eine Bemerkung Melissas, man müsse umstrittene Projekte offensiver verkaufen. Solche Besuchergruppen gehörten wohl zum Konzept. Bevor er jedoch antworten konnte, hatten sich bereits einige der Rentner um ihn geschart und redeten auf ihn ein: »Sie werden uns also Rede und Antwort stehen! Sehr tapfer!«, erklang es durcheinander. Als Holzwanger endlich jemanden herbeigewunken hatte, dem er die Diskussion aufhalsen konnte, war Kingfish verschwunden.
Niemand wusste wohin.
Nur Vanessa ahnte etwas: »Wenigstens einer, der sich um Melissas Hasen kümmert! An so was denkt ja sonst keiner.«
»Hasen?«, fragte Holzwanger ratlos.
»Na ja, sie hat zwei Kaninchen. Das weiß ich, weil sie mir mal ein

Stoffkarnickel geschenkt hat. Sie wollte aber nicht, dass jemand davon weiß. Es kostet ganz schön Kraft, zu seinen Bedürfnissen zu stehen, wenn sich andere darüber lustig machen.«
»Und jetzt ist Jabłoński –«
»Er wollte sich drum kümmern. Weil er ja alle Türen aufkriegt.«

91

Montag, 3. August, 1 : 15

Steve aus der IT – Abteilung hatte das Netzwerk-Monitoring im Toggle-Haupquartier für die frühen Morgenstunden übernommen. Die erste Schicht war allgemein unbeliebt, doch Steve machte das nichts aus. Sein iPod war mit Musik geladen, niemand störte ihn, und der größte Zwischenfall einer Nachtschicht war vor Jahren ein Erdbeben in einer jener Regionen gewesen, in denen Toggle einen Teil seiner Computer stehen hatte. Da der Rechnerverbund jedoch auf größtmögliche Elastizität ausgelegt war, genügte ein kleiner Befehl, um die Lasten unbemerkt umzuverteilen.
Träge schlängelten sich die Kontrolllinien auf der Monitorwand entlang. Sie standen für Zeitzonen, Länder, Regionen und zeigten, dass der Wissensdurst der Menschheit nirgends das übliche Maß überschritt.
Plötzlich hörte Steve im Kopfhörer einen Ton, der nicht ganz zur Musik seiner Lieblingsband Tortoise passte. Er musste mehrmals seinen Blick über die Monitorwand wandern lassen, bis er die Ursache der Störung entdeckte. Ein Peak in Washington D. C., genau im Regierungsviertel.
Steve schaute sich das Segment genauer an. Doch es gab keine Daten. Die Suchanfragen kamen über anonyme Proxies, deren IP – Nummern sich nicht zurückverfolgen ließen.
Steve grinste. Die hielten ihn wohl für blöde!
Wenn jemand in Washington D. C. bei Toggle surfte, ohne Spuren zu hinterlassen, dann waren es Pentagon oder CIA. Und er konnte durchaus sehen, was sie suchten: ›Escobar‹.
Steve erinnerte sich an den Namen. Als er in jungen Jahren hin und wieder etwas geschnupft hatte, war der kolumbianische Drogenbaron Pablo Escobar zwar schon tot gewesen, aber längst eine Legende, denn er hatte die *just-in-time* – Lieferung des weißen Pulvers per Flugzeugkurier erfunden.
So etwas vergisst man nicht.
Offensichtlich plante die CIA eine größere Anti-Drogen-Aktion, und einen Moment lang überlegte der IT – Mann, ob er ein paar Freunden,

die in Sachen Koks keine Vernunft angenommen hatten, einen Hinweis geben sollte. Dann ließ er es bleiben. Toggle missbrauchte gewonnene Informationen nicht, weder für noch gegen eine Nutzergruppe.
›Escobar‹ … er schüttelte den Kopf. Damit war doch überhaupt keine trennscharfe Suche möglich.

92

C.

Montag, 3. August, 4 : 15

»Haben Sie etwas gefunden?«
Der stellvertretende CIA – Direktor benötigte dringend Ergebnisse. Nur Ergebnisse rechtfertigten sein vorwitziges nächtliches Handeln.
»Ja, Sir.«
»Das wäre?«
»Pablo Escobar. Das Netz steckt voller Legenden über ihn. Wir sind sicher, dass es sich um diesen Pablo Escobar handelt. Außerdem werten wir gerade unsere Archive über ihn aus. Das wird allerdings ein bisschen dauern. Vieles ist elektronisch nicht erfasst, weil er schon 1993 starb.«
Escobars Todesbuch, der Schöpfer, 2 auf 7. So lautete die erste von zehn Aufgaben.
Wenn es bei der CIA grundsätzlich um die Lösung von Kreuzworträtseln gegangen wäre, hätte der Regierungsdirektor eine andere Laufbahn eingeschlagen. Zum Glück gab es sonst seriöse Sachen zu tun: Akten auszuwerten, Schlüsse zu ziehen und Dossiers zu erstellen. Das waren Gebiete, auf denen seine operative Intelligenz klaglos funktionierte.
»Und die anderen neun Fragen?«
»Wir sind noch dabei, deren … hm, Stoßrichtung zu ergründen, Sir.«
»Stoßrichtung?«
»Es ist nicht ganz klar, was eine Frage, was eine Handlungsanweisung und was eine Irreführung ist. Zum Beispiel: *Weil Rommel Generalfeldmarschall und kein Großadmiral war, spielte er nicht in der Badewanne, sondern im Sandkasten. 2 auf 4.* Wir analysieren das noch. Zusammen mit einem Team von Psychologen.«
Der stellvertretende CIA – Direktor beugte sich tief über seinen besten Informatik-Researcher, dem man nachsagte, er könne selbst die Gründungsurkunde von Atlantis auftreiben, wenn man ihn damit beauftragte. »Damit es klar ist«, raunzte er. »Ich kann mit zwei

Ergebnissen leben: mit der vollständigen Lösung aller zehn Rätsel – oder mit der verbindlichen Zusicherung ihrer absoluten Unlösbarkeit. Beides würde unsere Machtposition bewahren.«
»Sir, Letzteres käme nur radikalen Atheisten zugute. Ich weiß nicht, ob das dem Präsidenten recht wäre. Wenn wir wüssten, dass der Geist nicht existiert, der alle Rätsel löst, dann spräche vieles dafür, dass es auch keinen Gott gibt.« Der Researcher war ein tiefsinniger Mann. »Es ist dieselbe Negationslogik. Man kann Denkbares nie für alle Zeiten ausschließen, selbst wenn es real nicht vorkommt. Die Annahme der Denkbarkeit macht den Beweis der Unmöglichkeit des Denkbaren unmöglich. Und was denkbar ist, ist prinzipiell existenzfähig.«
»Dann bringen Sie mir die Lösungen!«

93

Montag, 3. August, 11 : 30

Nikolaus Holzwanger stand unschlüssig vor Melissas Eingangstür und musterte das Zahlenfeld neben der Tür. Zum Modernitätswillen des Penthousevermieters gehörte ein elektronisches Codeschloss anstelle eines normalen Schließzylinders. Mit etwas derart Gewöhnlichem wie einem Hausschlüssel sollten sich die Bewohner der Luxusanlage nicht herumärgern müssen. Links davon waren vier Ziffern in den Türrahmen geritzt. Eine Gedächtnisstütze?
Holzwanger tippte die Vorgabe ein: 5040. Leise summend sprang die Tür auf.
»Hallo?«, fragte er halblaut in den Raum hinein.
»Mistviecher!«, erklang es von der Terrasse her. »Du bist doch Tierdoktor. Oder nicht?«
»Radiologe«, antwortete Holzwanger, so lustlos wie immer, wenn ihm diese Fehleinschätzung entgegenschlug. Er durchquerte das Loft. Der Raum war nicht ganz so schlimm überfrachtet wie Melissas Büro, wies aber dennoch eine seltsame Melange aus kühlen Designermöbeln, technikverliebten Leuchtobjekten und dazu kaum passenden Flohmarktutensilien auf. Die meisten davon schwere Geschmacksverirrungen, asiatischer Nippes und wilhelminischer Tand.
»Fang du sie ein«, deutete Kingfish auf die beiden herumhoppelnden Kaninchen, als Holzwanger in der Terrassentür erschien. »Und nimm sie deiner Tochter mit. Ich könnte für nichts garantieren. In Polen essen wir so was auf.«
Holzwanger schüttelte energisch den Kopf.
»Okay«, meinte Kingfish, »Dann eben nicht. Verrecken sie halt. Wir sind nicht wegen der Viecher hier.«
Er kehrte in den Raum zurück und drehte wahllos ein paar Buddhastatuen in einem Glasregal um. Holzwanger folgte ihm.
»Unfassbar, dass sich Melissa nicht an ihren Türcode erinnern konnte«, bemerkte er. »Hätte die Hausverwaltung besser einen Fingerscanner installiert. Was nützt der Kram, wenn alle die Zahlen aufschreiben?«

»Quatsch«, widersprach Kingfish. »Beim Fingerscanner genügt ein Abdruck auf einem dicken Gummibärchen, schon hat man einen perfekten Dummy. Außerdem habe ich die Zahlen ins Holz geritzt. Für dich. Melissa war leider überhaupt nicht schlampig in Securityangelegenheiten.«
Er nahm eine Katze aus Porzellan und ließ sie auf den Boden fallen. Sie zersplitterte in tausend Teile.
»He!«, protestierte Holzwanger. »So geht man nicht mit fremdem Eigentum –«
»Pass auf«, instruierte ihn Kingfish. »Wenn du ein Ding findest, das wie ein USB – Stick aussieht, nur ein bisschen kleiner, ungefähr daumennagelgroß, dann verschluck es nicht, sondern gib es mir.«
»Aha?«, machte Holzwanger.
»Das ist wie mit dem Stacheldraht auf Gartenzäunen«, erläuterte der Pole. »Gartenzäune helfen nichts gegen böswillige Leute.«
»Aha?«, wiederholte Holzwanger, jetzt endgültig überfordert.
»Nehmen wir an, ich will verhindern, dass jemand an einer Software herumbastelt. Dann kann ich den heiklen Zugang mit einem Passwort abriegeln. Aber jeder halbwegs begabte Hacker knackt so eine Sperre. Will ich ein Computersystem sicher machen, benutze ich zwei kryptografische Dongles, die nur je einmal existieren und nur gemeinsam den Zugang freischalten: Schlüssel, Schlüssel – Schloss!«
»Für dieses … Toggle Democracy?«
»Schlaues Doktorchen!«, strahlte Kingfish.
»Aber was ist Toggle Democracy? Herrgott noch mal!«
»Vorsicht!« Janek Jabłoński hob mahnend den Finger. »Man sollte den Namen des Herrn nie grundlos im Munde führen.«
Er stöberte weiter in Melissas Sachen herum. »Na also«, sagte er ohne jede Begeisterung. »Da hast du, was du willst.« Er schob Holzwanger einen Schnellhefter hin. Holzwanger erkannte den Ausdruck eines Powerpoint-Sheets.Was ist Toggle Democracy – interne Präsentation stand in den typischen Toggle-Farben auf der Titelseite. Er schlug sie um:
1. Toggle Democracy ist ein elektronisches Abstimmungsmodul, das von Toggle Inc. kostenlos im Internet bereitgestellt wird. Holzwanger runzelte die Stirn, blätterte, las weiter:

2. Toggle Democracy beruht auf dem zu Unrecht getilgten Satz der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung: »All men are diverse and should get their best chances, every minute of their lives.« 3. Toggle Democracy wandelt das starre ganzzahlige Stimmrecht in ein liquides, den jeweiligen Umständen angepasstes Persönlichkeitswertstimmrecht um, das die Abhängigkeit der Menschen voneinander berücksichtigt und die Rechte künftiger Generationen respektiert. 4. Toggle Democracy gibt kein dauerhaftes Urteil über den Wert einzelner Menschen ab. Jede Abstimmung zeigt lediglich eine nicht reproduzierbare Momentaufnahme und kann durch aktive Handlungen der Abstimmungsberechtigten bei gleichbleibender Meinungslage zu einem späteren Zeitpunkt völlig anders ausfallen, da sich der Stimmenwert der Beteiligten verändert hat. 5. Toggle Democracy beruht auf der freiwilligen Preisgabe persönlicher Daten und ist daher fundamental demokratisch. Niemand wird gezwungen, die zur Stimmenwertoptimierung notwendigen Daten herauszugeben. Die Teilnahme an Abstimmungen ist auch mit einem unvollständigen Datensatz möglich. Mathematisch schlagen sich fehlende Informationen in einem Stimmenwertabschlag nieder. 6. Toggle Democracy zerstört keine bestehenden Strukturen, sondern überwölbt sie nur. Wahlen werden wie gewohnt in den einzelnen Staaten, Institutionen, Gremien durchgeführt, nationale Eigenheiten bleiben gewahrt, alle Ergebnisse werden respektiert. Nur das Gewicht des einzelnen Wählers verschiebt sich im Vergleich zu heute. 7. Toggle Democracy transportiert politische Meinungen, ohne sie zu beeinflussen. Es verhält sich entscheidungsneutral. 8. Toggle Democracy verwahrt die Daten zur Berechnung der Wertpersönlichkeit sicher auf. Die Formel unterliegt strengster Geheimhaltung. 9. Toggle Democracy ist auf den Maximalstimmenwert von 100 geeicht. Niemand kann diesen Maximalwert übertreffen, notwendige Anpassungen der Variablenstruktur an den von mindestens einer Person weltweit erreichten Maximalwert werden nach Maßgabe instrumenteller Notwendigkeiten durchgeführt. 10. Toggle Democracy ist die Zukunft der Politik, so wie Toggle Search die Zukunft des Wissens war, die längst zur Gegenwart geworden ist. Mit einem Schlag wurde Holzwanger klar, warum Vanessa den *Pimp-my-pot*-Pokal mit diesem

absurden Stimmenergebnis gewonnen hatte. »Das muss ich Weinberger melden!«, stieß er fassungslos aus.
»Ha«, machte Kingfish nur.
»Unglaublich … Wikileaks ist nichts dagegen! Das stellt alle bekannten Verhältnisse auf den Kopf!«
»Nun mal halblang«, bremste ihn Kingfish. »Ich hab zwar so getan, als wären schon 1296 Variablen aktiviert. Aber das stimmt nicht. Mein Dummy für Inhouse-Vorführungen verrechnet nicht mal ein Zehntel davon. Mal im Ernst … könnten vier Abtreibungen sonst so durchschlagen? Was wäre denn das für eine grobschlächtige Angelegenheit!«
»Weinberger!«, wiederholte Holzwanger und klappte den Schnellhefter zu. Auf der Rückseite stand eine kaum leserliche Notiz: *Ärger mit sieben,* entzifferte er mühsam. War das Melissas Handschrift?
»Colonel Walter Weinberger«, nickte Kingfish. »Ex-Air-Force-Offizier, jetzt bei der US Cybercom. Wurde vor anderthalb Jahren bei Toggle als Maulwurf eingeschmuggelt. Soll ich dir mehr erzählen? Ich jedenfalls würde mir ziemlich genau überlegen, was ich ihm zuflüstere. Weil ich mir genau überlegen würde, was so einer von mir gewollt hat, als er mich begnadeten Tierarzt … sorry, Radiologen, ein Ausnahmetalent in Sachen Menschenführung«, seine Stimme triefte vor Hohn, »zum Chef von Toggle Deutschland gemacht hat.«
Das saß.
Holzwanger spürte schon nach einem halben Arbeitstag, dass er auf seinem Chefposten deplatziert war. Und er wusste, dass man ihn abberufen würde, sobald Weinberger seine schützende Hand über ihm zurückzog.
»Wer weiß das?«
»Was?«
»Dass Weinberger ein Maulwurf ist.«
»Ich, Grin, Cage … Melissa.«
»Und warum haben Grin und Cage ihn dann nicht rausgeworfen?«
»Schätze, das wäre ziemlich dumm.« Kingfish öffnete den Kühlschrank und betrachtete nachdenklich die Butterdose. »Seit Nine Eleven gibt es ein US – Gesetz, das alle Unternehmen zur Kooperation mit der Regierung zwingt. Es reicht, dass ein Regierungsfuzzi einen NSL auf

den Tisch knallt, dann muss das Unternehmen alle Daten rausrücken, die die CIA interessieren.« Er nahm ein Messer aus einer Küchenschublade und zerschnitt die Butter in mehrere Teile. »War nichts.«
»NSL?«
»National Security Letter. Ist so eine Art Sesam-öffne-dich für die CIA. Erspart dem Staat viele Hacks – zu denen er eh nicht in der Lage wäre. Nur Loser gehen zur CIA.«
Mit dem Zeigefinger zerstieß er den Deckel eines Joghurtbechers und rührte darin herum. »Weiß gar nicht, ob die Dongles Feuchtigkeit vertragen«, murmelte er leise. Dann fuhr er mit normaler Stimme fort: »Wenn Toggle so etwas passieren würde, müsste Toggle dagegen klagen, um sein Image zu wahren. Andere Firmen machen das auch, wenn sie einen NSL erhalten. Ist aber langwierig, teuer und bringt schlechte PR. Fließen die Informationen dagegen unbemerkt nach Washington ab, wäscht Toggle seine Hände in Unschuld. Die Regierung kriegt, was sie will, und Toggle kann empört auf die Machenschaften Washingtons verweisen, falls doch was auffliegt. Hey, in dem Spiel befindest du dich gerade!«
»Nein!«, sagte Holzwanger entschieden.
»Prima, deine Tochter wäre stolz auf dich«, lobte der Programmierer. »Ihr Herz schlägt nämlich für Wikileaks und nicht fürs Establishment.«
»Was weißt du von meiner Tochter? Ach ja, alle privaten Lebenszusammenhänge sind öffentlich«, giftete Holzwanger.
Janek Jabłoński schüttelte den Kopf. »In dem Fall meinte Melissa nur, ich solle deiner Olga ein bisschen auf die Sprünge helfen.« Er hob beschwörend die Hände. »Aber ich habe mich nicht an ihr vergriffen, sondern sie bloß übers Internet kontaktiert. Wir kennen uns nicht persönlich.«
»Vielleicht auch noch nach Melissas Tod? Zum Beispiel unter ihrem Namen bei Myface?«
Kingfish verzog schuldbewusst das Gesicht.
»Das hat mir eine nächtliche Debatte über Leben und Tod eingebracht«, sagte Holzwanger.
»Na, dann hatte es ja doch einen Sinn«, meinte Kingfish versöhnlich. »Ich hoffe, du hast die Unsterblichkeit der katholischen Seele betont.«

94

Montag, 3. August, 11 : 45

Alexandre Ranchin hatte sich neben Pia auf das zerschlissene Familiensofa gesetzt und beobachtete mit einer gewissen Erregung, in welcher Geschwindigkeit seine Gastgeberin die von ihm mitgebrachten Knobelspiele löste: ineinander verschlungene Kettenglieder, geometrische Figuren, deren Symmetrie sich verschoben hatte – ein ganzes Arsenal vertrackter IQ – Prüfsteine.
Pia fand es ein bisschen albern.
Aber sie hatte schon immer einen guten räumlichen Orientierungssinn besessen und ließ sich deshalb nicht einmal von Olgas kratzendem Geigenspiel aus dem Obergeschoss ablenken.
»Das genügt«, sagte Ranchin. »Sie sind wirklich außerordentlich schnell.«
»Und wofür darf ich meine besonderen Fähigkeiten im Dienste der IAS einsetzen?«, flachste Pia, ein bisschen stolz über das Lob.
»Taschendiebstahl, Tresorknacken oder … wie heißt dieser Männersport, bei dem man Schlösser knackt? Lockpicking?«
»Es geht nicht um besondere Fähigkeiten«, entgegnete Ranchin.
»Kennen Sie den Satz von Goethe über den Zweck von Erziehung?
›Fähigkeiten werden vorausgesetzt, sie sollen zu Fertigkeiten werden.‹
Sehr schön! Doch es geht auch nicht um Fertigkeiten, sondern um Ihren Gesamtlevel. Sie rangieren ziemlich weit oben. Sehr weit«, wiederholte er mit einem seltsam verträumten Klang in der Stimme.
»152, wenn Sie den IQ meinen.« Es war Pia unangenehm, darüber zu reden. »Aber ich bin offen für alle Argumente, die Werte jenseits von 140 infrage stellen, weil die statistische Basis zu klein ist, um derart trennscharfe Aussagen zu treffen. Exakt gesagt: Wer glaubt, er habe einen IQ von 152, ist offensichtlich nicht klug genug, die Mathematik des Testverfahrens zu verstehen.«
Ranchin winkte ab: »In der IAS benutzen wir unser eigenes Material. Das Problem üblicher IQ – Tests besteht ja darin, dass sie Hochintelligenz von der Normalintelligenz ableiten. Dann wird es

natürlich schwer, gute Intelligenz von besserer und bester Intelligenz zu trennen.«
»Guter, bester«, murmelte Pia. »So viel Aufwand ist ja vielleicht auch nicht nötig.«
»O doch!« Ranchin hob dozierend den Zeigefinger. »Betrachtet man die Durchschnittsbevölkerung, dann nimmt die Intelligenz der Menschheit scheinbar stetig zu. Man nennt das den Lynn-Flynn-Effekt. Alle zehn Jahre werden die Intelligenztests schneller und besser gelöst als von der jeweils vorangegangenen Generation.«
»Ich weiß«, bestätigte Pia. »Es soll an der verbesserten Schulbildung und gesünderer Ernährung liegen.«
»Unfug!«, widersprach Ranchin heftig. »Denn es straft unsere Wahrnehmung Lügen, dass die Entscheidungen in Politik, Wirtschaft, Wissenschaft immer dümmer werden. Es ist zudem unlogisch, da sich die Schulbildung verschlechtert hat, seit man höhere Schulen für jedermann öffnete. Die Klugen sind am klügsten, wenn sie sich nur mit Klugen messen. Ganz wie im Sport: Gegen einen schwachen Konkurrenten muss niemand Höchstleistungen abrufen. Nein, man könnte den Intelligenzbegriff auch so konstruieren, dass er von der Spitze her funkelt und für die Massen unerreichbar bleibt.«
Pia gefielen seine Ansichten nicht. Aber sie hatte kein Gegenargument parat.
»Von Paris aus gesehen, wohnen Sie in Hamburg«, fuhr der Historiker fort. »Von Hamburg aus gesehen, wohnen Sie weit draußen auf dem Land. Genauso verhält es sich mit der Hochintelligenz. Betrachtet man sie durch die Brille üblicher Testverfahren, erscheint sie als formloses Gemenge, irgendwo weit hinten am Horizont. Der IQ von 152 wird von einem 180er nicht mehr unterscheidbar. Doch wie sagen wir Franzosen? Vive la différence! Wie steht es um Ihren Mann?«, fragte er unvermittelt.
»Er hat Schwächen.« Pia deutete lächelnd auf die Knobelspiele. »Das hier würde ihn zum Beispiel in den Wahnsinn treiben. Räumliches Vorstellungsvermögen ist nicht gerade seine Stärke.«
Im ersten Stock brach Olga ihre Geigenübungen ab.
»Passen Sie auf«, sagte Ranchin in die Stille hinein. »Mit dem Tod von Melissa Stockdale sind zwei Positionen frei geworden. Die eine, bei Toggle, hat Ihr Mann eingenommen. Bravo! Die andere, bei der IAS,

kann er nicht einnehmen, weil er dafür – pardon! – zu unintelligent ist. Aber Sie können! Und die Verbindung zu Toggle über Ihren Mann muss kein Schaden für unsere Vereinigung sein.«
Er sah sie aufmunternd an. Dann senkte er die Stimme. »Sie müssen Ihren Mann ein klein wenig hintergehen«, raunte er. »Seit Melissa tot ist, haben wir keinen direkten Zugang mehr zu Toggle, und den brauchen wir. Nur für kurze Zeit.«
»Ich dachte, Grin und Cage gehören zur IAS?«
»Dafür sind sie zu sehr Kaufleute und zu wenig Denker. Sie haben sich jedenfalls nie um eine Mitgliedschaft bemüht. Also?«
Pia runzelte die Stirn. Bevor sie etwas entgegnen konnte, war ihre Tochter ins Wohnzimmer getreten. Sie hielt einen Zettel in der Hand und steuerte den schmächtigen französischen Professor an.
»Hey, Oberboss aller Schlauberger!«, sagte sie. »Ich hab hier ein Problem.«
»Schularbeiten, Mademoiselle?«, fragte er höflich. »Dann darf ich leider nicht helfen. Das verbietet unser Ehrenkodex.«
Pia hielt eine Hand vor den Mund, damit Olga ihr Grinsen nicht sehen konnte.
»Quatsch, sind doch Ferien!«
Olga quetschte sich zwischen die beiden aufs Sofa und las von ihrem Blatt vor: »Chocolate pudding, grapefruit, green apple, pear, vanilla, watermelon. Das ist ein Buchstabenrätsel. Aber mit den Anfangsbuchstaben kommt man nicht weiter. Gibt einfach kein Wort, das man aus lauter Konsonanten bilden kann.«
Ranchin betrachtete das Blatt eingehend. »Ein Buchstabenmuster«, murmelte er konzentriert. »Moment …«
Olga kaute angespannt auf ihrer Unterlippe herum.
»Argleton«, erklärte er dann. Seine französische Intonation klang etwas missverständlich.
»Orgelton?«, fragte Olga zurück.
»Argleton. Vielleicht eine Fehlschreibweise von Arlington, dem Heldenfriedhof in Washington.«
»Wie kommen Sie darauf?«, frage Pia interessiert.
»Man nimmt nicht den ersten, sondern den letzten Buchstaben. Damit erhält man schon mal zwei Vokale, a und e. Dann muss man die

Reihenfolge ändern, und schließlich ist meine Frankofonie von Vorteil, weil ich bestimmte Silben wie le und on als Einheit wahrnehme. Also vanill**a,** pea**r,** chocolate puddin**g,** green app**le,** grapefrui**t,** watermel**on.**«
»Passt«, beschloss Olga.
Aber was fing sie jetzt damit an?

95

C.

Montag, 3. August, 6 : 00

»Wir sind ein gutes Stück weitergekommen«, sagte der Researcher, als zum dritten Mal an diesem frühen Morgen der stellvertretende CIA – Direktor bei ihm erschienen war. »Ich würde sogar so weit gehen zu sagen, Sir, dass wir kurz vor einer Lösung stehen. Sehen Sie!«
Er lud das Foto eines aufgeklappten Buches auf seinen Bildschirm. Dessen rechte Seite war in Form einer Pistole ausgehöhlt, während im linken Buchblock die Waffe steckte. Unterhalb ihres Griffes befand sich eine weitere ausgestanzte Kammer mit neun Patronen.
»Dieses Waffenversteck wurde nach dem Tode von Pablo Escobar auf seiner Hacienda Los Nápoles gefunden, und wir sind uns hier alle einig, dass darauf die Bedingung *Escobars Todesbuch* zutrifft. Die zweite Bedingung, *der Schöpfer,* bezieht sich unserer Meinung nach auf den Autor, und da wir um diese Uhrzeit keinen spanisch sprechenden Kollegen zur Hand hatten, habe ich eine markant erscheinende Verszeile getoggelt.«
Er wies auf die Aushöhlung im linken Buchblock. Genau in der Kuhle des Pistolengriffs stand ein neunzeiliges Gedicht. *Escuchar la hora del Senor Bocadillo,* lautete die letzte Zeile.
»Es gibt keinen Zweifel, dass es sich bei diesem Buch um eine spanische Tolkien-Ausgabe handelt. Die letzte Anweisung *2 auf 7* bedeutet dann, dass der siebte Buchstabe unseres Lösungsworts ein O ist.«
»Ein O?«, fragte der CIA – Direktor.
»Ganz recht, Sir, ein O.«
»Und wie viele Buchstaben enthält das Lösungswort?«
»Das wissen wir nicht.«
»Machen Sie weiter.«

96

Montag, 3. August, 12 : 00

Selbst nach nur wenigen Stunden Bekanntschaft mit Janek Jabłoński stand für Nikolaus Holzwanger fest, dass der Pole weder bösartig noch gefährlich war. Inzwischen hatte seine Suchaktion jedoch an Heftigkeit zugenommen, und Holzwanger sah mit Unbehagen, wie Kingfish die Regale in Melissas Loft ohne Rücksicht auf Trümmer und Scherben leerräumte.
Er fiel ihm in den Arm.
»Das bringt doch nichts!«, beschwichtigte er ihn. »Wir wissen beide, dass Melissa das Teil niemals im Regal versteckt hätte.«
Der Programmierer knurrte etwas auf Polnisch und setzte seine Suche fort. Als Nächstes musste ein Sparschwein in Form eines Porzellankaninchens dran glauben.
»Ahh!«, machte Holzwanger plötzlich und schlug sich mit der flachen Hand an die Stirn. »Natürlich!«
Melissas Loft war mit einem Zahlenschloss gesichert, und der Zugang zu Toggles Büroräumen wurde über eine Chipkarte geregelt. Neben der Tür aber hing ein Bund mit Schlüsseln, deren Bärte selbst aus größerer Entfernung wie die Kontakte eines USB – Chips aussahen. Holzwanger bemühte sich, seinen Blick weder krampfhaft davon fernzuhalten, noch explizit dorthin zu schauen.
»Ja und? Her mit dem Ding, wo immer es steckt!«
Kingfish streckte seine Hand aus.
Holzwanger schüttelte den Kopf.
Kingfish war ihm sympathisch, aber seine Haltung blieb undurchsichtig. Was wollte er mit den Kryptochips?
»Lunchtime, wir gehen essen«, entschied er, um Zeit zu gewinnen.
»Keinen Hunger.«
»Ich schon«, entgegnete Holzwanger. »Und ich schätze, wir beide brauchen einen ausführlichen Datenabgleich.«
Der Programmierer sah seinen Vorgesetzten belustigt an. »Scheitert schon an der passenden Schnittstelle«, erklärte er. »Na gut,

meinetwegen. Aber nur ersatzpolnisch.«
»Ersatzpolnisch?«
»Italiener sind die zweitbesten Katholiken nach uns.«
Holzwanger signalisierte sein Einverständnis und ließ Janek Jabłoński an der Eingangstür den Vortritt. Unauffällig gelang es ihm, den Schlüsselbund vom Haken zu pflücken. Er ließ ihn in seine Hosentasche gleiten.
»Melissa war das klügste Mädchen, das mir je begegnet ist«, taute der Pole beim Italiener auf, nachdem ihn Holzwanger mit ein paar Anekdoten aus seinem früheren Berufsleben angefüttert hatte. Allesamt standen darin die Großkonzerne als Bösewichte da, was dem Weltbild Jabłońskis entgegenkam. »Melissa und ich haben eine Zeit lang gemeinsam gecoded. Ich programmiere sonst nie im Team.«
»Wusste ich nicht, dass sie das beherrschte«, sagte Nikolaus Holzwanger.
Kingfish nickte. Dafür, dass er keinen Hunger hatte, waren die Berge an Antipasti auf seinem Teller beachtlich ausgefallen. »Schnörkellos, ohne eine einzige überflüssige Zeile. So was können nur Leute, die am Anfang schon genau wissen, wie der Code am Ende auszusehen hat. Keine Umwege, keine Sackgassen. Wie dem auch sei … sie hatte ein bisschen Sex mit Grin, das erzählte ich schon, aber in der Hauptsache war sie SEIN Geschöpf.«
»Ranchins?«
»Er hat sie mit zwölf entdeckt. Gibt es so was wie geistigen Kindesmissbrauch? Ich bin auch nicht blöd, aber Pater Wachlukov hat immer dafür gesorgt, dass ich an einen anderen Gott glaube als nur an mein Gehirn. Melissa muss mit zwölf auf den IAS – Aufnahmetest gestoßen sein – das war vor dem Internet, Gott weiß, wo sie die Aufgaben aufgetrieben hat! Aber sie drückte sich damals ständig in Bibliotheken rum, vielleicht hatte sie jemand da liegen lassen. Den Test hat sie dann mit Maximalpunktzahl bestanden, mit zwölf. Ich glaube, dieser Ranchin sah seitdem in ihr so eine Art Jungfrau von Orléans.«
»Hat er sie … sexuell …?«
»Wozu? Der fickt nur alte Bücher. Gibt’s auch was Süßes?« Er winkte den Kellner herbei. Während er die Dessertkarte inspizierte, sprach er weiter: »Irgendwann, vor drei Jahren, kam sie mit was Neuem zu mir.

Toggle stagnierte gerade ein bisschen, niemand wusste, wohin man als Nächstes marschieren sollte. Booksearch lief, aber ächzend, Streetview war nur eine Blaupause. Ob das wirklich ein Knaller werden würde? Ihre Idee war es, Schluss mit der Stimmengleichheit in der Demokratie zu machen, weil die höchst ungerecht sei. Kam natürlich nicht von ihr, sondern von Ranchin. Und der hatte die Idee aus einem alten Buch. Cassata alla siciliana«, nickte er dem Kellner zu.
»Der Buchtitel?«
Kingfish schüttelte den Kopf. »Vergessen. Stammt von einem Dingso Dingsi, auch vergessen. Jedenfalls meinte Melissa, der Computer sei letztlich nur dazu erfunden worden, unserer eingerosteten Demokratie zu einer besseren Entscheidungstechnik zu verhelfen. Man kann doch in der Politik heute nicht mehr so tun, als würden die Menschen noch in Kutschen durchgerüttelt wie 1789.«
Überraschend schnell brachte der Kellner das Dessert. Kingfish machte sich über das Eis mit den kandierten Früchten her. »Ich hatte noch nie von einer so guten Toggle-Anwendung gehört, bei der jedem sofort klar wird, dass sie irgendwann kommen musste. Eine absolut logische Folge der Datenprofile, die wir sowieso schon überall hinterlassen.«
»Warum hat Melissa Toggle Democracy dann nicht längst freigeschaltet?«
»Mh, das ist wie mit Schwarzgeldwäsche. Wenn du bei Toggle was insgeheim entwickelst – das kommt dauernd vor, du hast es ja selbst gemacht –, musst du dir überlegen, wie du es firmenintern legalisierst. So weit waren wir noch nicht. Außerdem ging ihre Vision noch weiter. Unsere Formel kann nur Messwerte verarbeiten. Messwerte sind statisch und abstrakt. Richtig spannend wird es, wenn sich das menschliche Verhalten direkt auf das Formelergebnis auswirkt.«
»Wie soll das gehen?«
»Oh, es gibt schon ein Unternehmen, das unser Verhalten digitalisiert«, antwortete Kingfish. »Deine Hamburger Belegschaft ist da Mitglied, deine Tochter, deine Familie, wahrscheinlich alle außer dir selbst. Myface! Jede Handlung dort hinterlässt eine digitale Spur. Wenn Toggle Democracy darauf Zugriff erhielte, würde dein Verhaltensprofil ganz unmittelbar in die Formel einfließen. Dein Stimmenwert hinge dann nicht nur davon ab, wie viele Freunde du hast, sondern auch, ob es die

richtigen sind. Und ob diese richtigen wiederum die richtigen Freunde besäßen. Wendet sich ein Wertvoller im dritten Glied plötzlich von dir ab, sinkt auch dein Wert, ohne dass du es selbst merkst. Du kaufst etwas Unökologisches, du spielst einen brutalen Egoshooter, du setzt den ›Gefällt mir‹-Knopf unter eine zwiespältige Kampagne, du reagierst auf eine Werbeanzeige oder du reagierst *nicht* auf eine Werbeanzeige … all das prägt dein Ergebnis ebenso wie das Verhalten deiner Freunde. Dieses Profil wäre viel genauer als das bei Toggle! Es rechnete soziale Handlungsweisen eins zu eins in Menschenwert um.«
»Das unterminiert die Grundlagen unserer Gesellschaft!«, erregte sich Holzwanger.
»Genau«, bestätigte der Programmierer. »Es unterminiert den verlogenen Quatsch, mit dem sie uns vorgaukeln, alle paar Jahre mitentscheiden zu dürfen. Damit kannst du bei den Computerkids keinen Blumentopf mehr gewinnen. Aber der neue Mechanismus ist geil! Politik bezieht sich aufs Zusammenleben. Was ist da logischer, als die Abstimmungsrechte genau danach zu gewichten, wie jemand sich im Zusammenleben verhält? Je wertvoller er fürs Gesamtsystem ist, umso mehr darf er dann auch übers Gesamtsystem entscheiden.«
Er lehnte sich zufrieden zurück. »Das ist echt die geilste Sache der Welt, seit Lech Wałęsa die Arbeiter der Lenin-Werft zum Streik aufrief.«
»Ich muss Olgas Account bei Myface löschen«, murmelte Holzwanger zu sich selbst.
»Na ja«, meinte Kingfish. »War ja alles nur Zukunftsmusik. Ich glaube nicht, dass Melissa vor ihrem Tod noch den Kontakt zu Myface hergestellt hat.« Plötzlich verdüsterte sich seine Miene. »Woran ist sie gestorben?«
»Überdosis Insulin. Keine Fremdeinwirkung. Hat sich umgebracht.«
Kingfish sagte einen Moment lang gar nichts, sondern starrte nur vor sich hin. »Nennt man es auch ›sich umbringen‹, wenn man etwas aus Überzeugung tut?«, fragte er schließlich.
»Bilanzselbstmord«, nickte Holzwanger »Aber die Wissenschaft streitet noch darüber, ob es den wirklich gibt. Allgemein geht man davon aus, dass sich nie jemand aus freiem Willen umbringt, sondern immer Verzweiflung dahintersteckt.«
»Und wenn es andere von einem erwarten?«

»Wäre es Mord«, antwortete Holzwanger sofort.
Der Kellner brachte zwei Espressi. Kingfish schob den Kaffee von sich weg.
»Morde ermorden Ideen«, sagte er dumpf. »Wenn nur ein Mensch für eine Idee sterben muss, ist die Idee tot, egal wie gut sie vorher war.« Er beugte sich zu Holzwanger vor. »Melissa war das Eichmaß der Formel«, raunte er. »Sie musste sterben, damit die Obergrenze des Stimmenwertes fixiert ist. Höher kann niemand kommen. Und wenn jemand höher käme, wüsste Ranchin sofort, dass ihm Gefahr droht. Er ist sehr besorgt um seinen IQ.«
»Moment mal«, protestierte Holzwanger, »die Ergebnisse sind doch nicht starr. Deine Worte! Wie kann bei über 1200 Variabeln der IQ so schwer wiegen?«
»Doc, sei nicht naiv!«, fuhr ihn der Pole an. »Die Formel unternimmt eine Gewichtung der Variablen! Und wenn die Societas Jesu Reloaded 1000 Mitglieder hat, genügt das für eine komfortable Mehrheit bei den allermeisten Abstimmungen. Vorausgesetzt, sie hat die Stellschrauben vorher in die richtige Richtung verstellt.«
»*The Thousend*«, murmelte Holzwanger. Plötzlich war ihm um Pia bange.
»IAS«, nickte Kingfish. »International Association of Supremacy. Untereinander buchstabieren sie das Kürzel allerdings anders: *Intelligence As salvation*.«
»Als Erlösung?«
Der Pole nickte. »Der Gründer muss eine ziemliche Macke gehabt haben. Aber zum Glück ist die Formel ja nicht online. Mir würden nämlich die Dongles fehlen, um sie zu entschärfen.«
»Moment … *die* Dongles? Beide?«
»Äh, hab Melissa meinen vor vier Wochen geliehen«, gestand Kingfish verlegen. »Sie wollte noch ein paar Verbesserungen vornehmen. Schätze, sie sollte die Formel im Auftrag von Ranchin beim IQ überdrehen.«
Wortlos legte Holzwanger den Schlüsselbund auf den Tisch. Der Pole blickte kurz darauf. Dann lachte er bitter: »Das sind ganz normale USB – Sticks. War mal eine sinnlose Imagekampagne, ›Wir schließen Ihren Geist auf‹ oder so ähnlich. Das Zeug blieb haufenweise im Büro liegen.«

Er begann zu grübeln.
»Haben die bei Melissas Leiche nichts gefunden?«, fragte er.
Holzwanger zuckte nur mit den Schultern.

97

Montag, 3. August, 12 : 15

Joshi, der Fünfjährige, hatte sich auf dem Spielplatz mit seinem Freund gestritten und befand sich auf dem Nachhauseweg. In seiner Hosentasche spielte er mit dem silbernen Legoteil herum, das er in Mellau aus dem Bach geangelt hatte. Es ärgerte ihn seit Tagen. Wie konnte man ein Teil nur so blöd konstruieren, dass es nicht ineinander passte, obwohl es doch so aussah, als ließen sich beide Hälften zusammenstecken!
Zu Hause angekommen stieg er zu Olga in die Mansarde hoch. Ohne anzuklopfen, stiefelte er in ihr Zimmer und ließ sich aufs Bett plumpsen. Seine Schwester saß am Computer.
»Wo ist Mama?«
»Unten. Wir haben immer noch Besuch.«
»Bääääh«, maulte Joshi.
»Halt die Klappe, ich muss mich konzentrieren!«
Doch das musste sie gar nicht.
Sie hatte längst herausgefunden, was Argleton war: Ein Fantasieort auf den Satellitenbildern von Toggle Maps. Die Kartografen hatten ihn als Markierung auf einem blanken Acker zwischen Ormskirk und Aughton in West-Lancashire eingetragen. Das Netz steckte voller Kommentare zu dieser Anomalie. Selbst einen eigenen Wikipedia-Eintrag gab es.
Olga war noch nie in England gewesen. Mit einem Vater, der die deutsche Toggle-Niederlassung leitete, sollte ein Flug dorthin jedoch kein Problem sein.
»Was machst’n da?«, fragte Joshi.
»Gar nichts. Verzieh dich!«
Joshi trollte sich.
Im Wohnzimmer zankte sich Mama mit dem Besucher herum. Sie stritt zwar nicht so, wie sie mit ihren Kindern schimpfte, wenn sie wütend war, aber Joshi hörte ihrer Stimme schon vom Flur aus an, dass sie gleich explodieren würde.
»Es ist völlig unerheblich, ob Intelligenz erblich ist«, sagte der Mann. »Hauptsache, sie ist da.«

»Sehr richtig«, entgegnete Mama hitzig. »Aber Sie haben gerade gesagt, dass die IAS Intelligenz als genetisch verankert betrachtet.«
»Und wo sie da ist«, ging der Mann über den Einwand hinweg, »muss sie Vorrang genießen. Das Problem der Demokratie ist, dass niemand Vorrang genießt.«
»Absolut unrichtig!«, erklang es von Mama. Ihre Stimme war nun fast so schneidend wie bei einem Familienstreit. »Falls Sie darauf bestehen, bin ich mir nicht sicher, ob ich der IAS länger angehören will.«
Joshi verstand nicht, wovon die Erwachsenen sprachen. Er wusste nur, dass man Intelligenz mit Löffeln essen konnte. Das hatte Papa mal gesagt.
»Wir wollen keine ideologischen Scheingefechte führen«, sagte der Mann. »Mir ist es vollkommen gleichgültig, ob die Eltern eines Hochbegabten minderbemittelte Kretins sind, solange man ihnen die Erziehung des Kindes entzieht. Ich will nur, dass die Hochbegabung Wirkung entfalten kann. Wie wenig Demokratie ohne Vorrang der Klügeren funktioniert, können Sie täglich in der Rushhour erkennen.«
»Bin wieder da!«, verkündete Joshi und trat ins Wohnzimmer. Pia strich ihm kurz über den Kopf. »Es reicht«, befahl sie dem Mann.
»Mama, das ist blödes Lego!«, sagte Joshi und zog die beiden nicht zueinander passenden Bausteine aus seiner Hosentasche. Sie hingen an einer dünnen Silberkette und waren auch nicht aus Plastik, sondern aus Titanium.
»Wo hast du das her?«, fragte Pia stirnrunzelnd. »Das ist kein Lego, Stoffel.«
»Gefischt … gefunden«, druckste Joshi herum. Er wusste, dass man gefundene Sachen eigentlich abgeben musste.
»Du weißt, wir haben dir verboten, an der Binnenelbe zu spielen!«
»Im Bach am Schloss«, flennte Joshi. »Bei der Totfrau.«
Alexandre Ranchin zog die rechte Augenbraue hoch. »Dürfte ich mal?«, fragte er höflich. Pia reichte ihm die Kette. Er wog sie in der Hand.
»Melissa und ich hatten eine sehr enge Beziehung, beinahe wie Vater und Tochter. Ich würde die Kette gerne als Andenken behalten.«
»Bitte sehr«, meinte Pia, kurz angebunden. »Und was alles andere betrifft …«
»Hat sich erledigt«, winkte Ranchin ab. Er steckte die beiden Dongles

ein. »Die IAS braucht Ihre Hilfe nicht mehr. Sie sind schließlich nur ein sehr niedrig gestufter Neuling, der von allen Mitgliedern die kürzeste Zeit dabei ist.« Er bemühte sich nicht mal mehr um einen verbindlichen Tonfall.
»Oha«, meinte Pia säuerlich. »Widerspruch scheint nicht als Zeichen von Intelligenz betrachtet zu werden.«
»Intelligenter Widerspruch schon«, parierte der Franzose. »Aber wir wollen uns nicht weiter streiten, Madame. Um auf die Rushhour zurückzukommen: Ist Ihnen schon einmal aufgefallen, dass Menschen grundsätzlich in verstopfte Kreuzungen hineinfahren? Sie tun das, weil die Ampel grün zeigt und ihnen ein Recht darauf zu geben scheint. Wenn sie nachdächten, wüssten sie aber, dass ihr Verhalten zu noch mehr Verstopfung führt. Genauso funktioniert Demokratie! Jeder beansprucht freie Fahrt für sich und vergrößert das Chaos nur.«
»In Deutschland muss man vor verstopften Kreuzungen warten«, entgegnete Pia bissig.
»Exactement! Die Deutschen brauchen sogar ein Gesetz, um sich vom Denken zu entlasten. Nicht mal das befolgen sie dann.« Er schüttelte den Kopf. »Pardon, wenn ich Ihnen zu nahe trete, aber unter den Gründern der IAS befand sich nur ein einziger Deutscher – und der war ein Jude aus dem Baltikum.«
Unverschämterweise entzündete er sich nun eine Zigarette. Mitten im Wohnzimmer!
»Sie haben ein Mitglied weniger«, sagte Pia verbittert.
»Die IAS kann man nicht einfach verlassen«, entgegnete Ranchin emotionslos. »So wie Sie eine Eingangsprüfung absolvierten, müssen Sie eine Austrittshürde überwinden. Ich werde Ihr Ansinnen an das entsprechende Gremium weitergeben. Mehr kann ich nicht tun.«
Er steckte sich eine zweite Gitanes an und ließ die Kippe der ersten zu Boden rieseln. »Sie haben ja keine Aschenbecher im Haus«, merkte er an.
Nach einer Entschuldigung klang es allerdings nicht.

98

INTERMEZZO Neapel

Mittwoch, 23. August 1769

Für Ferdinando Galiani, dessen Lebensmotto *nil repente* lautete, ›Nur nichts Unvermutetes‹, waren die letzten Monate schwer erträglich gewesen. Seit den ersten Tagen des Jahres 1769 hatte er gespürt, wie ihm der Gegenwind aus der feinen Pariser Gesellschaft ins Gesicht blies. Salonièren wandten sich von ihm ab, Einladungen blieben aus. Schließlich traf ein Schreiben aus der Heimat ein, das ihn zum Vorsitzenden am Obersten Handelsgericht Neapels ernannte. Es trug die Paraphe des Marchese Tanucci, atmete aber den Willen Ludwigs XVI., der seine Macht weit über die Landesgrenzen hinaus auszuspielen vermochte.
Nil repente! Wozu machte man all die Pläne im Leben, buckelte hier und schmeichelte da, wenn doch der Federstrich eines Monarchen genügte, sie außer Kraft zu setzen?
Nun hockte Galiani wieder in Neapel, litt unter der Sommerhitze, freilich noch mehr unter dem Mangel an ebenbürtigen Gesprächspartnern. Gewiss, das Lustschloss des Königs beider Sizilien war in Caserta zu Teilen fertiggestellt und hielt mit seinen geplanten zwölfhundert Zimmern dem Vergleich mit Versailles stand. Doch wer bevölkerte diese Räume? Ein seit Jahrhunderten in feiner Lebensart gedrillter Hofstaat wie in Frankreich? Oder ein italienischer Bauernadel, der es für vornehm hielt, seine wenigen Negersklaven beim Glücksspiel zu riskieren?
Die größte Enttäuschung seiner Rückkehr hatte ihm freilich die Witwe seines früheren Dieners Luigi beschert. In einer schier endlosen Litanei hatte sie ihre Lage beklagt, drei Viertelstunden musste Galiani sie aushalten, bis er dem Schwall ihrer Worte endlich den Verlust seiner Matratze entnahm. Denn nach der Deportation an die Gestade des Kirchenstaates hatte Angelina über zwei Jahre gebraucht, um wieder in die Heimat zurückzufinden, wobei sie unterwegs offenbar zu genügend

Geld gekommen war, um nun das Leben einer lustigen Witwe führen zu können. Ob Schmuggelei, Hehlerei oder andere Dienstleistungen dahintersteckten, interessierte den Abbé nicht. Er wollte nur wissen, was mit seinen Druckbögen passiert war.
»Man sagt, die Matratze sei von einer Lumpensammlerin gestohlen worden«, stammelte Angelina unter heuchlerischen Tränen. »Mehr weiß ich nicht, Monsignore!«
»Bah!«, machte Galiani, denn er roch den billigen Wacholderschnaps in ihrem Atem. »Gibt es viele Lumpensammlerinnen in der Stadt?«
»Jede Frau, die die Mäuler ihrer Kinder stopfen muss, hebt auf, was sie findet«, greinte Angelina. »Erst waren es die Franzosen, die im Hafen unsere Lumpen aufkauften, jetzt sind es die Engländer.«
Das wusste Galiani. Seit geraumer Zeit erwog er eine Schrift über den Preisanstieg bei Lumpen. Er hielt ihn für eine Folge jener Sucht, sich in der Beschreibung der Welt zu ergehen, obwohl sich dadurch keine Veränderungen herbeiführen ließen. Die zugleich entstehende Papierknappheit konnte man nur durch britische Lakonie bekämpfen. William Smellie, so hatte Leclerc de Buffon in einem Brief berichtet, plante dem Rätsel ›Frau‹, *woman*, in der Encyclop*æ*dia Britannica ganze vier Worte zu widmen: *The female of man.* Eine schöne Pointe für ein Pamphlet wider die Papierverschwendung.
Galiani vermisste Georges-Louis Marie Leclerc de Buffon. Noch mehr vermisste er Madame d'Epinay, wiewohl ihm die Freudenhäuser Neapels eine reiche Auswahl an jungen Mädchen boten. Die Liaison mit der Epinay war etwas anderes gewesen, ein Bund des Geistes, gekrönt von unschuldigen körperlichen Freuden zweier reifer Menschen.
»Man sucht also die Nadel im Heuhafen«, schloss Galiani aus den Worten der Witwe.
»Monsignore, so eine Suche hat gar keinen Sinn. Bestimmt ist Ihre Matratze längst in einer Londoner Papiermühle zermahlen und zerkocht worden, um daraus ein anglikanisches Gebetbuch zu machen.«
Bloß nicht, dachte Galiani. Ein Gebetbuch wäre wirklich das Allerletzte!
Das Gespräch lag zwölf Wochen zurück. Zehn Wochen war es her, dass Ferdinando Galiani den greisen Kronminister Tanucci um Unterstützung in einer wichtigen Angelegenheit gebeten hatte.
»Sie wollen in den Gärten von Caserta eine Gesellschaft geben, Galiani?

Mitten im August? In der sengenden Sonne?«
»Keine Gesellschaft … ein Philosophikum.«
»Was verstehen Sie darunter?«
»Die Versammlung kluger Köpfe.«
»Ah, ohne Frauen!« Tanucci schien erleichtert, denn er hatte schon eine Welle von Ohnmachtsanfällen vorhergesehen. »Und woher nehmen Sie, mit Verlaub, in Neapel all die klugen Köpfe, um die Gärten von Caserta zu füllen?«
»Uns genügt ein kleiner Teil der Anlage. Wir werden, während wir denken und reden, darin wie die alten Griechen herumwandern. Peripathie nennt man das.«
»Peripathie, soso.« Der Kronminister war sich unschlüssig. »Noch einmal, Galiani: Woher nehmen Sie die klugen Köpfe?«
»Ich lade sie aus Frankreich ein. Es wäre hilfreich, wenn die königliche Schatulle dafür eine kleine Reisebeihilfe zur Verfügung stellte.«
»Aber warum nur?«, fragte Tanucci, mehr erstaunt als empört über das dreiste Ansinnen.
»Weil man höfischen Glanz nicht durch die Errichtung von Prachtbauten erzeugt, sondern ausschließlich durch die Bestückung der Gebäude mit den richtigen Menschen. Das ist die Lehre, die mir Versailles erteilte.«
»Nun, nun!«, entgegnete der Kronminister, »Sie wollen keine Gebäude bestücken, sondern nur die Gärten von Caserta beleben!«
»Meine Gäste taugen leider nicht für königliche Prachtbauten. Sie sind zumeist Bürgerliche und eben … Peripathetiker.«
Am Ende der Audienz war es Galiani gelungen, dem greisen Kronminister eine zweitägige Gesellschaft in den Gärten von Caserta samt Lakaien, Bewirtung, Beherbergung der Gäste und Übernahme ihrer Schiffspassagen ab Marseille abzuringen. Unwägbar blieben das Wetter – im August allgemein kein Problem – und die Frage, ob es die vornehmlich aus Paris anreisenden Besucher in so kurzer Zeit bis Neapel schaffen würden.
Im Hafen war ein sardisches Schiff vor Anker gegangen, eine Brigg, die Bauholz und Kork brachte und – wie sollte es auch anders sein? – auf eine Rückfracht mit Lumpen spekulierte. Wegen ihrer ordinären Ladung hatte sie nur wenige Passagiere an Bord, doch sieben davon nahmen eine Diligence zu Galianis Stadthaus gegenüber dem Palazzo Como. Es

waren der Naturforscher Leclerc de Buffon, der Tuchhändler Chaim Otto Fünfgeld, beide in langen Reisen erfahren und deswegen nicht sonderlich über die rustikale Passage verschnupft, sowie fünf weitere Pariser Bekannte des neapolitanischen Diplomaten. Dagegen fehlten Madame d'Epinay, der Galiani unter männlichem Decknamen ebenfalls eine Einladung hatte zustellen lassen, sowie Voltaire und Diderot. Sie zogen es vor, die Welt in ihren Werken zu beschreiben, ohne sie zuvor mühsam inspiziert zu haben.

»Züchtigt eure Intelligenz, lernt zu weinen über die Wunden des Herrn, werft eure Bücher weg!«, rief Galiani seinen Gästen euphorisch entgegen, als er sie im größten seiner eher bescheidenen Räume willkommen hieß. »Ich hatte, offen gestanden, mit mehr Beteiligung gerechnet, aber so erliegen wir wenigstens keiner Selbsttäuschung: Wir waren wenige, wir sind wenige und wir werden wenige bleiben.«

»Was ist denn das für ein Begrüßungsspruch«, knurrte Leclerc de Buffon. »Ich denke, Neapel hat seine Jesuiten zum Teufel gejagt! Man kommt sich ja vor, als beträte man ein Kloster.«

»Oh, vergesst nicht, *kryptoi philoi,* in Neapel zählt ein Abbé mehr als im gottlosen Paris. Die Leute achten auf Kleinigkeiten. Demütig will euch die Heilige Kirche sehen, nicht naseweis wie ein Galilei oder Kopernikus!« Galiani bekreuzigte sich flüchtig. »Doch damit lassen wir es bewenden. Darf ich euch Francesco Sbiffio-Trulli vorstellen? Er ist der einzige Einheimische, der sich meiner Gunst erfreut. Zugegeben, vor Jahren noch hielt ich ihn für einfältig, weil er als Händler den Geist des Weines besser kennt als den der Bücher. Aber ich habe mich in ihm geirrt! Erstens kann es angenehm sein, hin und wieder aus Büchern auf- und in den Geist des Weines einzutauchen, zweitens lässt sich auch unbelesen denken.«

»Wohl wahr«, bestätigte Chaim Otto Fünfgeld. »Ich lese bevorzugt Kontobücher.«

»Da haben unsere Kaufleute etwas gemeinsam!«, spottete Galiani.

»Alors, copains! Ich will den Augen meiner geheimen Freunde nicht verbergen, dass sich das Leben eines neapolitanischen Handelsrichters in erzwungener Genügsamkeit vollzieht. Wer meinen Abstieg mit garstigen Worten kommentieren will, bevor wir ins prächtige Caserta aufbrechen, folge mir zu einer kleinen Besichtigung. Aber ich warne! Fallen die

Worte zu garstig aus, werden meine Widerworte nicht lange auf sich warten lassen.«
Nachdem die Gesellschaft am Abend in Caserta angelangt war und in einem seitlichen Schlossflügel genächtigt hatte, machte ihr Bernardo Tanucci am nächsten Morgen seine Aufwartung. Der Kronminister schien von der Anzahl der Köpfe etwas enttäuscht, gab sich aber alle Mühe, dies zu verbergen. In den Gärten standen Speisen und Getränke für gut die zehnfache Menge an Gästen bereit, und die Zahl der Lakaien übertraf sogar noch das Maß von Versailles. Allerdings kannte ohnehin nur einer den französischen Hof aus eigener Anschauung, und Georges-Louis Marie Leclerc de Buffon war kein ausgesprochener Patriot. Er lobte stattdessen seinen Gastgeber in den Himmel. Der greise Marchese Tanucci geriet darüber so in Freudentaumel, dass Galiani alle Mühe hatte, ihn zur vereinbarten Stunde wieder loszuwerden.
Die Versammlung sollte unter sich bleiben.
»Sie erinnern sich unserer Pariser Soiree Ende Dezember«, begann Galiani im Schatten einiger aufgespannter heller Sonnensegel aus Leinen. Die frisch gepflanzten Schirmpinien standen noch nicht hoch genug. »Wir waren uns einig, dass der Welt Ungemach droht, wenn die Verhältnisse in Bewegung geraten. Es ist nie gut, wenn ein Berg rutscht und seine Spitze im Tal landet – wir Neapolitaner wissen zudem, dass es noch schlechter ist, wenn der Berg sein Innerstes nach außen befördert.«
Der Händler Sbiffio-Trulli bekundete mit einem Nicken seine Betroffenheit. Er besaß etliche Weinberge am Fuße des Vesuvs.
»Ich habe Ihnen damals eine kleine Einführung in mein 1754 entworfenes System der Entscheidungsfindung gegeben und wollte den König von Frankreich dazu bewegen, meinem Rat zu folgen. Leider ist der König von Frankreich weniger klug, als man ihm nachsagt. Ja, er wäre keinesfalls klug genug, um heute unter uns zu weilen. Denn hier versammeln sich *capita mundi*, die Köpfe der Welt.«
»Wie stellen Sie Klugheit fest, Abbé?«, fragte Chaim Otto Fünfgeld kauend und spuckte einen Olivenkern aus.
»Nun, dafür gibt es verschiedene Wege. Man kann Aufgaben formulieren und Lösungswege begutachten. Man kann dem Klang einer Rede lauschen und die Plausibilität der Argumente bewerten. Schließlich kann man den Kopf vermessen und sein Volumen berechnen. Das halte

ich für den schwächsten Weg.«
»Warum?«, wandte der Weinhändler Sbiffio-Trulli ein. »Hohlmaße lassen sich gut vergleichen! Und durchs Klopfen an die Spundwand kann man sogar feststellen, ob ein Fass voll oder leer ist.« Er pochte an die Stirn eines neben ihm stehenden Domestiken und lauschte dem stumpfen Widerhall. Der Diener verzog keine Miene.
»Leider haben nur sehr wenige Menschen flüssige Gedanken«, kommentierte Galiani, »so dass der Schluss auf deren grundsätzlich liquide Gestalt gewagt wäre.«
»Mir ist in England unlängst ein denkwürdiger Begriff untergekommen, der für uns brauchbar sein könnte«, warf Fünfgeld ein. »Man nennt das, was einer mit dem Kopf anzustellen vermag, *Intelligence*.«
»Interessant! Und was verstehen die Engländer darunter?«
»Einerseits die Fähigkeit, vorhandene Ordnungen und Regeln in der Natur zu erkennen«, erläuterte der Kaufmann, »andererseits zu bemerken, wo die Natur keine Ordnungen und Regeln mehr enthält, sondern der Zufall seine Macht ausspielt. Ein Wissenschaftler wäre demnach klug, der Abergläubische dumm.«
»Die Frage ist nur«, erhob Leclerc de Buffon seine Stimme, »gilt das auch für Frauen?«
»Nein, niemals, um Himmels willen, undenkbar!«, erscholl es von allen Seiten her. Galiani hob beschwichtigend die Hände: »Niemand wird einer Frau dieses Vermögen zubilligen wollen!« Für einen Moment gedachte er schuldbewusst der Madame d'Epinay, seiner Muse und Mätresse, die ihn aus mancher geistigen Blockade erlöst hatte. »Sagen Sie, Fünfgeld, welches Wort verwendet der Engländer für Erlösung?«
»*Salvation*, wenn ich mich nicht irre.«
»Dann schlage ich vor, dass sich unsere geheime Bruderschaft als Motto *Intelligence As salvation* erwählt.«
»Erlösung, da schlägt der Abbé wieder durch«, brummte Leclerc de Buffon, doch es klang gutmütig.
»Zweck der Bruderschaft ist die gemeinsame Rekonstruktion jener Schrift, die ich 1754 erstellte, leider jedoch durch Intrigen des Kronministers Tanucci verlor«, fuhr Galiani fort.
Auf den Gesichtern malte sich Enttäuschung aus. Rekonstruktion – das klang nicht nach geistigem Neuland und wagemutigen Gedanken,

sondern nur nach ausgetretenen Pfaden.
»Dafür braucht man doch keinen Geheimbund«, konstatierte Chaim Otto Fünfgeld. Er wandte sich an Galiani: »Da Sie mir Ihren Kummer schon brieflich mitgeteilt hatten, bin ich gestern Abend noch kurz an jenem Ort gewesen, an dem sich Ihre verschollene Schrift unfehlbar würde finden lassen.«
Er winkte einem Lakaien, flüsterte diesem etwas ins Ohr, woraufhin der Lakai verschwand und nach wenigen Minuten mit einem Holzfässchen zurückkehrte. Der Weinhändler Sbiffio-Trulli musterte es kennerisch und erklärte dann, dieses Süßweinfässchen an die Offizin Raimundi verkauft zu haben, wo es wie viele andere ausrangierte Bütten dazu diente, ungebundene Druckbögen vor Stößen und Feuchtigkeit zu schützen.
»Sie werden mir nachsehen, Abbé, dass ich nicht zu den tiefsinnigen Geistern gehöre, die Bücher lesen«, meinte der baltische Kaufmann. »Aber als Händler weiß ich aus Erfahrung, dass man rare Stücke am ehesten beim Erzeuger findet.«
Er ließ den Lakaien das Fässchen öffnen. Ein eng gefalteter Druckbogen lag darin.
»Signor Raimundi, Ihr Drucker, hat selbstverständlich ein Exemplar der Schrift zu eigenen Zwecken zurückgehalten. Einerseits, um nach Ihrem Tode eine Abschrift davon in Umlauf zu bringen und daran ganz alleine zu verdienen. Andererseits, weil er sich der Zensurbehörde verpflichtet hat, nicht nur ihr Zuträger, sondern auch ihr Archivar zu sein. Das ist ein häufig geübter Brauch. Bitte sehr!«
Er überreichte Ferdinando Galiani ein Werk, das dieser zwar geschrieben, aber fünfzehn Jahre lang nicht mehr in den Händen gehalten hatte.
»Kolossal«, staunte der Empfänger. »Da sieht man wieder, wie beschränkt ein Einzelner ist, wenn er sich nicht in allen Bereichen des Lebens auskennt.«
So sorgsam, als handle es sich um eine biblische Offenbarung, entfaltete er den Druckbogen und legte ihn ins ausgetrocknete Gras des Schlossparks. Dann bedeutete er seinen Gästen, auf die Knie zu gehen und sich der Lektüre hinzugeben. Leclerc de Buffon ließ es sich nicht zweimal sagen, die anderen folgten zögernd. Sechs Lakaien nahmen eines der Sonnensegel und spannten es über der Lesegesellschaft auf. Sie

waren gewohnt, keine Fragen zu stellen. Aber sie freuten sich schon, diese lächerliche Szene in die Kaschemmen Neapels zu tragen.
Am Nachmittag verwandelte sich die Gruppe endlich in die angekündigte Versammlung von Peripathetikern. Man spazierte die etwa zwei Kilometer lange Sichtachse vom Palast zum Wasserfall entlang, und obwohl die geplante Brunnenlandschaft noch unvollendet war, ließ sich ihre künftige Pracht erahnen. Eine Pracht, wie sie nur Monarchien hervorbrachten, in denen der Wille des Einzelnen nicht vom Gegenwillen vieler Opponenten zersetzt wurde.
Schwer beeindruckt von Galianis Formel und ebenso schwer beunruhigt von den Umsturzberichten des Chaim Otto Fünfgeld, der überall auf der Erde Throne wackeln und Reiche wanken sah, schwor die Bruderschaft der geheimen Freunde, *kryptoi philoi,* über Aufstände und Umbrüche, Revolten und Revolutionen hinweg den Geist der gerechten Ungleichheit zu bewahren, bis zu jenem Tag, an dem das Unfehlbare System zur perfekten Lenkung der Welt jene Experimente ablösen würde, die bis dahin Schindluder mit dem Glück der Menschheit getrieben haben würden. Die Bruderschaft schwor, ihr Wissen über Generationen nur an ausgewählte Hüter der *Intelligence* weiterzugeben, die keinesfalls weiblichen Geschlechts sein durften.
Über diesen Punkt kam es schließlich doch zum Streit.
»Messieurs, ich kann nicht ausschließen, dass den Frauen Klugheit zuwächst, wenn man sie an den Schätzen der Bildung teilhaben lässt«, argumentierte Galiani, ganz seiner Herzensdame verpflichtet. »Schon Platon hat das in der *Politeia* so formuliert.«
Der Naturforscher Leclerc de Buffon war entschieden anderer Meinung: »Die Frau ist ein Tier, das man mit allem füttern kann – nur nicht mit Bildungsfrüchten!«
»Wir haben den Hund aus dem Wolf gezüchtet. Warum sollten wir nicht einen Menschen aus der Frau züchten können?«
Die Argumente wogten hin und her. Schließlich einigte man sich, den 250. Teil von 1000 »anderen Kreaturen«, wie Leclerc de Buffon streng formulierte, zuzubilligen und als Mitgliederanteil zu tolerieren. Da die Regel erstmals nach 249 Männern griff und dies nicht so schnell der Fall sein würde, hielt Leclerc de Buffon die Wette, dass die Nummer 250 eher ein Hund oder ein Pferd als eine Frau sein werde. Aber er stimmte

dem Passus zu.
Das überraschend aufgetauchte Exemplar von Galianis Schrift war wieder fein säuberlich zusammengefaltet im Süßweinfässchen verstaut und mit einem Deckel verschlossen worden. Während sein Schöpfer wie selbstverständlich davon ausging, das Fässchen werde zu seinem Stadthaus gebracht, instruierte Chaim Otto Fünfgeld den Kutscher, man solle es zum Hafen schaffen und dort bis zu seiner Ankunft sicher verwahren. Galiani stellte den baltischen Kaufmann zur Rede. Zu seinem Ärger musste er sich anhören, nicht im Besitze der Schrift zu sein.
»Mein lieber Abbé«, sagte Fünfgeld mit einem Unheil ankündigenden Blick, »ich musste etliche Goldstücke springen lassen, um diesen Bogen dem Drucker Raimundi zu entsteißen. Er ahnte, dass es sich um kein gewöhnliches Pamphlet handelte. Nun gehört es mir, nicht Ihnen. Aber seien Sie unbesorgt, ich weiß Schätze zu hüten. Eigentum«, seine Augen blitzten gefährlich auf, »Eigentum ist der erste und wichtigste Grundpfeiler der Ungleichheit. Nicht wahr?«
»Die Bruderschaft benötigt die Formel.«
»Die Bruderschaft ist ebenso dort, wo ich mich aufhalte, als da, wo Sie sich befinden.«
Damit hatte Fünfgeld wiederum recht.
Die Bruderschaft würde überall sein.

99

Montag, 3. August, 20 : 00

Urs-Albert Flüeli hatte im imposanten Turm des *San Francisco Mandarin Oriental* die Dynasty-Suite mit Blick auf die Bayseite gebucht und war erleichtert, dass sie dem Oligarchen gefiel, obschon es noch größere Suiten im Hotel gab. Doch nach dem dritten und letzten Treffen mit dem milchgesichtigen Gründer von Myface befand sich Jewgenij Jacob Fünfgeld in außergewöhnlich aufgeräumter Stimmung. So kannte der Sekretär seinen Arbeitgeber gar nicht. Er fläzte sich auf einem der Sofas und seufzte vor Behaglichkeit: »Wissen Sie, Flüeli, als Schweizer können Sie gar nicht ermessen, was Luxus bedeutet. Sie sind in einem Land groß geworden, in dem es nie an etwas mangelte. Ich bin in einem System aufgewachsen, das jeden von frühester Kindheit an dazu erzog, die Verhältnisse überwinden zu wollen.«
»Die sozialistischen«, knurrte Flüeli.
»Nebbich, alle Kraft der Überwindung kapitalistischer Verhältnisse! Aber das war ja nur Theorie. Was machen Sie mit einer solchen Kraft, der das täglich eingehämmerte Feindbild fehlt? Wir hatten ja keinen Kapitalismus zur Hand, den wir überwinden konnten. Also begannen wir, unsere Kraft auf die Überwindung des Sowjetsystems zu richten, da haben Sie recht! Wir schmuggelten Jeans, Computerchips, westliche Schallplatten. Das ist der Ursprung der russischen Oligarchen! Kadergeschulte junge Sozialisten, die in der herrschenden Gerontokratie nicht zum Zuge kamen und sich Ausweichfelder suchen mussten, gingen zum Klassenfeind über. Niemand nahm Notiz davon. Und wenn doch, dann machten diskrete Bestechungsgelder die Behörden taub und blind. Nur ich war im Straflager. Drei Jahre lang. Antisozialistische Umtriebe.« Er schnaubte verächtlich. »Dabei ging es mir um den wahren Sozialismus, nicht um den Warensozialismus der Leninisten.«
Du liebe Güte, dachte Flüeli. Hatte der Oligarch zu viel getrunken? Eine alte Ausgabe der Prawda gelesen? Oder wurde er angesichts seiner Erfolge sentimental?
»Sie wollen also Ihre Reichtümer verteilen«, sprach er sarkastisch.

Fünfgeld winkte ab. »Das ist primitiv. Solange Geld im Spiel ist, lässt sich die Zuordnung von Gütern nicht gerecht handhaben. Wir müssen ohne Umwege an die menschliche Substanz heran.« Er streifte sich die Budapester vom Fuß und räkelte sich in voller Länge auf dem Sofa. »Wussten Sie, dass ich einer Dynastie baltischer Kaufleute entstamme, die über Generationen das Salzheringsmonopol an der Ostsee besaßen?«
»Dann passt die Dynasty-Suite ja wie die Faust aufs Auge.«
Fünfgeld lachte. »Einer meiner Ahnen mit dem absurden Vornamen Chaim Otto begründete noch vor der Französischen Revolution eine Bruderschaft zur Neuordnung der Welt. Leider fehlte es damals an Möglichkeiten, die Pläne in die Tat umzusetzen. Deswegen kamen die schlechteren Entwürfe von Rousseau und Robespierre, von Marx und Lenin zum Zuge. Das interessiert Sie wohl nicht? Ihr Schweizer seit doch alle mit kantonaler Kurzsichtigkeit geschlagen! Die Welt endet nicht hinter den Alpen.«
»Sehr wohl«, versicherte Flüeli. »Ich frage mich nur, warum Sie so guter Laune sind.«
»Ich habe gerade den besten Vertrag meines Lebens unterzeichnet.«
»Sie haben Myface gekauft?«, entfuhr es dem Sekretär verblüfft. Er war bei den Verhandlungen nicht zugegen gewesen, wusste aber, dass sich der Myface-Gründer in jugendlicher Hybris gegen jeden Übernahmeversuch sperrte.
»Ich sprach von einem Vertrag, nicht von einem Geschäftsabschluss«, korrigierte ihn der Oligarch.
Urs-Albert Flüeli sah ihn verständnislos an.
»Ich habe die Myface-Daten gepachtet«, lächelte Fünfgeld feinsinnig. »Auf 20 Jahre, mit Verlängerungsoption. Das war nicht billig, aber billiger als ein Kauf, dem dieser Bengel ohnehin nicht zugestimmt hätte.«
»Gepachtet?«, fragte Flüeli. »Myface ist doch kein Acker.«
»In gewisser Weise doch. Die Firma besitzt einen Boden, auf dem menschliche Daten wachsen. Der Boden – die Hardware! – interessiert mich nicht. Die Erträge des Bodens schon.«
»Ich kann den Unterschied zwischen Verpachtung und Erwerb nicht erkennen«, wandte der Schweizer ein. »Wertvoll sind nur die Daten. Wenn Myface Ihnen die Nutzung verpachtet – womit will die Firma

dann noch Gewinne machen?«
»Ja, das meinte der Milchbart auch«, entgegnete der Oligarch gelangweilt. »Unter uns Juden hätte ich ein bisschen mehr Gewitztheit erwartet. Aber gut – so konnte ich mich leichter durchsetzen. Der Junge ist ein bisschen meschugge. Er will eine Firma behalten, die nur aus heißer Luft besteht, weil sie nichts als das Vertrauen ihrer Kunden besitzt. Vertrauen ist flüchtiger als Parfüm, das sollte man auch schon mit 25 wissen. Schneller als er denkt, könnte er mit leeren Händen dastehen. Und dann will ihm niemand mehr seinen Laden abkaufen.«
»So ein Angriff auf die Vertrauenswürdigkeit ließe sich leicht bewerkstelligen«, bot Flüeli eilfertig an. »Dazu haben wir kürzlich einen Spezialisten in Shaoxing akquiriert.«
Der Oligarch winkte ab. »Aber ich schätze dieses Vertrauen. Je tiefer es geht, desto besser!«
Der Sekretär versuchte, seinen Fehler auszubügeln. Er schaltete von proaktiv auf untertänig um: »Wie immer haben Sie einen Vertragsabschluss hingekriegt. Obwohl der Milchbubi begriff, dass Sie ihm seinen Geldbringer wegnehmen wollen.«
»Im Gegenteil, Myface verliert durch mich keinen Cent, sondern gewinnt ein hübsches Sümmchen dazu. Ich habe die *nichtkommerzielle* Nutzung der Daten gepachtet.«
Urs-Albert Flüeli klappte die Kinnlade nach unten.
»Ja«, gluckste der Oligarch. »Man muss über die Ränder des Geldsystems hinaussehen, will man die Welt verändern. Und da mich meine alte Mutter – Sie werden es nicht glauben, bis heute ist sie überzeugte Kommunistin! – zur Weltveränderung verpflichtet hat, muss ich mich schon ein wenig anstrengen.«
Er geriet in redselige Stimmung.
»In meiner Familie galt es als Ehrensache, der Bruderschaft meines Obergroßvaters anzugehören«, plauderte er. »Allerdings konnten sich auch die Nachkommen der Gründungsmitglieder nie dem Aufnahmeritual entziehen. Wir haben es zum Glück immer geschafft, in der IAS vertreten zu sein.«
»Institute for Advanced Studies?«, fragte Flüeli, leicht irritiert. »Dort wo Einstein forschte?« In seiner Zeit als Diplomat hatte er in Princeton einmal einen Vortrag gehört.

»International Association of Supremacy. Einstein war kein Mitglied. Zu geringes Interesse an Machtfragen.« Fünfgeld schaltete den riesigen TV – Flachbildschirm der Suite an. Eben begann die Aphra-Show. Eine Laufschrift kündigte als Stargäste die beiden Toggle-Gründer an.
»Seit der Oktoberrevolution 1917 konnte kein russisches IAS – Mitglied mehr offen agieren. Die Zentrale in Paris beschloss daher, bis zum vorhersehbaren Niedergang des Sowjetimperiums blanke Karteikarten zu führen, um jegliche Gefährdung von Mitgliedern auszuschließen. Die Zentrale wusste nur, wie viele es von uns jenseits des Eisernen Vorhangs gab, nicht aber, wer wir waren. Nach 1989 haben sich die meisten deanonymisiert. Ich nicht.« Er lächelte stillvergnügt. »Man wird beizeiten erfahren, warum ich mich so lange bedeckt gehalten habe. Genauso wie man den Nutzen des Pachtvertrags mit Myface erkennt und mein Engagement in Toggle-Aktien plötzlich ganz und gar schlüssig erscheint. Aber was soll das?«
Er deutete auf den Fernseher.
»Was soll das?«, stieß Samyia Prakesh keuchend aus, während sie sich im *Gold's Gym* in Valley Hills auf einem Stepper abquälte und den Blick zum TV – Schirm schräg über dem Trainingsgerät erhoben hatte. »Was soll das?«, kratzte sich Guiseppe Arcimboldo in der sardischen Sportbar am Kopf, in der er unter dem Namen Antonio Ligusi als Aushilfskellner diente. »Was soll das?«, fragte Janek Jabłoński kopfschüttelnd im Foyer des Hamburger Hotel Pazific, dessen Fernseher für ein internationales Publikum eingestellt war. »Was soll das?«, murmelte Joachim Sterzel, der nach einem anstrengenden Konferenztag in Madrid ziellos durch die Kanäle des Satellitenfernsehens zappte. »Was soll das?«, entfuhr es Professor Alexandre Ranchin in der Frankfurter Lounge der Air France, in der er durch einen verpassten Anschluss gestrandet war. WAS SOLL DAS? fragten sich 100 Millionen Menschen in aller Welt, die sich zur letzten Aphra-Show eingeschaltet hatten.
»Das macht nichts«, versicherte der Präsident der USA seiner Gattin, die kopfschüttelnd verfolgte, wie zwei der reichsten Unternehmer des Landes im Begriff standen, ihren Besitz zu verspielen. »Die CIA, das FBI und die NSA sind seit heute früh dabei, die Rätsel zu knacken. Ein Großteil des Lösungsworts ist bereits bekannt. Uns fehlt nur noch das Motiv der beiden Toggle-Gründer: Sind sie dumm verrückt oder

intelligent verrückt?«
»Intelligent«, meinte die Präsidentengattin, als Juristin mit einem Riecher für Irreführungen ausgestattet. »Sie wissen sehr genau, was sie tun.«
Das reichte allerdings nicht, um dem ansonsten zähen Programm weiter zu folgen. Sie schaltete ab und bescherte dem Präsidenten einen freien Abend.
Viele Tausend Kilometer entfernt glaubte Alexandre Ranchin ebenfalls nicht an unlösbare Rätsel. In der Flughafenlounge klappte er sein Notebook auf und versuchte, die Toggle-Startseite zu erreichen. Erst nach minutenlanger Verzögerung reagierte der Server und lenkte dann – ob irrtümlich oder gewollt – den Besucher auf ein Menü drei Ebenen unterhalb der Suchmaske. Der Bildschirm zeigte ein Dutzend Toggle-Dienste, die Ranchin kaum kannte, sowie einen, den niemand besser kannte als er.
Es dauerte einige Sekunden, bis er begriff, dass dieser Vorfall seinen Plänen mehr als zugutekam.
In diesen Sekunden sah sich der Revolutionsforscher wieder auf dem Schlossplatz in Bukarest stehen, inmitten einer Menge von über 100 000 Menschen, die teilnahmslos dem rumänischen Diktator Ceauşescu lauschten. Dank des richtigen Gespürs für historische Augenblicke hatte sich Alexandre Ranchin unterhalb des Balkons der Parteizentrale eingefunden, denn auch in Rumänien musste etwas passieren. Man schrieb den 21. Dezember 1989, längst hatte der Sozialismus seine Völker verloren, nur das Regime Ceauşescus hielt sich noch an der Macht. Plötzlich, ohne Vorzeichen und im vollen Bewusstsein, dass sich die brutale Geheimpolizei Securitate in Divisionsstärke unter die Menschen gemischt hatte, zerrissen Buhrufe die Stille. Binnen Minuten schwollen sie zum Orkan an, und ein Volk, das sich fünfzig Jahre lang hatte versklaven lassen, rief nach der gleichen Freiheit, die seine Nachbarländer schon für sich erkämpft hatten.
Der Diktator überlebte den Aufstand nur wenige Tage, und die rumänische Revolution demonstrierte geradezu lehrbuchmäßig das Gesetz des platzenden Ballons. Einer Überdehnung der Leidensfähigkeit eines Volkes folgte die Explosion, und deren freigesetzte Energie ließ sich von niemandem mehr kontrollieren. Alle Revolutionen verliefen

nach diesem Muster, doch das Entscheidende hatte Alexandre Ranchin erst durch seine Anwesenheit auf dem Bukarester Schlossplatz begriffen. Es war die Frage, wie sich die Angst vor Unterdrückung in entschlossene Wut verwandeln konnte.
Der Kontakt war der Schlüssel.
Ranchin hatte erlebt, wie ganz leise, eigentlich kaum hörbar jemand neben ihm ein Buh ausgestoßen hatte, fast nur ein Ploppen in der Atemluft, und vielleicht war es tatsächlich nur ein unbeabsichtigtes Geräusch gewesen, das ein Nebenstehender als Buh wahrgenommen hatte, um ihm nun seinerseits ein gewolltes Buh hinterherzuschicken. Mit jeder weiteren Interpretation eines weiteren Nachbarn wuchs die Lautstärke der Buhs, und je lauter sie wurden, umso mehr ermunterten sie entfernter stehende Menschen zur Nachahmung. Hätte das erste, halb zufällige Buh keine positive Rückkopplung erfahren, wäre die Lawine nicht ins Rollen geraten, wiewohl Ranchin vermutete, dass Räusperer und Atemgeräusche an vielen Stellen als Missfallensäußerungen interpretiert worden waren. Entscheidend aber war die Tuchfühlung der Menschen untereinander, weswegen sich Diktatoren vor eigenhändig einberufenen Massenkundgebungen genauso fürchten mussten wie vor Demonstrationen gegen sie.
Alexandre Ranchin wusste nicht, wieso Toggle Democracy freigeschaltet worden war, obgleich man ihn in Valley Hills als Eindringling enttarnt hatte. Aber er begriff auf einen Schlag, dass der Rätselwettkampf seiner Sache einen ungeheuren Dienst erwies. Toggle Win verstreute die Idee in alle Winde. Virales Marketing hieß das bei Werbeleuten, virale Revolution würden es einst die Historiker nennen. Nur eine Frage blieb: Wie scharf war die Formel geschaltet?
In seiner Hosentasche spürte er die beiden Dongles.
Dann wurde sein Flug aufgerufen.

Siebter Teil

Platon revisited

100

GB)

Mittwoch, 5. August, 8 : 30

Walter Weinberger bog von der Gloucester Road in die Hatherley Lane ein und passierte zwei rasch aufeinanderfolgende Straßenrondelle, wobei ihm die Umstellung auf Linksverkehr zu schaffen machte. An der martialisch bewachten Einfahrt zu den *Government Communications Headquarters* wurde er angehalten und durchgecheckt und sah sich dann unmittelbar vor dem runden Dienstgebäude, Spitzname Doughnut, mit einem weiteren Kreisverkehr konfrontiert. Jetzt musste er vorsichtig sein. Er entschied, nach rechts abzubiegen und die deutliche Anweisung zu missachten, dass er auf dem geschlossenen Gelände schnell fahren solle. Trotz seiner vorsichtigen 20 mph war er geschockt, als ihn die Wucht der Ereignisse traf. Im Armaturenbrett blinkten plötzlich die Reifendruckwarner auf, alle akustischen Systeme inklusive der Alarmanlage begannen zu heulen, jaulen und piepsen, der Wagen legte eine Vollbremsung hin, ohne dass Weinberger vom Gaspedal gegangen wäre, Fahrer-, Beifahrer- und alle Seitenairbags explodierten gleichzeitig, und das Radio fing in ohrbetäubender Lautstärke an, einen 80er-Jahre-Hit von AC/DC zu spielen. Während Weinberger benommen wie von einer Blendgranate versuchte, die Herrschaft über das Fahrzeug wiederzugewinnen, kamen hinter dem Gebüsch links und rechts der Straße zwei vermummte Gestalten hervorgeschossen, rissen den Wagenschlag auf, zerrten den Amerikaner heraus und pressten sein Gesicht auf den Boden. Am Kopf spürte er eine aufgesetzte 9 mm SigSauer und hörte ein blasiertes Lachen über sich, während er seine Lippen am Asphalt aufschürfte.
»Reicht, Archie!«, stieß er gequält aus.
»Gentlemen, unser amerikanischer Freund hat seinen Irrtum erkannt«, sagte der graumelierte Major Archibald Wooster und winkte einen dritten Mann herbei, der etwas abseits mit einem Notebook im Gebüsch

hockte. In einem Kartenslot des Computers steckte eine kurze Stabantenne.
»Hätte ich nicht gedacht«, gestand Weinberger ächzend, während er sich erhob. Noch immer klingelten die Airbagdetonationen in seinen Ohren.
»Alles ferngesteuert?«
»Sehr wohl, Sir«, sagte der Mann am Notebook. »Autos sind fahrende Computer, also kann man sie hacken.«
»Und der Wagen war nicht präpariert?«
»Du hast ihn selbst in Heathrow ausgesucht. Nicht mal wir können die Vergabeprozedur von Hertz beeinflussen. Zu viele Zufallsfaktoren«, erläuterte der Major. »Aber dass sich KFZ – Elektronik kapern lässt, demonstrieren wir sowieso lieber an normalen Serienfahrzeugen. Beeindruckt stärker.«
»Congratulations«, rang Weinberger weiterhin um Fassung und tupfte sich die blutigen Lippen mit einem Taschentuch ab. »Ich gebe zu, ich wollte es nicht glauben. Wer bezahlt jetzt die neuen Airbags?«
»Oh, das war der Preis für die verlorene Wette, nicht wahr?« Der Brite leistete sich den schwachen Anflug eines Lächelns. Weinberger grinste zurück. Dann machten sich die beiden Offiziere zu Woosters Büro im Doughnut auf und überließen es den vermummten Männern, das hysterisch gewordene Fahrzeug wieder in einen normalen Zustand zu versetzen.
Trotz seiner Abkommandierung zu Toggle pflegte Colonel Walter Weinberger Kontakt zu alten Kameraden. Als Thinktank der britischen Kryptografen erfüllten die GCHQ dieselben Aufgaben wie die National Security Agency (NSA) in Amerika, und ähnlich den Amerikanern besaßen auch die Engländer eine Interneteinheit. Parallel zum US Cybercom konzentrierten sich im Office of Cyber Security talentierte Hacker auf vornehmlich destruktive Aufgaben. Einsatzgebiete und Arbeitseifer glichen denen der Amerikaner – mit ähnlich hohem Risiko, Spiel und Wirklichkeit zu verwechseln. Aber wo verlief die Grenze zwischen Spiel und Wirklichkeit bei Toggle Win?
Diese Frage stellte sich auch Major Archibald Wooster.
Als zuständiger Offizier hatte er seine Leute pflichtschuldigst auf die zehn Rätselaufgaben angesetzt und in einem Punkt sofort einen Erfolg erzielt. Das lag am britischen Stolz, der sich militärische Triumphe so

gut merkte wie Fußballsiege der englischen Nationalmannschaft.
»Weil Rommel Generalfeldmarschall und kein Großadmiral war, spielte er nicht in der Badewanne, sondern im Sandkasten«, zitierte Wooster die Aufgabe aus dem Gedächtnis, während er die Tür zu seinem Trakt mit einem überraschend normalen Metallschlüssel öffnete. Als Untermieterin der GCHQ war das Office of Cyber Security nicht so naiv, elektronischen Schließanlagen zu vertrauen.
»Bullshit«, meinte Weinberger.
»Eine Frage der nationalen Besinnung, mein Lieber«, widersprach Wooster. »Rommel übte mit seinen Panzern in der einzigen Wüste Mitteleuropas – das war die polnische Bledow Desert, *Pustynia Błędowska*, unweit von Krakau. Ein kleiner Sandkasten, keine 40 Quadratmeilen groß, aber geologisch verblüffend den nordafrikanischen Verhältnissen ähnlich. Hat ihm trotzdem nicht geholfen, wir kannten die echte Wüste besser. Zwei auf vier … das heißt, der vierte Buchstabe des Lösungsworts lautet L.«
»L«, wiederholte Weinberger. »Das passt zum Tipp einer Informantin aus Grins Umfeld. Sagt dir Argleton etwas, Archie?«
Der Brite runzelte die Stirn: »Argleton? Du willst mir doch jetzt nicht etwa mit Argleton kommen, Walter!«
»Was ist falsch daran?«
»Zum Beispiel, dass die Leute seit Monaten Downing Street 10 mit Anfragen darüber bombardieren. Als könne der Premier etwas gegen eine fiktive Stadt in Toggle Maps ausrichten! Die meisten Anrufer sind erregt, weil sie glauben, bei diesem Flecken zwischen Aughton und Ormskirk handle es sich um einen Landeplatz von Außerirdischen. Sie halten Toggle Maps nämlich für ein Navigationssystem von Marsianern. Mal ehrlich, Walt: Wenn deine zivilen Bosse weiterhin solchen Unfug wie dieses Rätselraten veranstalten, könnte ich mich dieser Meinung anschließen.«
Als Einziger im Office of Cyber Security kannte Archibald Wooster die Doppelidentität Weinbergers. Für die anderen war er ein normaler Verbindungsmann zum kalifornischen Suchmaschinenriesen, den man hin und wieder bei heiklen Recherchen konsultierte.
»Dann gibt es noch eine Gruppe von Druidenfreunden aus Cornwall, die ein besonderes Kraftfeld auf dem Acker entdeckt haben will, und

schließlich eine verschwindend kleine Minderheit von Akademikern, die an ein *Trap-Street* – Phänomen glaubt: Toggle hat überall in seinen Programmen kleine Fallen eingebaut, um etwaigen Kartenabkupferern den Diebstahl nachweisen zu können. Lexikografen und Stadtplanhersteller machen das seit Jahrzehnten so.«
Inzwischen hatten sie Woosters großzügiges Büro erreicht, dessen gerundete Außenwände mit einem Panoramafoto der Pferdebahn von Ascot geschmückt waren. Die Krümmung passte perfekt.
»Ist Argleton das Lösungswort?«
Weinbergers Miene blieb unbewegt.
»Also ja«, kombinierte Wooster ungerührt. »Argleton hat acht Buchstaben, Toggle stellt zehn Fragen, macht zwei Leerstellen. Okay – die Kryptografen der GCHQ haben für uns herausgefunden, dass die beiden letzten Aufgaben numerische Werte ergeben. Damit liegt alles offen.« Passenderweise war auf seinem Computer Toggle Maps schon geöffnet. Nachdem der Major das Stichwort Argleton eingegeben hatte, erschien ein Satellitenbild. Er zoomte auf die größte Auflösung. »Hier ist der Acker zu sehen, schön rechteckig, und hierhin rechts oben zeigt der Pfeil. Also sind das die Abstandskoordinaten vom Feldrand. Entweder 4,5 Meter nach Süden und 6,2 Meter nach Westen gehen oder umgekehrt. Was wird da vergraben liegen?«
»Der Schlüssel zu einem Bankschließfach«, gestand Weinberger, der die Wahrheit kannte, seit Grins Redseligkeit auf eine nächtliche Besucherin mit gutem Gedächtnis gestoßen war. »Darin die Übertragungsurkunde für eine ausreichende Anzahl von Aktien Class B, mit Superstimmrecht. Grin und Cage haben sich diese Besonderheit beim Börsengang einräumen lassen, um die Mehrheit über Fremdinvestoren zu besitzen, auch wenn sie nicht mehr genügend Aktien halten. Soweit ich weiß, beträgt das Verhältnis 10:1.«
»Das tun die doch nicht wirklich!«, verlor der Brite für einen Moment die Fassung. »Wer da gräbt, stößt auf nichts!«
»Doch«, widersprach Weinberger. »Allerdings gehen Grin und Cage davon aus, dass niemand alle Aufgaben knackt. Mindestens die Hälfte davon ist nur über den Fußweg zu einer Bibliothek zu erreichen. Toggeln allein reicht nicht.«
»Typisch Amerikaner, selbstgefällig bis zum Untergang!« Wooster

schüttelte den Kopf. »So ein Verlustrisiko geht man doch nur ein, wenn man auf enorme Gewinne spekuliert.«
»Was heißt spekuliert?«, gab Weinberger zurück. »Die Aktion läuft erst zwei Tage, und Toggle Books schreibt jetzt schon schwarze Zahlen! Vorher hat es uns Hunderte von Millionen gekostet. Die Leute laden wie wild digitale Bücher herunter, weil sie darin die Antworten vermuten, und wir blenden wie wild Anzeigen ein. Die Rechnung geht auf.«
»Solange niemand nach Argleton … pardon Aughton fährt.«
»Solange niemand nach Aughton fährt«, bestätigte Weinberger.
»Not my cup of tea«, erklärte Major Archibald Wooster mit einem Schulterzucken. »Die Suppe habt ihr euch eingebrockt, die könnt ihr selber auslöffeln. Aber es gibt einen ernst zu nehmenden Grund, warum ich dich sprechen wollte. Was gegen den Jetlag genehm?«
Er schob Weinberger ein Zigarrenkästchen mit extra für den Dienst gefertigten Churchills über den Schreibtisch. Ihre Bauchbinde trug das GCHQ – Wappen. Schon den ganzen Flug über hatte sich der Amerikaner darauf gefreut. Doch als er das Kästchen öffnete, lagen darin nur Nikotinkaugummis.
»Militärärztliche Order«, entschuldigte sich der Major. »Ich komme langsam in die Jahre. Deswegen hat man mich ja zu diesem Schreibtischkommando verurteilt. Kurz und gut: Vor einiger Zeit gab es in meinem Bereich Unruhe. Ich hielt es für die üblichen Eifersüchteleien, aber dann stellte sich heraus, dass die Unruhe von den Kryptoanalytikern herübergeschwappt kam. Uns trennen ja nur ein paar Gipswände von den GCHQ – Teams. Eine Gruppe davon hatte sich über das interne Loyalitätsgebot hinweggesetzt und war einer obskuren Vereinigung beigetreten. Angeblich zur rein privaten Zerstreuung, Denksportaufgaben und Lockpicking, aber dann begann die Gruppe, unter ihren Kollegen zu missionieren. Die Vereinigung heißt IAS.«
Weinberger runzelte die Stirn: »Nie gehört.«
»Das wundert mich, Walt! Meinen Erkenntnissen nach treibt sie auch bei euch massiv ihr Unwesen. Ich meine damit die höchst unerfreuliche Entwicklung namens Toggle Democracy.«
Weinberger winkte gequält ab: »Da ist nichts!«
»Nein?«, bohrte Archibald Wooster nach. »Wirklich? Unsere regelmäßigen Datensurveys sagen etwas anderes. Dieser *Service*«, er

spuckte das Wort fast wie ein Schimpfwort aus, »wird inzwischen fast so häufig aufgerufen wie die normale Suchfunktion von Toggle, vor dem großen Rätselraten.«
»Da ist gar nichts!«, wiederholte Weinberger, noch gequälter. »Archie, ich stoße an meine Grenzen! Die Macht liegt bei Grin und Cage. Obwohl die auch nicht wissen, wer dieses Feature aufgesetzt hat, haben sie beschlossen, sein Schicksal von den Nutzern bestimmen zu lassen. Wenn die es wollen, bleibt es. Denn was erwünscht ist, ist gut, und was gut ist, passt zu Toggle. *Don't be evil!* Auf diesem Prinzip beruht der gesamte Erfolg der Firma. Ohne meine Tarnung auffliegen zu lassen, kann ich daran nicht rütteln.«
Archibald Wooster schien von der Antwort wenig befriedigt. Er zog eine Schublade auf, griff nach einem Schnellhefter und knallte ihn Weinberger vor die Nase: »Du kennst die Herren!«
Walter Weinberger las die Namen, die unter den Fotos des schmalen Dossiers standen:
Prof. John Frigg, Boston
Prof. Grigori Blavatnik, Moskau
Prof. Joachim Sterzel, Dresden
Prof. Reimar Dijkerhoff, Karlsruhe
Prof. Henry Fienkelbart, Jerusalem
Prof. Helene Siebenhofer, Wien
Prof. Peter Goodrick-Clark, London
Prof. Alexandre Ranchin, Paris
»Moment mal«, stammelte er.
»Walter, warum hast du diese Kerle protegiert? Warum hast du sie eingeladen, sich auf Toggles Kosten zu profilieren!«
»Nicht ich! Das war eine Mitarbeiterin in Deutschland, Melissa Stockdale. Sie lud all diese Typen ein.«
»Melissa Stockdale, tief in die Sache verstrickt, jetzt tot«, resümierte Archibald Wooster. »Ihr Nachfolger –«
»Der hat die Liste der Eierköpfe zusammengestellt!«, warf Weinberger rasch ein.
»… scheint sauber zu sein. Aber seine Frau wiederum ist Mitglied der IAS. Die prospektive Nachfolgerin von Melissa Stockdale? Das stinkt, Walt! Und wieso hast du diesen Nikolaus Holzwanger mit einem Tritt

die Karriereleiter hinaufbefördert? Es gibt nichts in seinem Lebenslauf, was ihn dazu befähigt.«
Weinberger lächelte schwach: »Er ist ein gutmütiger Trottel, aber ich dachte, er könne uns nützlich werden.«
Major Archibald Wooster rief ein anderes Computerprogramm auf. Es sah ein bisschen nach dem Leitstand eines Kraftwerks aus. Viele Messkurven flackerten über den Schirm.
»Wir haben ein weltweites Twitter- und Myface-Monitoring eingeführt«, erläuterte er, »damit wir rechtzeitig mitbekommen, wenn sich irgendwo auf der Welt politische Lawinen lösen. Ehrlich gesagt, dachten wir dabei mehr an Revolten im Commonwealth oder an Geschichten wie *Un Millón de Voces Contra Las FARC* auf Myface, diesen kolumbianischen Volksaufstand gegen die Linksguerilla, der als simple Myface-Seite begann. Aber wir haben uns geirrt. Die Gefahr kommt direkt aus der Mitte der Netzwerke. Sie sind nicht länger Mittel zum Zweck, sondern selbst zum Machtfaktor geworden. Die International Association of Supremacy, der Name spricht Bände, will Toggle und Myface zu ihren Wirtstieren machen. Die Perfidität besteht aus einer ganz neuen Form von Virusinfektion: Die Leute stecken sich nicht mehr unbewusst an. Sie *wollen* sich anstecken.«
»Leider haben wir keinen Mann im Myface-Management untergebracht«, entschuldigte sich Weinberger. »Bei deren Altersdurchschnitt würde sich jeder erwachsene Cybercom-Agent schon durch seinen Humor verdächtig machen.«
Major Wooster winkte ab. »Dankenswerterweise braucht man bei Myface keine Agenten. Jeder externe Programmierer kann Software im dortigen Netzwerk laufen lassen, und angesichts einer halben Million von Programmen schaffen es die Myface-Leute nicht, auch nur einen Bruchteil davon zu kontrollieren. Diese Lücke nutzen wir aus. Unser Lawinendetektor ist als Egoshooter getarnt und meldet jede soziale Aktion, die über den üblichen Rahmen hinaus Zuspruch gewinnt.« Er lächelte feinsinnig. »Natürlich gab es schon etliche Versuche, dieses Trendwissen abzuzapfen, aber wir dienen nur Ihrer Majestät und keinen Modelabels oder der Musikindustrie. Nach unseren Erkenntnissen, Walt, ist Toggle Democracy dabei, die Killerapplikation des Jahrzehnts zu werden. Es übersteigt alles bisher Dagewesene. Die Leute bilden

Fangruppen, denken sich immer mehr Einsatzmöglichkeiten aus, stacheln sich gegenseitig zur Nutzung an, und – was viel gravierender ist! – sie vertrauen sich dem Tool an. Mit all ihren privaten Daten. Freiwillig.«
»Fools«, knurrte Weinberger.
»Vielleicht«, nickte Archibald Wooster. »Aber vielleicht sind sie nur ganz normale Menschen und folgen psychologischen Gesetzen. Wichtig sein zu wollen, ist ein Grundantrieb unserer Existenz. Da Toggle Democracy den Wert des Menschen berechnet, lässt sich im Stundentakt die eigene Wichtigkeit ermitteln. Deswegen pflegen die Leute ihre Datensätze so hingebungsvoll und schauen dauernd nach, wo sie stehen.«
»Self-Toggling hoch zehn«, seufzte Walter Weinberger. »Gut fürs Geschäft«, fügte er resigniert hinzu. Er gehörte noch einer Generation an, die solchen Narzissmus verabscheute. Was scherten ihn Einträge über ihn selbst im Netz?
»Nach unserer Einschätzung wird es nur noch kurze Zeit dauern, bis aus dem Spiel im Netzwerk eine Forderung an die Regierungen der Welt erwächst«, fuhr Archibald Wooster fort. »Und dann bereitet mir ein Mann Sorge, der politisch bestens vernetzt ist.«
Sein Zeigefinger legte sich auf den dritten Namen der Liste.
»Der?«, fragte Weinberger ungläubig. »Den wollte ich nie dabeihaben.«
»Nach außen hin ein engagierter Datenschützer. Aber die Informationen über ihn sind widersprüchlich. Was, wenn er auf fremde Rechnung arbeitet? Im Zweifelsfall werden unsere Regierungen ihm glauben, weil er als kluger Mahner gilt.«

101

Mittwoch, 5. August, 9 : 00

Die Vorwahl 0351 hatte Olga Holzwanger noch nie auf dem Telefondisplay gesehen. Neugierig nahm sie den Hörer ab. »Wer ist da?«
»Hallo Olga!«, erklang die Stimme Joachim Sterzels. »Wie geht's?«
»Papa will mit mir nicht nach England fliegen«, erzählte die Dreizehnjährige ihrem Nennonkel. »Er sagt, das mit der Verlosung sei Quatsch.«
»Du hast was gewonnen? Glückwunsch!«
»Ja, aber ich muss es selbst abholen«, erklärte Olga freimütig. »In Argleton. Das liegt bei Liverpool, und Papa will nicht mit mir dahinfliegen. Du gurkst doch auch dauernd in der Weltgeschichte rum, oder?«
»Stimmt, eben war ich in Madrid. Aber nach Liverpool führt mich nichts«, bedauerte der Informatikprofessor. »Nachher geht's wieder nach Mellau.«
»Cool«, fand Olga, die ihre schlechten Erinnerungen inzwischen verdrängt hatte.
»Ja, ein passabler Platz, um über die Welt nachzudenken und in Ruhe Entscheidungen zu treffen. Ist meine Kusine da?«
»Mmh«, machte Olga und rief laut nach ihrer Mutter.
»Joachim!«, sagte Pia erfreut, als sie das Telefon übernahm.
»Warum fliegen wir nicht nach Liverpool, Papa?«, piesackte Olga ihren Vater erneut. Er band sich eben die Krawatte, um anschließend ins Büro zu fahren.
»Weil du unter Hirngespinsten leidest«, entgegnete er.
»Tu ich nicht! Argleton ist das Lösungswort bei Toggle Win.«
»Hast du dir die Rätsel angeschaut?«
Olga schüttelte den Kopf.
»Na bitte! Dann wüsstest du nämlich, dass sie unlösbar sind. Kein Konzerngründer wird jemals sein geliebtes Baby verschenken. Das gibt's nur im Märchen.«
Er knotete den missratenen Windsor wieder auf und versuchte es mit

einem Christensen. Der sah bei einem schmalen Schlips besser aus.
»Aber es wäre für dich echt easy nachzusehen«, drängelte Olga. »Ist schließlich ein Eintrag auf Toggle Maps! Die Landkarten betreut deine Münchner Einheit, und du bist der Boss von allem.« Sie hatte sich genau informiert. »Merkt doch keiner, wenn ich mitkomme.«
Holzwanger blickte auf die Uhr: »Ich bin noch genau neun Stunden der Boss. Dann wird irgendjemand in Valley Hills meine Kündigung lesen und sofort alle Zugriffsrechte blockieren. Speziell die meines Spesenkontos.«
»Na, dann buch den Flug doch jetzt noch!«, schlug Olga vor.
Holzwanger sah seine Tochter streng an: »Ich glaube, es wird Zeit, dass du den Begriff der Untreue kennenlernst.«
»Männer sind untreu«, konterte die Dreizehnjährige.
»Vielleicht. Aber wenn sie es auch ihrer Firma gegenüber werden, stehen sie mit einem Bein im Gefängnis.«
»Mir doch egal«, maulte Olga.
»Und wenn ich wiederkomme«, sagte Holzwanger streng, »hast du dich von Myface verabschiedet. Kapiert!? Ich will keine Spur mehr davon auf deinem Computer sehen! Du löschst deinen Account bis zum letzten Buchstaben.«
Olga fasste sich an den Kopf. Ihr Vater war echt hinter dem Mond! Leitete einen Computerschuppen, aber wusste nicht, dass niemand sich bei Myface abmelden konnte. Der Dienst legte persönliche Profile allenfalls still, doch selbst wenn man sich nach Jahren mit seiner alten Kennung zufällig einloggte, erlebten wie durch ein Wunder alle früheren Einträge ihre Wiederauferstehung.
»Claro«, antwortete sie folgsam.
Pia stellte bedrückt das Telefon in die Ladeschale, hörte, wie die Haustür ins Schloss fiel, und eilte nach draußen. Ihr Mann startete gerade den Sharan. Sie riss die Beifahrertür auf und schwang sich ins Auto.
»Wir müssen reden«, sagte sie.
Nikolaus Holzwanger schaltete den Motor aus. »Ja«, nickte er.
Die letzten beiden Tage waren furchtbar gewesen. Er hatte Pia nichts von den Vorgängen im Büro erzählt, weil er nicht wollte, dass sie an ihm zweifelte, und natürlich hatte er ihr auch seine Kündigungsabsichten verheimlicht. Umgekehrt musste zu Hause etwas passiert sein. Oder war

es nur die Retourkutsche auf sein Verhalten? Außer bemühter Freundlichkeit, die Pia nach heftigen Streitereien immer an den Tag legte, um die Kinder nicht zu verunsichern, registrierte er nur große Entfremdung.
»Es ist schändlich, die Kinder für einen lügen zu lassen«, sprach Pia mit belegter Stimme. »Auch wenn man sie nur besticht, die Klappe zu halten.«
Er sah sie erstaunt an: »Worüber sollten sie die Klappe halten?«
»Vorgestern kam überraschend Besuch. Nein, ich glaube nicht, dass es überraschend war. Alexandre Ranchin *wollte* zu mir.«
»Um Himmels willen!«, entfuhr es Holzwanger.
»Wir haben uns ziemlich schnell zu streiten begonnen, weil mir sein Intelligenzdarwinismus zuwider wurde, und am Ende bin ich aus der IAS ausgetreten.«
»Gut so«, sagte Holzwanger erleichtert.
»Gar nicht gut«, gestand Pia, »denn er lachte nur höhnisch. Austritt? So was habe es noch nie gegeben! Er könne allenfalls beim Kopf der Bruderschaft ein gutes Wort für mich einlegen. Du weißt, wie sich bei mir die Nackenhaare aufstellen, wenn ich solche Begriffe höre. Bruderschaft!«
Holzwanger legte ihr zärtlich die Hand in den Nacken.
»Ich bin nicht darauf eingegangen«, schob sie seine Hand zurück, denn sie fühlte sich seines Trostes unwürdig. »Doch eben rief mich mein Kusin an. Er beschwor mich, um Himmels willen keine Unruhe zu stiften, weil er sonst nicht wisse, was mir passieren würde.«
»Was passieren?«, fragte Holzwanger beunruhigt.
Pia zuckte mit den Schultern. »Vielleicht ein plötzlicher Todesfall, wie bei deiner Chefin?«, meinte sie zynisch.
Ihr Mann fuhr zusammen. »Pia …«, sagte er gedehnt. »Ich wollte nicht, dass du –«
»Joachim war eben auf dem Sprung nach Mellau«, unterbrach sie ihn. »Dort trifft sich die Spitze des Vereins. Hätte ich mir gleich denken können, dass er ganz oben mitmischt! Er ist genauso ein Intelligenzdarwinist wie Ranchin.«
»Der kommt auch?«
»Natürlich. Alles eine Bande!«

Holzwanger schwieg einen Moment. Dann brach es aus ihm heraus: Janek Jabłońskis Enthüllungen, die Doppelidentität Weinbergers, Melissas Verstrickungen, Toggle Democracy. Als er zur verzweifelten Suche nach den beiden Kryptochips kam, musste Pia zweimal heftig schlucken und gestand dann verlegen, dass die Dongles immer in ihrer Nähe gewesen seien.
»Es ist nicht deine Schuld«, beschwichtigte sie Holzwanger. »Wenn ich mich mehr um Joshi gekümmert hätte, hätte ich es herausfinden können.«
»Wo ist dieser Janek Jabłoński jetzt?«, fragte Pia räuspernd, um den Kloß in ihrem Hals wieder loszuwerden.
»In seinem Hotelzimmer. Seit 48 Stunden sucht er nach einer Softwarelösung, um die Zugangssperre auch ohne Dongles auszutricksen. Scheint ihm aber nicht zu gelingen.«
»Ich will ihn kennenlernen!« Pia hatte sich wieder gefangen. »Deinen Schilderungen nach bist du ihm nicht gerecht geworden, du Superchef!« Sie lächelte zaghaft, doch schwang Tadel in ihrer Stimme mit.
»Ungewöhnlich talentierte Mitarbeiter muss man ungewöhnlich aufmerksam behandeln.«
Olga und Joshi blieben alleine zu Hause, und nachdem ihre Eltern in die Stadt gefahren waren, kehrte unerwartete Ruhe ein. Olga hatte nichts dagegen, dass Joshi ein paar Trickfilmserien im Fernsehen guckte, und Joshi versprach im Gegenzug, seine Schwester nicht zu stören. Die Dreizehnjährige musste sich einen Twitter-Account zulegen.
Bislang hatte es keinen Grund dafür gegeben. Keine ihrer Freundinnen twitterte, den Dienst benutzten nur einsilbige Jungen. In 140 Zeichen ließen sich Mode- und Beautytipps wirklich nicht erschöpfend unterbringen. Aber wenn man der Welt sehr schnell etwas mitteilen wollte, um dem eigenen Vater seine Sturheit heimzuzahlen, gab es nichts Besseres als Twitter dafür.
Zu Olgas Erleichterung vollzog sich die Anmeldeprozedur in Sekunden. Ein bisschen länger brauchte sie, um herauszufinden, wie sie es als Newcomerin ohne Follower schaffte, ihre Mitteilung weltweit zu streuen. Hashtags waren wichtig, begriff sie, Rautenzeichen vor einzelnen Worten. Mit einem Hashtag vor ›Toggle Win‹ ordnete sich die Nachricht automatisch in den weltweiten Twitterstrom über das

Gewinnspiel ein.
#Toggle Win. Lösungswort: Argleton.
Olga dachte kurz nach. Dann löschte sie den deutschen Begriff wieder. Es war dringlicher, dass Briten die Nachricht lasen. Am besten Briten aus Liverpool und Umgebung.
#Toggle Win: Argleton. #Liverpool.

102

GB)

Mittwoch, 5. August, 10 : 30

»Das Merkwürdige ist«, meinte Walter Weinberger, während er mit Archibald Wooster im Kasino des GCHQ – Doughnut bei einem nicht ganz statthaften morgendlichen Brandy saß, »dass die Typen auf den Fotos viel sympathischer wirken als in Wirklichkeit. Dieser Dijkerhoff, dieser Ranchin – mit denen möchte man kein Glas heben!«
»Die Aufnahmen stammen alle von offiziellen Universitätswebseiten«, entgegnete der Brite.
»Ich dachte aus Prospekten von Gesichtschirurgen«, spottete Weinberger.
»Man merkt, dass du von der Luftwaffe und nicht aus der Intelligenz kommst«, konterte Major Wooster. »Die Veränderungen der Welt sind bei dir noch nicht so recht angekommen.« Er winkte eine junge Frau zu sich, die mit ihrem Teeglas am Nachbartisch saß. »Maggie, sei so gut und erkläre dem Kollegen aus den USA mal das Geheimnis fotografischer Schönheit!«
Maggie lächelte – nicht unsympathisch, doch weit davon entfernt, als Schönheit gelten zu können – und wechselte zu den Männern hinüber.
»Sie möchten etwas über den Cohen-Or-Algorithmus hören?«, erbot sie sich eifrig.
»Die israelischen Cracks mal wieder!«, warf Major Wooster dazwischen.
»Was wollen Sie genau wissen?«, erkundigte sich Maggie.
»Warum mir acht unsympathische Gestalten keinen Schrecken einjagen.«
»Vermutlich sind sie durch die *Beautification Engine* von Cohen-Or gelaufen. Das ist ein Bildbearbeitungsalgorithmus, der Gesichter automatisch so verändert, dass die Porträtierten in 95 Prozent der Fälle danach als sympathisch wahrgenommen werden. Nicht als sympathischer als vorher, also keine relative Verbesserung, sondern

generell als sympathisch. Egal, wie unsympathisch sie vorher waren.«
»Mach dir keine Hoffnungen, Walt!«, ätzte Archibald Wooster. »Du gehörst zu den fünf Prozent, bei denen man das Foto auch danach schaudernd weglegt.«
»Würde ich nicht so sehen, Sir«, sagte Maggie und zwinkerte dem Amerikaner aufmunternd zu.
»So wie für uns das 20. Jahrhundert als Atomzeitalter galt«, übernahm Wooster die Gesprächsführung wieder, »wird man vom 21. Jahrhundert als der algorithmischen Periode sprechen. Danke, Maggie!« Er nickte ihr auf eine Weise zu, die den unmissverständlichen Befehl zum Rückzug enthielt. Erkennbar devot verabschiedete sich die GCHQ – Angestellte.
»Das Entscheidende ist«, sagte Wooster mit gesenkter Stimme, »dass die Grenzen zwischen digitaler und physischer Wirklichkeit auch hier verschwimmen. Die Israelis haben das nicht als Spielerei für Hobbyfotografen entwickelt, sondern als Vorstufe für einen gesichtschirurgischen Roboter, der das am Computer sympathisch gemachte Gesicht fleischlich nachbildet. Man könnte glauben, die Juden strebten endlich die perfekte Assimilierung an.« Der Offizier verzog sein Gesicht zu einer hämischen Miene.
»Und die IAS benutzt dieses Programm auch?«, lenkte Weinberger ab. Er kannte Woosters Vorurteile. Sie langweilten ihn.
»Sieht ganz danach aus. Professor Joachim Sterzel lässt sich für jeden Algorithmus begeistern, er ist Mathematiker durch und durch. Ganz anders als dieser französische Historiker, Ranchin, dem der menschliche Geist über alles geht. Letztlich beruht seine IQ – Anbetung aber auch nur auf numerischen Werten. Zahlen, wohin man schaut, das ist das algorithmische Zeitalter! Und das algorithmische Zeitalter wird von Programmierern beherrscht. Deswegen muss man Tod fürchten.«
»Toggle Democracy, Himmelherrgottnochmal ja«, ärgerte sich Weinberger erneut, »aber meine Möglichkeiten sind –«
In diesem Moment kam ein junger Mann ins Kasino gestürzt, sah sich suchend um und eilte dann auf Major Wooster zu. »Sir, unglaublich, die Systeme spielen verrückt!«
»Lexhaller, beruhigen Sie sich«, meinte der Offizier ruhig. »Ist etwas mit Myface?«
»Nein, Sir, mit Twitter! Wir messen einen gigantischen Peak, der alle

bisher dagewesenen Rekorde bricht.«
»Und wie lautet der Feed?«
»Argleton«, stieß der junge Mann atemlos aus. »Sind es vielleicht doch die Außerirdischen?«
Major Woosters Team hatte sich zur Lagebesprechung in einem fensterlosen und abhörsicheren IT – Raum versammelt und analysierte den Peak. Doch angesichts der Kurve auf dem Twitter-Monitoring gab es nicht viel zu analysieren: Alle Welt empfing die Nachricht, dass die Lösung von Toggle Win ›Argleton‹ lautete, und retweetete diese in Sekundenbruchteilen. Die Lawine war gnadenlos schnell und unaufhaltsam.
»Tja«, meinte der Major und wandte sich an seinen amerikanischen Gast. »Damit ist die Sache gelaufen, Walt! Fragt sich nur, wer das Rattenrennen gewinnt. In Liverpool lebt ein Haufen Leute, in deren Händen ich Toggle lieber nicht sähe. Sloman«, befahl er einem seiner Mitarbeiter, »machen Sie mal die Liverpool-Kartei auf. Was haben wir da für ein Hackergeschmeiß zu bieten?«
Weinberger stand versunken vor den Monitoren.
Waren Grin und Cage wirklich so unvorsichtig gewesen, ihr Lebenswerk durch eine Dumme-Jungen-Überheblichkeit aufs Spiel zu setzen? Ja, entschied er, sie waren so! Unrettbar von sich selbst überzeugt – und zugleich unrettbar fatalistisch, was ihr Schicksal anging. Wer in so jungen Jahren zum Milliardär geworden war, konnte keine echte Verbindung zur eigenen Leistung mehr erkennen. Er hielt sich zwangsläufig für einen Götterliebling, und als Götterliebling für unfehlbar.
»Niemand schlägt Twitter«, hörte er Archibald Woosters Stimme wie hinter einem Schleier. »Twitter ist das schnellste Medium der Geschichte. Gut, da die Geokoordinaten fehlen, muss der Acker noch umgegraben werden. Aber wenn ein paar Tausend Menschen zwanzig Hektar durchwühlen, dauert das auch nur wenige Minuten.«
»Etwas kann Twitter schlagen«, sprach Weinberger halblaut, während sich der Gedanke langsam entfaltete. »Ein Jagdbomber.« Er drehte sich zur Gruppe um: »Ich brauche einen Alpha Jet. Schnell!«

103

Mittwoch, 5. August, 11 : 00

»Anfang der Neunziger wurden in Polen 1196 neue katholische Priester geweiht, in einem einzigen Jahr! Kein anderes Land hat diesen Rekord je gebrochen, nicht mal Italien! Und ich war nicht dabei!«, fluchte Janek Jabłoński.
Eine sehr seltsame Begrüßung, fand Pia.
Vor sich sah sie einen völlig übernächtigten Mann inmitten einer bodendeckenden Batterie leerer Colaflaschen. Er saß in Code-Monkey-T-Shirt und Unterhosen an einem grazilen Schreibsekretär, auf dessen Stellfläche kaum sein Macbook passte. Aber der deutlich verwahrloste Programmierer passte auch nicht in eine Suite des Hotels Pazific.
»Vergib mir, Pater Wachlukov, dass ich nicht deinem Vorbild gefolgt bin«, lamentierte der Pole weiter, »denn ich wurde schwer gestraft! Die Macht des Satans hat mich vom untadeligen White-Hat in einen bösen Black-Hat verwandelt!«
Nikolaus Holzwanger war so ratlos wie seine Frau.
»Ja! Ja! Ich hab es!«, brüllte Jabłoński begeistert. »Diese unglaublich hinterfotzige, mieseste aller miesen Codeschlampen hat ein zweistelliges Backdoorpasswort verwendet. Zwei Zeichen!« Er jaulte auf wie vom Schlag getroffen. »Ein Backdoorpasswort aus zwei lausigen Zeichen, stellt euch das mal vor! Das hätte sogar ein Amateur wie du sprengen können!«
Er warf Holzwanger einen abgrundtief verachtungsvollen Blick aus rot umränderten Augen zu. »Zwei Zeichen«, brach ihm die Stimme weg, »und dann ausgerechnet diese: *Fate!* Welch ein Hohn!«
»Zwei Zeichen?«, fragte Holzwanger stirnrunzelnd. Der Pole konnte offensichtlich nicht mal mehr zählen.
»F8«, antwortete Pia mit ihrem Sinn für versteckte Muster.
»Genau, Lady«, japste Kingfish. »Ein uralter Coderwitz! *F-eight*, *fate*, Schicksal. Als Backdoorpasswort! Und wohin führt der Hintereingang? Direkt in die Scheiße! War nur ein Hinterneingang. Zwei blöde Sätze!

You look for a killswitch? Ask your question. Gefickt!«
Mit Killswitches ließen sich Dateien fernlöschen und Programme zentral abschalten, ohne dass der Gerätebesitzer – zum Beispiel der eines Handys – auch nur ahnte, warum dies geschah. Doch Kingfishs Müdigkeit ließ ihn diesen Hinweis übersehen. Vor Erschöpfung begann der Programmierer zu weinen. »Das Miststück hat mich reingelegt! 48 Stunden im Lockdown, und dann trotzdem nur das Tor zu einer Sackgasse durchbrochen!«
»Koffeinabusus macht depressiv«, befand Dr. med. Nikolaus Holzwanger missbilligend, während er seinen Blick über die leeren Colaflaschen gleiten ließ. Neben dem unberührten Bett standen auf Stühlen und dem Nachttisch zusätzlich zwei Dutzend leerer Espressotassen. »Schlafentzug übrigens auch.«
»A programmer is just a tool which converts caffeine into code«, deklamierte Kingfish. Im direkten Widerspruch dazu gähnte er bis nahe an die Kiefersperre.
»Ich bin Pia Holzwanger«, sagte Pia sanft. »Habe schon viel über Sie gehört.«
»Für Sie bin ich zu müde«, raunzte Kingfish mehrdeutig. Doch Pia interpretierte ihn richtig und schaltete um: »Du musst dir keine Vorwürfe machen, wir wissen jetzt, wo diese …«
»Dongles«, half ihr Mann.
»… Dongles sind. Ranchin hat sie beide.«
Der Pole stieß wütend mit dem Fuß gegen die Colaflaschen. Ein lautes Scheppern ging durch den Raum. Wie Dominosteine kippten sie nacheinander um.
»Roomservice gibt’s hier wohl nicht«, kommentierte Holzwanger.
»Die sollen bloß kommen!«, drohte Kingfish. »Ich bin ein VIP, ich kann die Einrichtung zertrümmern. Mann, ich könnte diesen Schuppen hier kaufen, wenn ich wollte! Scheiße!« Er griff sich an den Kopf. »Jetzt hab ich ganz vergessen, meine Toggle-Aktien abzustoßen! Oh, oh, oh! Die sind doch bestimmt nichts mehr wert, seit dieses beknackte Gewinnspiel läuft.«
»Erstaunlicherweise hat es den Kurs in die Höhe getrieben«, bemerkte Holzwanger. »Die Börsianer sehen keine Gefahr.«
»Trotzdem! Weg mit dem Zeug. Wo ist mein Telefon?«

Er ging zum Nachttischchen, schob die klirrenden Espressotassen beiseite, dann filzte er das breite Bett. »Ich wollt’s doch aufladen«, fiel ihm ein. »Ah!« Träge schleppte er sich zur Garderobe, öffnete den Kleiderschrank und fummelte an der Tür des Zimmersafes herum. »Dachte ich mir«, sagte er dann und holte sein iPhone aus dem Tresor. »Hing an der Strippe!«
»Im Safe?«, fragte Pia ungläubig, die zu ihm hingetreten war.
Der Programmierer gähnte wieder. »Der Luxus der Reichen ist den Armen ein Rätsel«, orakelte er. »Da!«
Er deutete in den Safe. Pias Augen mussten sich erst an die Dunkelheit gewöhnen, dann zeichnete sich vor dunkelblauem Samt eine schwarze Kupplung ab. Der Safe barg einen Netzanschluss.
»Wenn diese ganzen Nataschas aus Rublyovskoye Shosse mit ihren brillantbesetzten Vertus einfliegen, muss der Safe ja wohl einen Stromanschluss haben! Die können ihre Handys doch nicht einfach zum Laden im Zimmer rumliegen lassen.«
»In Mellau gab’s so was nicht«, wunderte sich Pia. »Und das ist auch ein Luxushotel.«
»In Mellau gibt’s auch keine Russen«, parierte Kingfish. »Jedenfalls bis jetzt nicht. Wenn ihr beide jetzt mal bitte schön vor die Tür gehen würdet, während ich mit meinem Broker telefoniere? Ist mir nämlich peinlich, vor fremden Leuten so große Gewinne zu realisieren. Ich bin ein schlichter Junge vom Lande.«

104

GB)

Mittwoch, 5. August, 11 : 30

Zwischen den *Government Communications Headquarters* in Cheltenham und der britischen Testpilotenschule in Boscomb Down nordöstlich von Southampton lagen rund 120 Kilometer, zu deren Überwindung Walter Weinberger einen Helikopter von den GCHQ gestellt bekam. Dass seine Idee überhaupt griff, ging auf einen historischen Zufall zurück. Ausgerüstet mit Hawks aus Inlandsproduktion, besaß die Royal Air Force keine deutsch-französischen Alpha Jets. Doch in den frühen Neunzigern hatte der Hersteller Dornier nach unerwarteten Abrüstungsbeschlüssen Dutzende Maschinen wieder zurückgekauft und etliche davon generalüberholt nach Boscomb Down geliefert, wo man dringend Schulungsmaschinen benötigte. Dort gehörten sie nicht dem britischen Militär, sondern einem börsennotierten Sicherheitsunternehmen namens KinetiK, das in einer verschlungenen Firmenkonstruktion einerseits Regierungsbedürfnisse erfüllte, andererseits weitgehend freie Hand bei Geschäften mit erwartbaren außenpolitischen Kollateralschäden genoss. In diesem Umfeld war es Major Archibald Wooster leichtgefallen, binnen einer Stunde den gewünschten Alpha Jet zu organisieren.
»Ich rette deinen Chefs den Arsch!«, hatte Archibald Wooster dem Freund durch den Rotorenlärm zugerufen, »dafür legst du mir Toggle Democracy lahm! Nicht, dass ich eines Morgens aufwache und keine Königin mehr habe, weil ein paar verrückte Eierköpfe ihren IQ bemängeln! Und bitte«, brüllte er nun aus voller Lunge, da Weinberger schon die Kanzel des MD 500 erklommen hatte, »bitte keine Verletzten in Argleton!«
Der Amerikaner machte eine abfällige Handbewegung. Das Einzige, was ihn bei der Aktion beunruhigte, war die Tatsache, dass er zuvor zwei Brandys getrunken hatte. In seiner aktiven Zeit wäre das ein Fauxpas

gewesen, doch als Privatmann? Unwirsch gab er dem Helikopterpiloten das Zeichen zum Start.
In Boscomb Down landete der Hubschrauber direkt neben dem startbereiten Alpha Jet. Die Maschine war schwarz lackiert, trug den Firmenschriftzug am Rumpf und sah wie ein eleganter, neuer Jet aus. Tatsachlich hatte KinetiK das Flugzeug im Inneren modernisiert, die alten Stencil-Schleudersitze durch neue Martin-Bakers ersetzt, zeitgemäße Navigationssysteme installiert und aus dem 30 Jahre alten Flieger eine moderne Hightech-Maschine gemacht. Während zwei Bodentechniker Weinberger in seine Montur halfen, erklärten sie ihm die Neuerungen. Zum Glück betrafen keine davon die Steuerung der Maschine, so dass der altgediente Pilot fliegerisch nichts umlernen musste. Rechts und links unter den Flügeln hing je eine Brimstone-Rakete für den Erdkampf.
»Das Übungsziel können Sie ganz einfach mit seinen GPS – Koordinaten einspeichern, Sir«, sagte einer der Techniker, der sich über zivile Nutzer der Kinetik-Jets schon lange nicht mehr den Kopf zerbrach. »Bedenken Sie aber, dass sich im Umkreis von 600 Metern sicherheitshalber niemand aufhalten sollte. Geht’s hoch zu den Orkney Islands?«
»Bordkanone?«, fragte Weinberger.
»Mauser MK 27. Sie sehen die nötigen Daten eingespiegelt im HUD.« Das Head Up Display war eine robuste 80er-Jahre-Technologie, die Weinberger aus seinem eigenen Jet kannte. Es wäre ihm lieb gewesen, auf die Bordkanone verzichten zu können, aber das lag nicht in seiner Hand. Immerhin hatte ihm Wooster zugesagt, das Haus neben dem Acker unauffällig räumen zu lassen.
»Okay«, nickte Weinberger und kletterte ins Cockpit.
Zwischen Ormskirk und Aughton, West-Lancashire, klingelte in diesem Moment das Telefon. Der Futtermittelhändler Allister McCrew befand sich auf dem Weg zu einem Kunden und hatte seine Putzfrau instruiert, niemals den Hörer abzunehmen. Seine Geschäfte gingen nicht so gut, dass sich nicht hin und wieder aufgebrachte Gläubiger ankündigten, deren Forderungen er zu spät beglich – immer vollständig, manchmal aber eben zu spät. Die Putzfrau benutzte das Telefon in der freistehenden Villa jedoch durchaus. Sie war eine Ex-Friseuse, die ihren Beruf nur wegen einer Allergie hatte aufgeben müssen und sich deshalb auf der

Suche nach einer besseren Stelle als einem Putzjob befand. Schon zweimal hatte sie auf diese Weise einen Vorstellungstermin bei McCrews Kunden ergattert. Sie konnte sich telefonisch gut verkaufen.
»Helen Cooper, Vorzimmer McCrew«, meldete sie sich.
Eine Fernsehshow-Fanfare ertönte. Dann sprach eine vor Begeisterung überkandidelte Stimme, dass man die Nummer 01695-583721 – 56 Bold Lane, richtig? – für ein spontanes Gewinnspiel auserkoren habe: *Who's in the house? Just me and my spouse!* Alle Bewohner sollten sich schleunigst auf den Weg in die Liverpooler Innenstadt machen, wo man ihnen vor laufender Kamera einen Preis überreichen würde.
»Ich bin alleine«, entfuhr es der perplexen Putzfrau.
Umso besser, befand die begeisterte Stimme und gab eine Adresse durch. Der Palette der Preise reichte von einem Ibiza-Urlaub bis zu einem Mini Cooper. »Bei Ihrem Namen doch ein Volltreffer!«, kreischte die Stimme, und Helen *Ich-will-das-Auto-haben-nach-dem-ich-heiße* schaltete schnell. Sie streifte ihre Kittelschürze ab, warf sie achtlos in eine Ecke und versäumte sogar, den Staubsauger ordentlich wegzuräumen. Wenn das Glück rief, konnte die Arbeit keine Forderungen mehr stellen.
Major Woosters Team hatte 56 Bold Lane unauffällig geräumt.
Die 300 Kilometer von Boscomb Down nach West-Lancashire ließen sich in knapp zwanzig Minuten überwinden. Keine Wolken trübten die Sicht, der Wind wehte mäßig aus West / Südwest, und Weinberger hatte fest vor, die Tiefflugeigenschaften seines Alpha Jets auszureizen. Wenn er auf 100 Meter herunterging, konnte er mit bloßem Auge sehen, ob sich in der Nähe des Ziels Menschen aufhielten.
Am Horizont tauchte das Weichbild Liverpools auf. Der Amerikaner wich nordwestlich übers Meer aus, um dem zivilen Flugverkehr im Süden nicht in die Quere zu kommen. Auf Höhe von Hightown drehte er eine Schleife über der Liverpool Bay, um sich dann wieder östlich aufs Land zuzubewegen. Langsam ließ er die Maschine sinken. Er suchte den vertikal verlaufenden Northway A59 von Ormskirk nach Liverpool als Orientierungsmarke und drehte, als er ihn entdeckt hatte, in Richtung Norden ab. Inzwischen war er tief genug, um die einen Kilometer davon entfernte Bold Lane zu erkennen. Sie verlief fast parallel.
Während ihm der Verkehr auf dem Northway normal erschien, bewegten sich auf der verschlafenen Provinzstraße entschieden zu viele Fahrzeuge.

Wenn man genau hinsah, erkannte man auch Fußgänger. Weinberger ging in den Sturzflug über und donnerte über die Dächer der Autos und Köpfe der Passanten hinweg. Eine Einschüchterungsgeste, die er dreimal hintereinander wiederholte. Dann meinte er, ein Stocken im Verkehrsfluss wahrnehmen zu können.
Jetzt musste es schnell gehen.
Er ließ den Alpha Jet auf 100 Fuß fallen, das entsprach 33 Metern, rauschte über ein paar niedrige Bäume hinweg und nahm erleichtert zur Kenntnis, dass noch niemand den umzäunten Acker betreten hatte. Mit einer waghalsigen Schlaufe – die Wendigkeit des Jets begeisterte ihn immer wieder – streifte er fast den Schornstein der hässlichen Fertighausvilla 56 Bold Lane und entschied sich, Woosters Zusicherung zu vertrauen. Von oben sah das Haus verlassen aus.
Weinberger schickte die rechte Brimstone-Rakete los.
Sie bohrte sich am nördlichen Ackerrand in den trockenen Boden und explodierte. Ein sechs Meter tiefer und zwölf Meter breiter Krater entstand. Wie auch immer der Zugang zu einem Bankschließfach ausgesehen haben mochte – ein Schlüssel, ein Zettel mit Zahlencode, eine Chipkarte –, nichts davon konnte mehr existieren.
Weinberger sah, wie die Menschen auf der Straße in Panik auseinanderstoben und sich die Autos in ziellosen Fluchtbewegungen ineinander verkeilten. Ein euphorisches Gefühl ergriff ihn. Er zog den Flieger hoch, um noch einmal eine Ehrenrunde über seinem gelungenen chirurgischen Eingriff zu drehen. Als er von der West- in die Südkurve schwenkte, damit er nördlich auf den Acker und die dahinterliegende Ortschaft Ormskirk zufliegen konnte, begann sein HUD verrückt zu spielen. Es projizierte nicht nur Instrumentendaten an die gewölbte Cockpitscheibe, sondern eine Art Dialog, Fetzen von Text in schneller Reihenfolge, keiner länger als 140 Zeichen. Sie enthielten Worte wie ›Argleton‹, ›Bombardement‹, ›Dritter Weltkrieg‹ und ›Mars Attack‹.
Was um Himmels willen hatten die Techniker von KinetiK mit dem Alpha Jet angestellt?
Es dauerte ein paar Sekunden, bis Walter Weinberger begriff, dass der Stammpilot der Maschine während des Fliegens offenbar seine Twitter-Feeds verfolgte. Der Teufel wusste, wie er sie in das betagte Anzeigesystem einspeiste! In diesen Sekunden verlor Weinberger, der

nie an die Fähigkeiten des Menschen zum Multitasking geglaubt hatte, die Kontrolle über den Jagdbomber. Er geriet mit der Maschine ins Trudeln, versuchte verzweifelt, sie wieder hochzuziehen, war dafür aber schon viel zu tief und zerrte in allerletzter Sekunde am Abzuggriff seines Schleudersitzes. Damit wurde er aus dem Cockpit herausgesprengt und sah noch, wie das schwarze Flugzeug in spitzem Winkel auf den von ihm selbst erzeugten Bombenkrater zuflog. Dann verlor er das Bewusstsein und bekam weder die laute Detonation der zweiten Brimstone-Rakete mit noch die Tatsache, dass sich der Rettungsfallschirm seines Schleudersitzes trotz seiner Zero-Zero-Performance zu langsam öffnete und er deswegen mit viel zu hoher Geschwindigkeit auf den Erdboden zuraste. Das mehrere Hundert Kilo schwere Paket aus Schleudersitz und Pilot durchschlug das Dach der Villa, durchbrach die Zimmerdecke des ersten Stocks – was eindeutig gegen die Fertigbauweise sprach – und blieb schließlich zwischen Erdgeschoss und Keller stecken.
Lange bevor sich die Rettungseinheiten gegen die Ströme fliehender Passanten zum Unglücksort vorkämpfen konnten, erlag Walter Weinberger seinen inneren Verletzungen.

105

INTERMEZZO Neapel

Sonntag, 28. Oktober 1787

Sterben war kein ansehnliches Schauspiel, doch auf dem Landgut Santo Sorio am Fuße des Vesuvs hatte es die Form einer sentimentalen Abschiedsvorstellung angenommen. Von seiner Brustwassersucht und einem zwei Jahre zuvor erlittenen Schlaganfall gezeichnet, gab der 58-jährige Ferdinando Galiani zwar körperlich ein erbärmliches Bild ab, doch sein böser Witz funkelte wie in alten Tagen. »Die Toten langweilen sich ohne mich«, begrüßte er seine Besucher gern. »Und sie bitten mich, baldmöglichst zu ihrer Erheiterung zu erscheinen. Das werde ich ihnen nicht abschlagen, denn ich langweile mich ohne die Toten auch sehr. Lebende sind ein schwacher Ersatz.«
Unweigerlich folgte diesen Worten ein schwerer Hustenanfall.
In seiner Heimat war Galiani zum wohlhabenden Manne geworden. Nach seiner Rückkehr aus Paris hatten ihm immer mehr Sinekuren der Kirche und des neapolitanischen Königs das spottlustige Maul mit Zecchinen stopfen wollen, doch all der mit Posten und Pfründen verbundene Reichtum bewirkte beim Begünstigten nichts weniger als eine Verhärtung seiner ketzerischen Positionen.
Bitternis zerfraß seine Seele.
Fünf Jahre nach seiner Pariser Verbannung war Ludwig XV. gestorben, und für einen kurzen Moment hatte es so ausgesehen, als beriefe sein Enkel den Baron de Breteuil – den französischen Gesandten in Neapel – zu seinem Außenminister. Damit hätte Ferdinando Galiani im Triumphzug nach Paris zurückkehren können, denn der Baron schätzte seinen Rat wie seine persönliche Gegenwart. Doch der linkische junge König, ein wachsweicher Frömmler ohne jedes Laster, ließ sich die Personalie von alten Hofschranzen ausreden, so wie er sich von denselben Intriganten die komplette Wiederermächtigung des *Parlements* einreden ließ, womit er den zeitweiligen Terraingewinn

seiner beiden Vorgänger mit einem Federstrich annullierte. Binnen kürzester Zeit war der junge Ludwig XVI. hoffnungslos zwischen den alten Mächten im Staat zerrieben – dem Adel, dem Klerus und der Advokatenschaft – und besaß noch weniger Handlungsspielraum als sein ohnehin schon zögerlicher Großvater. Die Hälfte aller Staatseinnahmen floss in den Zinsdienst, Frankreich war nun auch offiziell bankrott. Nach einer raschen Folge ausgetauschter Finanzminister hatte dies der König öffentlich zugeben müssen. Zum ersten Mal seit 1614 berief er fürs nun kommende Jahr die Generalstände ein, die Vertretung des gesamten Volks, um bei ihnen um Einsicht zu flehen – respektive um die Bereitschaft aller, auf Privilegien zu verzichten und Steuern zu zahlen. Er konnte sogar sein eigenes Vorbild anführen, denn entgegen den Übungen seiner Vorgänger ließ er fast das gesamte Geld aus der *Cassette du Roi*, dem Privatetat des Königs, nicht in die Taschen von Günstlingen und Mätressen fließen, sondern in Werke der Nächstenliebe. Doch alles vergebens – die genusssüchtige Königin Marie Antoinette versuchte nach Kräften, das Bescheidenheitsgelöbnis ihres Gatten mit Prunkfesten zu unterlaufen. Galianis geliebtes Frankreich wankte seinem Untergang entgegen, und das nur, weil Ludwig XV. einst nicht dem glänzenden Rat des Neapolitaners gefolgt war.

Eine Kränkung.

Der Gestank der Revolution kroch schon aus allen Ritzen des morschen Staatsgebälks.

Ach, sollte Frankreich doch untergehen!

Bitternis zerfraß Galianis Seele, und so war es kein Zeichen von Reue, dass er einen Beichtvater an sein Sterbebett rief. Im Gegenteil, er wollte seinen Mut ein letztes Mal am Klerus kühlen. Dazu diente bereits die angesetzte Stunde. Der Beichtvater, niemand Geringerer als der Bischof selbst, konnte nicht zugleich die Sonntagsmesse in Neapel versehen und zur Letzten Ölung des prominenten Schäfchens an den Fuß des Vesuvs eilen. Jede versäumte Messe eines Bischofs schrieb sich Galiani für seinen Aufenthalt im Jenseits gut. Realistischerweise rechnete er mit einem Platz in den unteren Abteilungen.

»*Meine* Kutsche wartet schon«, krähte er dem Kirchenfürsten entgegen, dessen ungesund gerötete Gesichtsfarbe durch die Hatz deutlich zur Geltung kam. »Ihre aber auch!«

»Sind Sie bereit, dem Herrn vor sein Angesicht zu treten, Abbé Galiani?«, sprach der Bischof streng. »Bereuen Sie Ihre Sünden?«
»Die unterlassenen mehr als die begangenen«, polterte der Angesprochene zurück. »Ich habe Sie nur eingeladen, weil ich andernfalls befürchten müsste, keinen anständigen Platz auf dem Friedhof zu bekommen. Wohin sollten meine Anhänger dann pilgern?«
»Noch ganz der Alte«, parierte der Bischof. Er schlug das Tuch auf, das die Utensilien zur Letzten Ölung enthielt. Galiani machte eine Handbewegung, als wolle er schlechte Luft wegwedeln. Der Bischof schlug resigniert das Tuch wieder zu.
»Ich werde mit Ihnen über Platon disputieren«, verkündete Galiani mit rasselndem Atem. »Wussten Sie um die geheimen Botschaften in seinen Originalschriften?«
»Geheimbotschaften sind des Satans und keinesfalls Gegenstand kirchlicher Lektüre.«
»Unter gebildeten Leuten können wir diesen Zinnober weglassen! Wie Sie wissen, korrespondiere ich mit den gelehrtesten Köpfen unserer Zeit, und nach eingängigen Untersuchungen steht fest, dass Platon nicht an die Götter glaubte.«
»Sondern?«
»An die Mathematik.«
»Das kann uns Christen gleichgültig sein.«
Galiani schüttelte mit einiger Anstrengung den Kopf: »Nach Platons Meinung bestimmen allein mathematische Prinzipien die Struktur unseres Universums. Ein christlicher Schöpferwille wäre darin ebenso wenig zu finden, wie der antike Götterkrach im Olymp niemals Gewitter und Stürme hervorbrachte. Überall wirkt bloß Mathematik. Was halten Sie von Symmetrie?«
»Ein Beweis für den Schönheitssinn des Herrn.«
»Genau in der Mitte der *Politeia*, gewissermaßen in der Spiegelachse einer perfekten Symmetrie«, sagte Galiani, »steht ein bestimmter Satz.«
»Ich weiß, worauf Sie anspielen, Galiani«, unterbrach ihn der Bischof, der auf eine jesuitische Vergangenheit zurückblickte und darum belesener als seine Amtsbrüder war. »Vergessen Sie es und üben Sie Demut.«
»*Wenn nicht die Philosophen in den Staaten Könige werden, und*

Herrscher echte und gute Philosophen«, zitierte Galiani, »*gibt es kein Ende des Unglücks in den Staaten.«* Er hustete wieder. »Ich habe mich mein Leben lang bemüht, diesem Satz zu dienen. Ja, ich kann sagen, dass ich dem guten alten Platon ein Dach über dem Kopf gezimmert habe, auf das er fast zwei Jahrtausende warten musste. Sie können sich vorstellen, wie groß meine Freude war, als ich von einem meiner Korrespondenten erfuhr, dass in eben jener *Politeia* verschlüsselte Zahlenverhältnisse stecken, die die universelle Kraft der Mathematik als Schöpfungsgrund beweisen. Damit wird die *Politeia* zur Bibel, die Mathematik zur Theologie, und ich bin der erste Evangelist einer neuen Zeit.«
So viel Blasphemie hatte der Bischof noch nie aus dem Mund eines Sterbenden vernommen.
»Erteilen Sie mir im Namen des Zahlengottes die Absolution«, ächzte Galiani. »Mehr kann ich von der Amtskirche nicht erwarten.«
Mehr aus Mitleid denn aus Pflichtgefühl schlug der Bischof ein Kreuz über dem Schwerkranken. Dann raffte er seine Utensilien zusammen und verließ den Ort in unheiliger Hast.
Zurück blieb nur seine Bibel.
Ferdinando Galiani überfiel ein schlechtes Gewissen.
Er hatte es überzogen.
Auf allen Gebieten im Leben überzogen!
Sein Körper war lasterhaft verbraucht, sein Geist, obschon noch lodernd, vermochte nicht viel mehr, als über einen lächerlichen Gegner zu triumphieren. Dabei brauchte die Welt ihn zu dieser Stunde mehr denn je! Wenn Frankreichs Monarchie fiel, würden andere Monarchien folgen. Doch nicht die Bruderschaft profitierte davon, sie war noch klein, unbedeutend und in alle Winde zerstreut, sondern die stumpfsinnigen Befürworter allgemeiner Gleichheit.
Wollten die Menschen am Ende tatsächlich nichts anderes, als keinen Unterschied mehr zu ihrem Nachbarn feststellen zu können?
Galiani schauderte es.
Er sah eine Welt, in der es keine Schönheit und keinen Luxus mehr gab, eine Welt voller grauer uniformierter Gestalten, eine Welt, in der alle gleich denken mussten, um sich gleich fühlen zu können.
Er sah aber auch, dass er den Menschen entgegenkommen musste. Sie würden seinem Modell so wenig folgen wie einst Ludwig XV., würden

es mit unsinnigen Vorwürfen und Befürchtungen belegen. Denn der Mensch glaubte nicht an die Kraft des Unterschieds, sondern an den Segen der Uniformität.
Ein kaum niederzuringender Brustkrampf presste alle Lebensenergien aus Galianis abgezehrtem Leib. Er musste die wartende Kutsche noch einmal fortschicken! Denn plötzlich keimte eine Idee in ihm auf, der Beweis, wie unschädlich sein großartiges System war. Niemand musste es fürchten! Richtig gehandhabt, konnte es nicht als Waffe *gegen*, sondern nur als Instrument *für* die Menschheit eingesetzt werden.
Mühselig stemmte sich der Sterbende hoch. Mit krächzender Stimme rief er seinen Kammerdiener um ein Tintenfass. Dann schlug er die Bibel des Bischofs an einer zufälligen Stelle auf – Papier war Papier! – und kritzelte eine Bemerkung an den Seitenrand: *Cuius rei demonstrationem mirabilem sane detexi. Hanc marginis exiguitas non caperet.*
Erleichtert ließ er sich in die Kissen zurückfallen. Das war weniger, als er noch zu schaffen gehofft hatte, doch es musste genügen. Der Tod ließ sich nun nicht länger aufschieben. Ferdinando Galiani atmete einmal tief aus und vergaß dann das neuerliche Einatmen.
Am Rand der bischöflichen Bibel stand das Vermächtnis des Verstorbenen: Er habe leider nicht genügend Platz für einen wunderbaren Gedanken vorgefunden.

106

Mittwoch, 5. August, 12 : 00

Nachdem Kingfish telefonisch seine Börsengeschäfte erledigt und anschließend von Pia erfahren hatte, dass sich Ranchin mit den Dongles in Mellau aufhielt, rief er bei der Rezeption des Hotels Pazific an, damit man seinen gelben Humvee aus der Tiefgarage hole.
»Wie die den da reingekriegt haben«, kommentierte er, »ist mir ein Rätsel. Aber dann sollen sie ihn auch ohne Beulen wieder rausfummeln!«
Anschließend schüttete er sich im Badezimmer ein paar Hände voll kalten Wassers ins Gesicht, stieg in seine speckigen Jeans und blickte die beiden Besucher erwartungsvoll an. »So!«, machte er. »Auf geht's in die Alpen! Wir holen uns die Dongles zurück, damit die Piusbrüder 2.0 nicht die Welt zu unseren Ungunsten verändern.«
»Du willst doch jetzt nicht etwa Auto fahren?«, fragte Pia entgeistert.
»Ich bin topfit!« Kingfish gähnte. »Ist nur wegen der schlechten Luft hier drin«, meinte er entschuldigend.
»Kommt gar nicht infrage!«, verbot ihm Holzwanger. »Wenn überhaupt, wird nach München geflogen.«
»Kommt gar nicht infrage!«, widersprach Kingfish heftig. »Ich brauche meine Karre vor Ort!«
»Dann übernehme ich das Steuer«, bestimmte Pia.
»Du?« Holzwanger schüttelte den Kopf. »Keinesfalls. Wenn, dann werde ich –«
»Doktorchen bleibt zu Hause«, verfügte Kingfish mit Bestimmtheit, »und passt auf die Kinder auf.« Pia unterdrückte ein Grinsen. »Wenn ich alles richtig verstanden habe, hat deine Frau mit den Typen von der Societas Jesu Reloaded noch ein ganz privates Hühnchen zu rupfen. Wozu braucht sie dich dabei?«
»Als äh … Schutz?«, sagte Holzwanger.
»Dich kennt jeder! Mich nicht. Außerdem«, er klopfte seinem Noch-Chef gönnerhaft auf den Rücken, »brauche ich eine Verbindung mit hoher Bandbreite zum Rechenzentrum in Valley Hills. Könnte sein,

dass die 3G-Abdeckung in Mellau nicht reicht. Wir richten dir zu Hause eine kleine Kommandozentrale ein, dann kannst du deine Brut im Auge behalten, während du für mich Datenpakete hin- und herschickst.«
»Guter Plan«, stimmte Pia zu. Ihre Begeisterung ärgerte Holzwanger, aber er fand auf die Schnelle keine passende Replik.
»Jetzt brauch ich erst mal einen Kaffee«, entschied Kingfish, von einer jähen Müdigkeitsattacke befallen.
Pia sah ihn mit einem Ausdruck an, den in ihrer Familie alle kannten:
»Kein Mikrogramm Koffein mehr! Du wirst die Fahrt nach Mellau über schlafen, so wahr ich die Mutter von vier Kindern bin!«
Ihre Stimme duldete keinen Widerspruch.

107

Mittwoch, 5. August, 15 : 00

Im hellen Sonnenlicht räumte die Buchhändlerin ein paar ältere Neuerscheinungen von den Tischen ins Wandregal, um Platz für neuere Neuerscheinungen zu machen, als sie hinter sich Geräusche hörte. Die meisten Kunden wollten nicht gleich angesprochen werden, also setzte sie unbeirrt ihre Arbeit fort. Das nachdrückliche Räuspern einer Männerstimme verwies sie allerdings auf einen Irrtum. Sie drehte sich um und erschrak.
»Sie schon wieder?«, entfuhr es ihr. Zugleich überlegte sie, wo sich der Berg mit den unverkäuflichen Dijkerhoff-Titeln befand. Oje – unter einem der Tische, unschwer in der Ecke zu erkennen.
»Das klingt nicht gerade nach überschäumender Wiedersehensfreude«, reklamierte Professor Reimar Dijkerhoff. »Liegt meine Anwesenheit nicht eigentlich nahe? Wenn sich am Horizont elementare Entscheidungen abzeichnen, bedürfen sie der Begleitung eines weltgewandten Philosophen. Zu Ihrer Beruhigung«, er hob beschwichtigend die Hände, »diese Entscheidungen werden nicht vor Publikum gefällt. Sie müssen sich also gegen keinen Käuferansturm wappnen.«
Die Buchhändlern trat einen Schritt auf den Tisch zu, unter dem das weltabgewandte Lebenswerk eines Philosophen verstaubte.
»Ganz anderes Thema«, fuhr Dijkerhoff fort. »Meine Suche nach der Bücherkiste, die der Sommelier neulich hinter dem Bordeaux fand, blieb leider ergebnislos. Ist sie vielleicht bei Ihnen gelandet?«
»In der Tat«, nickte die Buchhändlerin. »Ich habe die Exemplare gründlich reinigen lassen. Jetzt geben sie wenigstens eine schöne Dekoration ab.«
Sie deutete auf ein dunkles Holzregal hinter der Kasse. Goldgeprägte Lettern auf fleckigem Leder strahlten eine ehrwürdige Ruhe aus. Es waren Exponate aus der früheren Schlossbibliothek. Ohne zu zögern, betrat der Philosoph den für Kunden gesperrten Kassenbereich und überflog dort die Titel auf den Buchrücken.

»Herrje«, murmelte Reimar Dijkerhoff, »ich wusste, dass auf Mellau die Uhren anders gehen, aber dass die Zeit hier rückwärts läuft, hätte ich nicht erwartet.«
»Wie meinen Sie das?«, fragte die Buchhändlerin.
»Das sind alles Traktate aus dem 19. Jahrhundert, die ins Zeitalter der Alchemie zurückverweisen. Na ja, der Stammvater Mellaus hatte ja auch eine esoterische Schlagseite.« Er zog einen kleineren Band heraus. Seine Stirn legte sich in Falten. »Das hier allerdings fällt aus dem Rahmen! Was wollen Sie dafür?«
Die Buchhändlerin warf einen kurzen Blick auf den Titel. »So was liest keiner«, erklärte sie abfällig, »und das Format stört nur den geordneten Rhythmus der Buchrücken. Nehmen Sie es mit!«
Dijkerhoff schlug den Oktavband auf. *Das Recht der Neutralität oder Von den gegenseitigen Pflichten neutraler und kriegführender Mächte* verkündete die Abfolge von Frakturlettern, eine fast wortgetreue Übersetzung des italienischen *Dei doveri dei Principi neutrali verso i Principi guerreggianti, e di questi verso i neutrali.*
»Seltsamer Zufall«, sprach er halblaut zu sich selbst. »Sollte man mal einen Blick reinwerfen.« Dann übermannte ihn wieder das Gefühl der eigenen Bedeutsamkeit, und er hob mahnend den Zeigefinger: »Elementare Entscheidungen stehen an! In genau …«, er sah auf die Uhr, »sechs Stunden.«

108

Mittwoch, 5. August, 21 : 00

– Unter uns ist einer, der sich erklären muss.
– Oh, ich bin zwar ein neues Gesicht, aber kein Neuzugang.
– Legitimiert wodurch?
– Lassen Sie mich an die Beschlüsse der Bruderschaft vom 11. Januar 1918 erinnern, wonach sämtliche russischen Mitglieder zum Schutz vor Übergriffen anonymisiert werden sollten. Meine persönliche Aufnahme fiel ins Jahr 1976, als der Kalte Krieg jegliche Offenheit hinter dem Eisernen Vorhang verbat. Aber ich habe etwas mitgebracht.
– My God, was ist das?
– Unfassbar!
– Ich denke, das Unfehlbare System war ein Einzelexemplar!
– Die regulären Druckbögen sind verschollen, ja. Nicht aber der Bürstenabzug, der in der Offizin Raimondi für die Zensur beiseitegelegt wurde. Diesen hat mein Obergroßvater aufgespürt und aufgekauft. Seit mehr als 200 Jahren wandert er vom Vater zum Sohn.
Bedauerlicherweise habe ich keinen Sohn, weswegen ich ihn hiermit der Bruderschaft übergebe.
– Kann unser Neuzugang als legitimiert gelten, ja oder nein?
– Ja.
– Ja.
– Ja.
– Ja.
– Ja.
– Ja.
– Eine Stimme schweigt dazu, doch ich schließe mich vorbehaltlos an. Womit nach unseren Statuten allerdings Handlungsbedarf entsteht: So wie unser Körper nie weniger als 1000 Köpfe zählen soll, darf unser Kopf nie mehr als die acht Häupter der Gründungsversammlung umfassen. Wir aber sind neun.
– Einer zu viel!
– Messerscharf gefolgert! Doch wer sollte das sein?

– Was gibt es da zu rätseln? Fürs höchste Gremium qualifiziert man sich durch Leistungen im geistigen Wettstreit. Da unser Neuzugang …
– Pardon: kein Neuzugang! Lediglich eine Offenlegung.
– Das ist doch Wortklauberei! Er wird auf keine Meriten verweisen können, weil er sich nirgendwo kenntlich machen konnte.
– Zweifellos richtig.
– Sehen Sie? Er gesteht es sogar ein!
– Zweifellos richtig, aber auch ungerecht. Wozu haben wir uns hier versammelt? Um ein gerechtes Bewertungssystem aus der Taufe zu heben. Ich schlage daher vor, dass wir den Kopf von *The Thousend* nach den Werten bei Toggle Democracy bestimmen. Der niedrigste Punktwert scheidet aus der Leitung aus.
– Das scheint mir vernünftig.
– Ja.
– Ja.
– Ja.
– Ja.
– Ja.
– Keineswegs!
– Keineswegs?
– Ich berufe mich auf Galianis letztes Werk *Das Recht der Neutralität* und sage: Indem ich die Herausforderung dieses russischen Herrn hier nicht annehme, verhalte ich mich neutral und kann Sitz und Stimme auch nicht einbüßen. Ich begebe mich nicht auf das von ihm eröffnete Schlachtfeld.
Alle Köpfe drehten sich zu Reimar Dijkerhoff um. Alexandre Ranchin sah seinen Kollegen erzürnt an. An der Schwelle zu einem neuen Zeitalter auf Neutralität zu pochen – so etwas konnte nur einem Deutschen einfallen! Der Franzose schäumte.
– *Das Recht der Neutralität* war eine bloße Verpackung in unserem Plan! Es hat keinerlei Bezug zu dem, was wir gleich verhandeln werden.
– Nein? Es enthält immerhin viele von Galiani formulierte Regeln. Kann man *ein* Regelwerk über die Maßen bewundern und zugleich ein späteres desselben Autors missachten? Üblicherweise werden in späteren Werken frühere entkräftet.
– Kein Streit bitte, wir nehmen den Einspruch ernst! Wenn Professor

Dijkerhoff betont …
– Mon dieu, so etwas darf man nicht ernst nehmen!
– … wenn Professor Dijkerhoff sein Recht auf eine neutrale Position betont, verzichtet er damit automatisch auf sein Stimmgewicht. Neutralität heißt Stimmlosigkeit. Damit fällt die überzählige Nummer 9 ihm selbst zu, weil er keinerlei Einfluss mehr auf die Geschicke der Bruderschaft nehmen will. Ich danke für die langjährige Teilnahme. Vergessen Sie nie unser Verschwiegenheitsgebot.
– Aber ich bin der Einzige hier, der die bevorstehende elementare Entscheidung in ihren Folgen geistig durchdringen kann!
– Verlassen Sie jetzt den Raum.
– Umgekehrt! Wer ist dieser Kerl, dieser undurchsichtige Moskowiter, dass er hier wie Moira aus dem Nichts erscheinen und unsere Strukturen handstreichartig …
– VERLASSEN SIE DEN RAUM!
…
– Wenden wir uns nun dem eigentlichen Zweck unserer Zusammenkunft zu. Es gibt wichtige Dinge zu beschließen.
Das Hotel war jetzt ausschließlich mit Feriengästen belegt, und Pia fand es quirliger als die Woche zuvor. Dutzende von Kindern rannten in dieser lauen Sommernacht über die Wiesen, und aus den langen Hotelfluren ertönten das Lachen und das Geschrei sich gegenseitig jagender Jugendlicher. In dieser Situation schienen die Aussichten auf ein Zimmer schlecht, doch hatte der abgebrochene Toggle-Kongress im Buchungscomputer Spuren des Chaos hinterlassen. Ausgerechnet die teuerste Suite und das billigste Turmzimmer waren unbelegt geblieben. Kingfish wählte für sich die Windows-on-the-Mountain-Suite und übernahm, nachdem er Pia erfolglos die Vorteile einer Hotel-WG auf Zeit vor Augen geführt hatte, auch die Kosten fürs separate Zimmer. Nachdem Pia viele Stufen hochgestiegen war, stand sie in einem erkennbar unorganisch in den Turmgrundriss hineingezwängten Raum, der mit seinem notdürftig abgeteilten Badezimmer eher einem Drei-Sterne- als einem Fünf-Sterne-Domizil glich. Doch ihr war es recht, sie benötigte nur eine halbwegs funktionierende Dusche. Nach 900 Kilometern Autofahrt im Humvee war sie komplett durchgeschwitzt. Während sie sich auszog und kühles Wasser über ihren Körper rinnen

ließ, rekapitulierte sie die letzten Stunden. Die meiste Zeit über hatte Kingfish auf dem Beifahrersitz wie ein Klotz geschlafen, und als er kurz vor Mellau erwachte, dauerte es eine ganze Weile, bis er seiner Erinnerungen habhaft wurde. Schließlich gestand er, nicht zu wissen, wie er in den Besitz der gesuchten Dongles kommen solle: »Ich bin nur ein Datendieb. Ich kann Informationen beschaffen. Aber wie man Gegenstände klaut, weiß ich nicht.«
»Vielleicht genauso?«, hatte Pia vorgeschlagen.
»Tür aufmachen, reingehen, wegnehmen? Da wäre nur ein kleines Problem: Bei Gegenständen fällt auf, dass sie weg sind.«
»Vertagen wir die Entscheidung, vielleicht kriege ich eine Idee. Aber was machen wir mit den Dingern, wenn wir sie besitzen?«
»Ich schaue mir den Formelcode an. Ist er okay, lass ich ihn. Ist er nicht okay, repariere ich ihn.«
»Und wir löschen die Formel nicht?«
»Nein, wieso?« Kingfish war über dieses Ansinnen ehrlich verblüfft gewesen. »Die Formel gehört Toggle. Außerdem ist sie doch ein Fortschritt! Fortschritt kann man nicht löschen. Man muss nur darauf achten, dass er in den richtigen Händen bleibt.«
Pia trat aus der Dusche, schaltete die 22-Uhr-Nachrichten ein und sah den Bericht über ein Flugzeugunglück. Dass dabei schon wieder Toggle erwähnt wurde, passte ins Bild. Toggle war überall, und an der Beichte ihres Mannes hatte sie am allerwenigsten gestört, dass er den Suchmaschinenkonzern verlassen wollte. Pia war Optimistin. Andere Möglichkeiten würden sich ergeben. In der deutschen Mittelschicht verhungerte man nicht.
In diesem Moment erschien ein Porträtfoto Walter Weinbergers auf dem Fernsehschirm, doch sie sah nicht hin, weil sie sich mit der Telefontastatur beschäftigte.
»Olga? Alles in Ordnung bei euch?«
»Ja.«
»Hast du geheult?«
»Nein.«
»Klingst aber so.«
»Hab nur Nachrichten gesehen.«
»Um die Zeit? Es ist zehn! Warum bist du eigentlich noch nicht im Bett?

Gib mir sofort deinen Vater!«
»Geht nicht«, druckste Olga am anderen Ende der Leitung herum.
»Wie, geht nicht?«
»Der hat sich schon hingelegt.«
Pia konnte es nicht fassen. Olga kam ihrer Reaktion zuvor: »Dem ist bei den Nachrichten schlecht geworden.«
Typisch Mann! Musste er einmal Verantwortung für die Familie übernehmen, machte er schlapp! Pia instruierte ihre dreizehnjährige Tochter noch, auf welche Weise sie die kleinen Geschwister versorgen solle, falls der Vater auch am kommenden Tag ausfiel, und legte dann abrupt auf.
Von draußen drangen kratzende Geräusche.
Pia war mit zwei Schritten an der Tür und riss sie ruckartig auf.
Professor Reimar Dijkerhoff starrte die nackte Frau an.
»Susanna im Bade«, entfuhr es ihm. »Trugbild, weiche von mir!« Der langhaarige Philosoph war schockiert. »Sehe ich Gespenster?«, murmelte er. »Nur weil man mir den Stuhl vor die Tür gestellt hat.«
»Ihr Zimmer liegt ein Stockwerk höher, Professor«, sagte Pia, die sich noch an die Klagen ihres Mannes über Dijkerhoffs Hotelmarotten erinnerte. »Aber kommen Sie rein, ich bin gleich angezogen. *Wer* hat Ihnen den Stuhl vor die Tür gestellt?«
Sie zog den verdutzten Philosophen hinein. Er wusste nicht, wer diese Frau war, aber egal. Er musste Dampf ablassen. Außerdem sah er trotz aller Groupies nicht *so* oft nackte Frauen.
Kingfish hatte im Gewittersteinflügel sein mitgebrachtes Equipment zur elektronischen Kommandozentrale vernetzt. Dass er Holzwanger als Außenposten in Hamburg brauchte, war eine reine Finte gewesen. Der Internetzugang des Hotels genügte allemal. Doch Holzwangers Frau würde alleine klüger und nervenstärker agieren, dessen war er sich schon nach kurzem Kontakt sicher gewesen.
Trotzdem gab es im Augenblick eine Schwachstelle.
Nachdem er sich in den Hotelserver eingehackt und dort die Hauselektrik analysiert hatte, wusste er, dass Schloss Mellau energieautark war. Ein eigenes kleines E-Werk am Forchbach versorgte alle Gebäude im Tal mit Strom, was umgekehrt bedeutete, jedermann konnte das Luxushotel ohne großen Aufwand in Dunkelheit versetzen. Dann wäre tatsächlich eine

Interneteinwahl via Surfstick die einzige Verbindung nach Valley Hills. Kingfish verdrängte diesen Aspekt. Er sah auf die Uhr. Kurz nach zehn. Melissa hatte ihm hin und wieder Anekdoten aus der Societas Jesu Reloaded erzählt. Ständig tauchten darin kabbalistische Zahlenspiele auf. Die nächste Ziffer solcher Art würde 0:00 sein – eine ideale Uhrzeit, um alles auf Anfang zu stellen. Oder eine neue Epoche anbrechen zu lassen. Bis dahin hatte er noch Zeit.
Er loggte sich ins Aquariumsspiel ein, das er tagelang sträflich vernachlässigt hatte. Sofort bemerkte er, dass es dem gesperrten Journalisten gelungen war, seinen geblockten Account zu reaktivieren. Erzürnt warf er ihn endgültig aus dem Spiel. Dabei fiel ihm die Kreditkartenbeute aus Schloss Mellau ein, die er ursprünglich dem Journalisten zugeteilt hatte. Wann war ihm dieser Fisch eigentlich an die Angel gegangen?
Vor neun Tagen, während des Toggle-Kongresses!
Mühelos ließ sich der Name des Gastes im Hotelcomputer ermitteln. Mit diebischer Freude rieb sich Kingfish die Hände. Alexandre Ranchin konnte seinen Wert bei Toggle Democracy komplett vergessen! Er würde ihn mit Kreditkartenschulden überhäufen, gegen die ein Bankabzocker à la Jérôme Kerviel wie ein Waisenkind wirkte.
Auf Schulden reagierte der Algorithmus höchst sensibel.
Trotz ihrer schlanken Figur fühlte sich Pia keineswegs wie eine verführerische Susanna im Bade. Dennoch bemerkte sie, dass Dijkerhoffs Gesprächigkeit in direktem Zusammenhang zu ihrem Bekleidungszustand zu- oder abnahm. So begann sie, eine Unentschiedenheit in der Kleiderwahl zu inszenieren, was sich als leidlich schwierig erwies, da sie sich nur aus einer einzigen, flüchtig gepackten Reisetasche bedienen konnte. Dijkerhoff ließ sich blenden. Im Grunde war er bloß mit sich selbst beschäftigt.
»Ja, ich bin ein Staatsfeind«, grummelte der schnauzbärtige Philosoph vor sich hin. »Ich bemühe mich erst gar nicht, es zu verbergen, weil es darauf ankommt, das Prestige des Wortes ›Staatsfeind‹ zu verbessern. Wir alle sollten Staatsfeinde sein, weil der Staat nichts mehr als eine bürokratische Entartung des ursprünglichen auf Thymos gerichteten Gemeinschaftsgedankens geworden ist.«
»Dieses hier?«, fragte Pia und legte zum dritten Mal das grüne

Trägerkleid mit den Sommerblumen an. Dijkerhoff ignorierte sie vollständig.
»Und in meiner Eigenschaft als Staatsfeind sehe ich es als Pflicht an, für positive Veränderungen einzutreten, gerade weil mich dieser Staat mit Beamtenprivilegien versorgt.« Seine Stimme färbte sich pathetisch, was durch seine vernuschelte Sprechweise allerdings eher komisch wirkte: »Euer Ehren, ich bekenne mich schuldig! Ich gehöre einer Vereinigung an, die eine Aufhebung im Hegel'schen Sinne anstrebt. Laien sagen Umsturz dazu.«
»Ich auch«, sagte Pia. »Aber ich will da raus.«
Er starrte sie verdutzt an.
»Sie?«, fragte er zweifelnd. »Sie sind doch eine Frau! Ziemlich eindeutig eine Frau, wie ich ersehen durfte.«
Er hob mahnend den Zeigefinger.
»Vielleicht doch lieber etwas Gewagtes, bauchfrei oder topless?«, trieb Pia ihr Spiel weiter.
»Der weibliche Überhang ist stets gefährdet«, dozierte Dijkerhoff. »Ich würde mich an Ihrer Stelle nicht damit brüsten – Brüste, hah! –, als Frau einer misogynen Bruderschaft anzugehören. Wie um Himmels willen sind Sie überhaupt dazugestoßen?«
Er starrte sie missbilligend an. Sie ließ die Träger des Kleids ein Stück hinabrutschen. Er schüttelte unwillig den Kopf: »Im Grunde habe auch ich nichts in dieser IAS verloren! Megalothymia hat mich verlockt. Vor ihr warnte schon Platon. Ziehen Sie sich lieber einen Pullover über, Susanna. Auch im Sommer sind die Alpennächte kühl.«
»Ich heiße Pia«, sagte Pia. »Aber das mit dem Pullover ist ein guter Vorschlag.«

109

München (Airport)

Mittwoch, 5. August, 22 : 15

Nikolaus Holzwanger kämpfte sich durch die Terminals im Flughafen Franz Josef Strauß zu einem Taxistand durch. Während er auf endlosen Laufbändern andere Passagiere überholte, hörte er seine Mailbox ab. Olga rapportierte den Anruf ihrer Mutter und schwor hoch und heilig, den Vater nicht verraten zu haben.
Er wollte Pia nicht alleine lassen. Ganz speziell nicht mit Janek Jabłoński.
Dieses simple Motiv trieb ihn nun auch dazu, die letzten 150 Kilometer per Taxi zu überwinden. Weil er keine Lust auf einen Škoda oder Toyota verspürte, handelte er sich einen handfesten Krach mit den Taxifahrern in der Warteschlange ein. Erst nach einer Folge von Wortgefechten erklärte sich ein wortkarger Libanese mit einer akzeptablen Limousine bereit, aus der Reihe auszuscheren. Das wütende Hupkonzert ließ sich aushalten.
»Was muss ich drauflegen, damit Sie sich nicht sklavisch an die Verkehrsregeln halten?«, fragte Holzwanger, nachdem er die Tür des 5er BMW hinter sich geschlossen hatte.
Der Libanese zuckte mit den Schultern. »Halt ich mich dran, halt ich mich nicht dran … immer gleich teuer.«
Holzwanger wunderte sich: War er mitten in Bayern auf einen naturalisierten Preußen gestoßen? Keine Spur von Schlitzohrigkeit?
»Aber Sie können mir ja bei roter Ampel Bonus geben«, schlug der Taxifahrer vor. »Ist wie bei Banken: Wer rote Ampel überfährt, kriegt mehr.«
Holzwanger schlug ein. Er ahnte, dass ihn die Regel um eine beträchtliche Summe erleichtern würde. Eifersucht war ein teures Geschenk der Liebe.

110

Mittwoch, 5. August, 23 : 00

Manche Räume in Mellau wurden ständig frequentiert, manche kaum benutzt. Zu Letzteren gehörte die obere Bibliothek. Der Architekt des nachträglich angebauten und vom Hotelbrand verschont gebliebenen Gewittersteinflügels hatte seinerzeit die Belesenheit der Gäste überschätzt. Niemand besuchte das hohe Bücherzimmer im ersten Stock, weil die ursprüngliche Bibliothek im Hauptgebäude bereits alle Lektürebedürfnisse deckte. Vielleicht lag es aber auch an den falschen Büchern oder am ungemütlichen Licht, vielleicht am verglasten Poster der beiden WTC – Türme an der Wand. Wer solche Poster aufhängte, wollte nicht, dass sich Leute in diesem Raum wohlfühlten.
Jewgenij Jacob Fünfgeld trat auf den Bilderrahmen zu, nahm die großformatige Fotografie des World Trade Center ab und lehnte sie mit der Bildfläche gegen ein Regal. »Das drückt nur aufs Gemüt«, erklärte er.
Neben seiner Abgeschiedenheit besaß der Raum einen weiteren Vorteil. In seiner Mitte stand ein großer heller Buchenholztisch, um den herum acht hochlehnige, schwarze Lederstühle gruppiert waren. Auf der Tischplatte lagen der von Fünfgeld mitgebrachte Bürstenabzug des Unfehlbaren Systems sowie zwei unauffällige, silbern schimmernde USB – Sticks. Ganz am Rande wartete ein Notebook auf seinen Einsatz. Der leicht erhöhten Sitzposition nach zu urteilen, präsidierte Joachim Sterzel der Versammlung.
»Thanks«, sagte Professor John Frigg aus Boston, als sei ein Fenster geschlossen worden, durch das kalte Zugluft einströmte. Fünfgeld kehrte zum Tisch zurück. Alexandre Ranchins Zeigefinger richtete sich bohrend auf den Oligarchen: »Von Ihnen kam der Galianitext!«
Fünfgeld nickte.
»Und Sie wussten davon, denn das Päckchen ging mir aus Ihrem Moskauer Institut zu!« Ranchin drehte sich Professor Grigori Blavatnik zu.
Blavatnik nickte.

»Warum haben Sie sich nicht direkt an mich gewandt?«, wandte sich Ranchin wieder an den Oligarchen. »Es war doch offensichtlich, dass ich die einzig richtige Anlaufstelle für dieses Manuskript war.«
»Ich bevorzuge es, keine Spuren zu hinterlassen.«
»Ranchin hat völlig recht, er war die einzig richtige Anlaufstelle für Galianis Schrift«, ertönte Joachim Sterzels Stimme. »Deswegen hat er die Operation geleitet. Auch der Einfall zu unserer Abschlusssitzung in Mellau stammt von ihm. Wer so viel Verantwortung trägt wie wir, sollte auch ein wenig Luxus genießen können.«
Acht Fingerknöchel klopften auf Holz.
»Allerdings«, fuhr Sterzel fort, »ist auch ziemlich viel schiefgelaufen. Professor Ranchin hat zweifelhafte, unzuverlässige und leider auch brutale Leute für sich arbeiten lassen. Der Tod von Melissa Stockdale hätte das Projekt beinahe gestoppt – wenn uns nicht andere, glückliche Umstände in die Hände gespielt hätten.«
»Dieser Tod hat mich sehr gewundert«, sagte Jewgenij Jacob Fünfgeld mit einem Anflug von Sentimentalität. »Eine so junge Frau, wie überflüssig!«
»Lassen Sie es mich erklären«, räusperte sich Ranchin. »Melissa und ich haben ausführlich die Zusammensetzung und Austarierung der Formel debattiert –«
»Was überhaupt nicht in Ihre Kompetenz fiel«, unterbrach ihn Sterzel. »Sie sind kein Informatiker!«
»… und ich kam dabei zur Überzeugung, dass es ein Fixmaß geben solle, dem sich die Werte der Menschen linear unterordnen, keine offene Skala. Alle im Team mussten für den Eichvorgang ihre Werte zur Verfügung stellen, und Melissa übertraf nicht nur die Programmierer, sondern erstaunlicherweise auch mich. Damit stand fest, dass sie die Obergrenze markierte und die Eichmarke bilden sollte.«
»Was für ein Unsinn!«, empörte sich Joachim Sterzel. »Selbstverständlich ist die Skala der Tod-Werte offen. Wie können wir heute wissen, zu welchen Additionseffekten es bei künftigen Generationen mit völlig anderem Sozialverhalten kommt?«
»Dann aber sprang mir ein kapitaler Fehler ins Auge«, fuhr Ranchin ungerührt fort. »Ein Fehler, den ich nicht durchgehen lassen konnte. Durch die Folgen ihrer Diabetes wäre Melissas Wert immer stärker

unterminiert worden und damit das ganze Formelgefüge in eine Schieflage geraten – falls ich sie am Leben gelassen hätte.«
»Außerdem war sie zu viel, also überschüssig, nicht wahr?«
Das Wienerisch von Professor Helene Siebenhofer klang freundlicher als der Inhalt ihrer Botschaft. »Meine hochverehrten Herren, Ihnen ist das Exklusionsgebot der Bruderschaft offenbar nicht sakrosankt. Mir schon! Mit dem Eintritt der Person Pia Holzwanger wurde der zulässige Frauenanteil unwiderlegbar überschritten.«
Ein gequältes Seufzen entrang sich Joachim Sterzels Brust.
»Nur ein Nebenaspekt«, versicherte Ranchin. »Dankenswerterweise hat mir die Kollegin Siebenhofer geholfen, das Problem zu beheben. Und zwar ohne eindeutige Spuren. Im Körper von Diabetikern überrascht eine Überdosierung von Insulin kaum. Ein tödliches Missgeschick … zumal sich Insulin nach ein paar Stunden nicht mehr nachweisen lässt.«
Joachim Sterzels Seufzen ging in ein Stöhnen über. Man sah ihm förmlich an, wie ihn das schlechte Gewissen zu Boden drückte.
»Messen wir diesem Nebenkriegsschauplatz doch keine solche Bedeutung bei«, entschied Jewgenij Jacob Fünfgeld. »Es ist halb zwölf, wir –«
»Wir artikulieren Protest!«, ließ sich lautstark Reimar Dijkerhoff vernehmen, der unvermittelt die Tür aufgerissen hatte. »Die ausgeschlossenen Führungsmitglieder drängen auf Teilhabe!«
Er schob Pia in den Raum, als suche er hinter ihrem Rücken Deckung.
Kingfish hatte sich noch einmal mit dem Backdoorpasswort F8 in Melissas eigenartige Programmausstülpung eingeloggt und starrte auf den Zeichenstrang, der ihn in seiner Übermüdung zwölf Stunden zuvor so wütend gemacht hatte: *You look for a killswitch? Ask your question.*
Er kratzte sich an seinem stoppeligen Kinn. Diesmal erschloss sich ihm der Hinweis. Für IT – Konzerne war der Killswitch, jener geheime Fernzugriff auf Computer und chipgesteuerte Geräte, das, was sich Diktatoren von ihrer Geheimpolizei erhofften: die totale Kontrolle. Politiker sehnten sich ingeheim nach einem Killswitch fürs Internet, und wenn Melissa eine solche Zentralsteuerung in Toggle Democracy eingebaut hatte, um etwaiges Unheil zu verhindern, dann war es Kingfishs verdammte Pflicht, diese Zentralsteuerung zu entdecken!
Switch … Toggle … Switch … Toggle …

Es war ungebräuchlich, von einem Killtoggle zu sprechen, obwohl sich die Bedeutung beider Worte fast deckte. Switch hieß Schalter, wie Toggle Schalter hieß. Melissa hatte Wortspiele gemocht.
Janek Jabłoński rief Toggle Codesearch auf, einen Dienst, mit dem sich die Bausteine öffentlich zugänglicher Software suchen ließen, und gab den Begriff *Killtoggle* ein. Zu seiner Verblüffung warf die Maschine ziemlich viele Ergebnisse aus – allerdings nur, weil sie zahllose Codefragmente auflistete, in denen ein Befehl *Skilltoggle* vorkam. *Skill* und *kill* – Fähigkeiten und Zerstörung lagen nur einen Buchstaben voneinander entfernt.
Er scrollte die lange Bildschirmseite herunter.
Da!
Im letzten Fragment, einem Open-Source-Quellcode ohne tieferen Sinn, stand das gesuchte Wort in der Kommandozeile. Veröffentlicht von einer gewissen LogIn, besser bekannt als Melissa Stockdale.
KillToggleCommand ({02121728}, {30101787})
Kingfish kopierte die Zeile, kehrte erneut zum Backdooreingang von Toggle Democracy zurück und fügte den Codeschnipsel an verschiedenen Stellen in die vorliegende Programmausstülpung ein. Dazu benötigte er keine Legitimation, Melissa hatte diese Möglichkeit bewusst offen gelassen. Beim dritten Mal klappte es. Nachdem er die Return-Taste gedrückt hatte, öffnete sich eine bislang verschlossene Programmebene. Scheinbar endlos liefen Codezeilen den Bildschirm herunter. Kingfish folgte ihren Bewegungen mit flackernden Augen.
Smart ass!
Ein breites Grinsen ging über sein Gesicht. Jetzt sah er, welches Vermächtnis die Verstorbene hinterlassen hatte! Obwohl es ihm um die wunderschöne mathematische Komposition der Galiani-Formel leidtat, wusste er nun, wie er auch ohne Kryptochips einen digitalen Putschversuch vereiteln konnte.
Allerdings brauchte er seine Verbündete dazu.
Pia musterte die Runde von der Tür her: Dieselben Leute, die auf dem Podium im Tanzsaal gesessen hatten. Dazu der seltsame Russe, der nie ohne Sekretär und Leibwächter erschien.
Hier war er allein.
»Es ist doch völlig unerheblich, ob die beiden zu Zeugen werden oder

nicht«, meinte Jewgenij Jacob Fünfgeld generös. »Die IAS wird nur noch wenige Minuten bestehen. Sie löst sich auf, sobald sie überflüssig geworden ist. Darin sind wir uns doch alle einig?«
Obwohl er damit Joachim Sterzel das Wort entzogen hatte, kam vom Übergangenen kein Protest. Matt blitzte er seine Kusine aus den Augenwinkeln an.
Der Oligarch wies Pia einen abgewetzten braunen Ledersessel in der einen Ecke des Raumes zu, Dijkerhoff einen ähnlichen Fauteuil in einer anderen. An den Tisch durfte der Starphilosoph nicht mehr zurück. Sein Ausflug auf Galianis Neutralitätsgefilde hatte ihn deklassiert.
»Was soll das werden?«, höhnte Pia. »Eine spiritistische Sitzung?«
»Wir beschwören keine Geister der Vergangenheit herauf, Pia«, wies Sterzel sie kraftlos zurecht, »wir erweisen dem digitalen Schatten unsere Reverenz.«
»Ich dachte, du prangerst ihn an!«
»Was man verurteilt, muss man verstehen. Und wenn man es verstanden hat, verurteilt man es nicht mehr.«
»Keine Heucheleien, Sterzel«, schnarrte es aus Reimar Dijkerhoffs Ecke. »Ich habe mir Ihr Buch zu Gemüte geführt, Sie gebärden sich darin als wahrer Apokalyptiker des Informationszeitalters! Und das, während sie zugleich Platon Revisited vorantrieben! Was für eine Doppelbödigkeit! Hah!«
Der Informatiker antwortete darauf nicht. Fünfgeld übernahm erneut das Wort: »Dürfte ich freundlicherweise erfahren, was sich hinter Platon Revisited verbirgt? Etwas anderes, als Galiani in dieser Schrift«, er deutete auf den Tisch, »niedergelegt hat? Etwas, das über die Wertformel hinausgeht?«
In seiner Stimme verbarg sich etwas Lauerndes.
Joachim Sterzel räusperte sich: »Wir alle sind dem Geist der *Politeia* verpflichtet, so wie die Jesuiten den *Geistlichen Übungen* Ignatius von Loyolas. Für uns steht außer Zweifel, dass die Herrschaft der Klügsten die denkbar beste menschliche Organisationsform darstellt.«
»Nicht herrschen zu wollen, sondern herrschen zu müssen«, rief Ranchin enthusiastisch, »ist das Signum gerechter Herrschaft! In der Demokratie herrschen die, die herrschen wollen. Das führt zu einer schädlichen Sozialauswahl. Uns zwingt die Natur dazu.«

»Mich nicht!«, entfuhr es Pia.
»Ich muss allerdings hinzufügen«, nahm ihr Vetter den Zwischenruf auf, »dass Platon selbst einen skeptischen Satz in seinen Text eingebaut hat. Vielleicht sei ein von den Klügsten regierter Staat nur im Himmel vorhanden.«
»Nämlich *als ein Beispiel für den, der ihn sehen will und danach sein eigenes Ich ordnet*«, half ihm Reimar Dijkerhoff mit dem Originalzitat weiter. »Demnach wäre die Figur des Philosophenkönigs nichts als eine Metapher, eine bloß moralische Stärkung.«
»Blödsinn!« Professor Helene Siebenhofer sprang auf. »Wir haben den Weg gefunden, die Herrschaft der Klügsten dauerhaft zu etablieren.« Sie deutete auf die beiden USB – Sticks. »Nicht wahr, Kollege Ranchin? Die kleine Stockdale hat den *Supremacy* – Faktor noch vor ihrem Tod einprogrammiert?«
Der Angesprochene nickte.
»Dann schalten Sie den Vorrang der Hochbegabten bei Toggle Democracy endlich frei, um ein für alle Mal die Rede vom metaphorischen Charakter platonischer Ideen zu widerlegen.«
»Mit außerordentlichem Vergnügen«, versprach Alexandre Ranchin und erhob sich. Doch Pia war schneller. Mit einem Satz befand sie sich am Tisch. »Kommt nicht infrage!«, rief sie erregt aus und machte eine Bewegung, als wolle sie die beiden Dongles verschlingen.
Jewgenij Jacob Fünfgeld pochte auf den Tisch.
»Quälen Sie sich nicht unnötig« sprach er ruhig. »Auch ich habe meine Einwände. Als Neuankömmling bei *capita mundi*, den Köpfen der Welt, wird man mir das Ohr leihen. Schon aus Höflichkeit, nicht wahr?«
Seine Frage duldete keinen Widerspruch.
»Die Formel bleibt unangetastet. Sie kann ihre Kraft nur entfalten, wenn sie von der Intelligenzija nicht manipuliert wird. Entfalten *in meinem Sinne.«*
Nachdem Kingfish Pia weder in ihrem Zimmer angetroffen hatte, noch etwas über sie bei der Concierge in Erfahrung bringen konnte, war er mehrfach durch die Gänge geirrt, einmal in der Tiefgarage gelandet, ein andermal in einem Kinderparadies mit Matratzenburgen und Spielzeugbergen, hatte Wäschekabuffs und einen mit Möbeln vollgestellten Gymnastikraum entdeckt, aber keine Spur der Gesuchten.

Bei seinem einzigen Aufenthalt in Mellau, bei dem er zusammen mit Melissa den Feinschliff der Formel erledigt hatte, hatte er sich kaum aus dem Zimmer bewegt. Nun ärgerte er sich über das, was er damals verpasst hatte, noch mehr allerdings über die doppelten und dreifachen Wege, die ihm seine Ortsunkenntnis jetzt abverlangte. Schließlich hielt er im zweiten Stock einen blonden Zwölfjährigen an, der einen mit den Räumlichkeiten vertrauten Eindruck machte. Er besaß anscheinend einen Generalschlüssel, denn er konnte sich aus den Wäschekabuffs Colaflaschen zur Minibarversorgung holen.
»Hast du eine Frau gesehen, die mit einer weißen Stoffhose –«
Verdammt, Kingfish wusste nicht mal, was Pia nach dem Duschen angezogen hatte! »… die irgendwie aussah, als müsse sie die Welt retten? Leicht gehetzter Gesichtsausdruck, Zeichen von Besorgnis?«
Der Junge überlegte so ernsthaft, wie Kinder das manchmal taten. »Die mit den Zwillingen und dem Fünfjährigen, der neulich die Leiche im Bach gefunden hat?«, fragte er dann.
Kingfish nickte verblüfft. Der Junge wusste ja wirklich Bescheid.
»Die ist in der oberen Bibliothek.«
»Und das ist wo?«
»Ich bring Sie hin«, sagte der Sohn des Hoteliers. »Kann man schon mal den Überblick verlieren bei uns. Oder?«
Noch einmal umrundeten sie auf Höhe des zweiten Stocks den Hotelinnenhof, stiegen eine Treppe hinunter, um übers Salettl in den Gewittersteinflügel zu gelangen. Da blieb Kingfish plötzlich wie angewurzelt stehen: Ein paar Meter vor ihm stapfte Nikolaus Holzwanger das Treppenhaus hinab, ganz offensichtlich ebenso auf der Suche nach Pia wie er selbst.
»Na so was!«, rief Kingfish verblüfft aus.
Holzwanger drehte sich um. »Wo ist meine Frau?«, brauste er auf. »Sag schon, du polnischer Bauer, was hast du mit ihr angestellt!«
Kingfish holte tief Luft. Falsches Programm.
»Abbruch, Neustart!«, befahl er dem irrgeleiteten Ehemann. »Ich vermute, sie redet sich gerade in der Schaltzentrale von Societas Jesu Reloaded um Kopf und Kragen.«
Doch Pia redete nicht, Pia hörte zu. Auch die anderen hörten zu. Nicht zuletzt, weil sich ihre Intelligenz von einer russischen Gyurza-Pistole

beeindrucken ließ, die Urs-Albert Flüeli lässig gegen seinen Oberschenkel schlug. Auf Zuruf des Oligarchen war der Sekretär eingetreten, hatte die Tür abgesperrt und sicherte nun den Raum. Seine letzte Reservistenübung bei der Schweizer Armee lag zwar schon länger zurück, aber der Mensch wuchs mit seinen Aufgaben – selbst wenn er den Waffentyp nicht kannte.
»Sie zählen gewiss zu den Leuten, die sich fragen, wem die Welt gehört? Die Antwort ist ganz einfach: Mir gehört sie! Jedenfalls zu einem beträchtlichen Teil. Aber was fange ich damit an? Die Frage stellt sich jedem in meiner Lage … jedenfalls, wenn er Verstand hat, was sich leider nicht über viele meiner Milliardärskollegen sagen lässt. Doch wenn man auf eine Familiengeschichte von 200 Jahren geistiger Größe und kaufmännischer Gewitztheit zurückblickt, dann kann man sich diesem Appell nicht entziehen. Anhäufung von Reichtümern füllt die Seele nicht. Sie sind Wissenschaftler, Sie wissen es am besten! Sie haben sich Projekten verschrieben, die Ihre Person überragen. Darum beneide ich Sie.«
Längst saß der Oligarch nicht mehr zwischen den anderen, sondern wanderte im Raum auf und ab.
»Unsere Familiengeschichte kennt Höhen und Tiefen. 1917 war eine schlimme Zäsur. Jüdische Kaufleute unter dem Joch des Bolschewismus – man muss kein Historiker sein, um sich auszumalen, wie meine Urgroßeltern litten. Es ist mir bis heute unbegreiflich, dass sie ihren größten Schatz, Galianis Geniestreich, unbeschadet durch diese Zeit brachten. Man stelle sich vor, ein Dzierzynski hätte die Schrift in die Hände bekommen, gar ein Beria! Italienische Kommunisten, die sie hätten übersetzen können, gab es damals genug in Moskau.«
Er schüttelte bekümmert den Kopf. Dann hellte sich seine Miene wieder auf.
»Aber die Geschichte liebt Pointen! Als ich 1957 geboren wurde, hatte sich meine Familie schon so gut assimiliert, dass meine Mutter – sie ist 94! – bis heute an den Kommunismus glaubt. Unbeirrbar! Wenn ich ihr sage, Mamutschka, dein Sohn ist ein russischer Oligarch, einer der tausend reichsten Männer der Welt, dann gibt sie mir eine Ohrfeige. Und hat sie damit nicht recht? Natürlich hat sie! Es ist eine Schande, reich zu sein, ohne etwas daraus zu machen. Es ist aber auch eine Schande, einen

Professorentitel zu tragen und nicht weiter als bis zur Mitte eines Textes zu lesen!«
Jemand drückte die Türklinke herunter und rüttelte heftig daran.
Fünfgeld signalisierte seinem Sekretär, sich nicht provozieren zu lassen. Flüeli nickte. Auf ihn konnte man sich verlassen, wenn Sergej andernorts zu tun hatte.
»Dabei hätte es genügt, den Titel von Galianis Akademieschrift ernst zu nehmen. Er ist ja viel länger als nur ›Unfehlbares System‹. Endet er nicht etwa mit der Verheißung eines *gerechten Verteilungsschlüssels aller Güter?* Nun, Professor Ranchin?«
»Natürlich habe ich die Schrift ganz gelesen!«, brauste der Franzose auf. »Aber es bleibt bei der Ankündigung! Im 18. Jahrhundert versprechen die Titulaturen oft mehr, als sie erfüllen. Das liegt im Stil der Zeit.«
»Sie haben die Schrift nicht ganz gelesen«, fuhr ihn Fünfgeld scharf an, »weil Sie das gar nicht konnten! Ihnen fehlte der letzte Teil, wohlweislich! Ich wollte der Welt nicht verraten, wie brillant man das System der Ungleichheit fortschreiben kann, um daraus in scheinbarer Umkehrung all unserer Gewissheiten ein System der höchsten sozialen Gerechtigkeit zu schaffen. Jedenfalls nicht, bevor ich nicht mein Geld an jene Stellen manövriert hatte, an denen es die gewünschte Wirkung erzielt. Zum Beispiel zu Toggle. Zugegeben, die Aktien der Firma sind in starke und schwache gestückelt, damit es Investoren wie mir schwerfällt, sich eine Stimmrechtsmehrheit zusammenzukaufen. Aber was macht das? Die Zeit arbeitet für mich. Wenn ich erst die Mehrheit stimmrechtsschwacher Toggle-Anteile besitze, wird sich die Welt so gewandelt haben, dass auch das Aktienrecht Entscheidungen mit Toggle Democracy erlaubt. Dann senkt sich die Waagschale zu meinen Gunsten. Denn ich habe genügend Gutes im Leben getan, um auch in der neuen Welt ganz oben mitzuspielen.«
Wieder rüttelte es an der Tür. Flüeli stieß einmal heftig mit dem Schaft der Gyurza dagegen. Das Geräusch verstummte augenblicklich.
»Ich höre Ihnen wirklich gerne zu«, sagte Pia ruhig. »Aber können Sie bitte Ihrem Adlatus ein etwas weniger riskantes Verhalten nahelegen?«
Fünfgeld verzog das Gesicht, als quälten ihn Zahnschmerzen. »Ich möchte nicht unterbrochen werden. Weder von draußen noch hier drinnen. Wo waren wir stehen geblieben? Toggle … Toggle ist gar nicht

das Kernstück der bevorstehenden Konversion, sondern nur ein Baustein darin. Myface wird die Welt verändern! Sie staunen? In Myface finden die entscheidenden Sortierungsprozesse unserer Zeit statt. Dort bekommt man Aufmerksamkeit zugeteilt und nach der jetzt begonnenen Umwälzung von Toggle Democracy auch seinen politischen und … ja menschlichen Wert. Denn das Beziehungsgeflecht in einem sozialen Netzwerk sagt über einen noch viel mehr aus, als das selbst bei allergrößter Datenfülle der Toggle-Algorithmus könnte. Nicht wahr, Professor Sterzel?«
Der Angesprochene nickte zögerlich. Die Eskalation durch Fünfgelds Sekretär beunruhigte ihn. Laien am gesicherten Abzug erschienen ihm gefährlicher als Profis an einem entsicherten. Sterzel trat der Schweiß auf die Stirn.
»Kurz und gut: Ich habe alle Rechte an den Myface-Daten gepachtet. Sie gehören mir, solange ich sie nicht ökonomisch ausbeute. Und was schert mich die Ökonomie von Myface? Interessant sind die politischen Renditen! Wenn wir Toggle Democracy mit Myface-Daten anfüttern, erhalten wir nicht nur ein Instrument zur Verbesserung von Abstimmungen, sondern ersetzen die Demokratie mitsamt ihrer unschönen Marktwirtschaft gleich ganz. Dann muss eine 94-jährige Kommunistin ihren unanständig reichen Sohn nicht länger abkanzeln, weil er trotz seines guten Willens nichts zur Verbesserung der Welt beiträgt.«
»Wie putzig, ein Hightech-Lenin«, raunzte plötzlich Reimar Dijkerhoff aus seiner Ecke. »Aber der Kommunismus scheitert immer daran, dass die Lager zu klein sind, um all seine Gegner aufzunehmen.«
»Myface hat keine Gegner«, versicherte der Oligarch sanft. »Es kennt nur Teilnehmer und Außenstehende. Die Außenstehenden sagen, dass sie Myface nicht brauchen. Nun gut … die Myface-Nutzer antworten: ›Wir brauchen *euch* nicht!‹ Man kann ziemlich exakt sagen, wann die Außenstehenden ihre Haltung zu bereuen beginnen. Nämlich ab dem Punkt, wo sie deutlich in die Minderheit geraten. Dann setzt ein noch größerer Ansturm aufs Netzwerk ein, bis schließlich nur noch eine winzige Minderheit übrig bleibt, die der sozialen Vernetzung widersteht, weil sie auch sonst zu niemandem Kontakt pflegt.«
Er lächelte milde.

»Allerdings benutzt diese Minderheit bis heute Geld, um sich aus ihren sozialen Zwängen zu lösen. Statt mit anderen mühselig auszuhandeln, was ihnen zustehen könnte, bezahlen sie anonym mit Dollar, Rubel, Euro, Yen. Geld hält einem die Menschen vom Leib – wer wüsste das nicht besser als ein Oligarch? Aber wenn man sich die Menschen vom Leib hält, wird man auch unempfindlich für die eigenen Verpflichtungen. Selbst wir Superreichen sind durch ein unauflösliches Band mit den Armen verknüpft, wir können uns unsere luxuriöse Blindheit nur scheinbar erkaufen.«
Irgendwo draußen im Dunkel des Hochsommerabends blinkte ein Licht auf. Niemand außer Pia nahm es wahr. Wenn sie es richtig deutete, musste es vom Tanzsaal her kommen. Das Blinken war rhythmisch und arhythmisch zugleich.
»Nun stellen Sie sich eine Welt vor, in der das Geld durch den Wert der Person ersetzt wird«, fuhr Fünfgeld fort. »Keine Verteilung knapper Güter – weder von Aufmerksamkeit noch von Waren noch von Dienstleistungen noch von medizinischer Hilfe, was auch immer – erfolgt mehr nach individueller Finanzkraft, sondern ausschließlich nach dem Menschenwertprofil im Netzwerk. Geiz, Sparsamkeit, Spekulationsgier, Diebstahl – alles verliert seinen Sinn! Man kann nichts mehr ansparen, nichts mehr horten, nichts für sich privat vereinnahmen! Denn der Wert des Menschen ist immer nur aktuell gültig und berechnet sich aus vorangegangenen Taten, Freundschaften, Äußerungen, Großzügigkeit, Opferbereitschaft … was immer die Gemeinschaft für wichtig hält.«
»Beschissen!«, schüttelte es Dijkerhoff förmlich. »Abgrundtief beschissener Opportunismus.«
»Mamutschka würde es gefallen«, widersprach der Oligarch. »Spricht aus ihr nicht die Weisheit des Alters, wenn sie sagt, dass gute Ideen nie sterben? Man musste nur auf die richtige Technologie warten. Kommunismus ist Oligarchenmacht plus Digitalisierung.«
In diesem Moment löste sich ein Schuss aus Flüelis russischer Pistole, weil der Sekretär zu leichtsinnig mit seiner Waffe herumgespielt hatte. Das Projektil durchschlug von hinten das abgestellte WTC – Poster und ließ dessen Verglasung ploppend zerplatzen.
»So vollzieht sich die Konversion des amerikanischen Traums in den

russischen«, kommentierte Jewgenij Jacob Fünfgeld. »Ironischerweise von zwei US – Konzernen eingeleitet. Flüeli, dafür bezahlen Sie aber!«
Pia war kurz zusammengezuckt, hatte sich jedoch sogleich wieder dem Fenster zugewandt. Ihr Talent zur Mustererkennung ließ sie zuweilen Nachrichten entdecken, wo es keine gab. Steckte Kingfish hinter dem Blinken? Hoffte er, sie beherrsche das Morsealphabet?
»Sie versteht keine Morsezeichen«, sagte Nikolaus Holzwanger.
»Ich kann auch nicht morsen«, knurrte Kingfish. »Aber deine Frau ist ein Superhirn, also muss sie einen Trivialcode knacken können. Ich versuche, ihn nicht zu schwer zu machen.«
Die beiden Männer standen an der nördlichen Sprossenfensterwand des Tanzsaals. Von dort aus hatten sie einen guten Blick hinüber zur oberen Bibliothek. Einen fast zu guten! Denn die Silhouette des Schweizers mit seiner Waffe signalisierte ihnen, dass sie sich nicht länger in einer intellektuellen Auseinandersetzung befanden. Was der Mann da vorhatte, wussten sie nicht. Doch es war ein ungemütlicher Anblick.
»Andere Option«, dachte Kingfish laut nach. »Das Kraftwerk! Ich haue kurz das Hauptstromkabel durch, dann wird es bei denen da drüben finster und –«
»… dieser Typ ballert ziellos herum!«
»Stimmt auch wieder.«
Kingfish blinkte erneut mit dem Flashlight seine iPhones. Die Reichweite der Leuchtdioden war kein Problem. Das Alphabet der Botschaft schon. Der Pole hatte noch keine plausible Umsetzung gefunden.
Ziemlich gelangweilt stand der blonde Hotelierssohn neben den beiden Erwachsenen. »Ist Morsen nicht übelst retro?«, meinte er. »Bei uns hat jeder Raum ein Telefon, auch die Bibliothek.«
»Spitze, Chum!«, ärgerte sich Kingfish. »Wird den Typen mit der Waffe sicher nicht stören, wenn Pia mal kurz telefoniert!«
»Auf das Telefon kann man auch eine Textnachricht schicken«, verteidigte sich der Junge. »Die steht dann im Display. Ganz unauffällig.«
»Bingo!«, machte Kingfish. »Nummer?«
Der Junge dachte kurz über die Zimmernummer der Bibliothek nach und schlug zwei Alternativen vor. Kingfish tippte beide in sein iPhone ein.

Dann formulierte er auf knappstem Raum eine Anweisung für Pia.
»Und wenn meine Frau zufälligerweise anderswohin blickt?«, fragte Holzwanger nervös.
Der Junge war ans Fenster getreten. »Sie sitzt genau neben dem Tisch mit dem Telefon«, berichtete er.
»Ist sie nun ein Superhirn oder nicht?« Kingfish wurde allmählich ungeduldig. »Superhirne haben einen erweiterten Wahrnehmungshorizont und eine verlängerte Aufmerksamkeitsspanne. Ich bin selbst eins.«
»24 Tassen Espresso«, murmelte Holzwanger. »So viel zur erweiterten Aufmerksamkeitsspanne!«
Aber es stimmte: Pia bekam im täglichen Leben dreimal so viel mit wie er selbst. Galt das auch unter Stress?
Der Junge drehte sich zu den beiden Männern um: »Machen wir eigentlich ein cooles Spiel hier? So ’ne Art Geocaching?«
Der Schuss in der Bibliothek lieferte die Antwort. Kingfish kramte aus seiner Hosentasche einen Stapel Plastikkarten hervor und drückte dem Zwölfjährigen eine davon in die Hand. »Hier, bestell dir was Schönes im Legoshop! Und jetzt lass uns alleine.«
Der Junge zeigte ihm den Vogel und marschierte zum oberen Saalausgang.
»He, falsche Richtung!«, rief ihm Kingfish hinterher. »Kinder halten sich ab jetzt vom Gewittersteinflügel fern!«
Murrend drehte der Hotelierssohn bei. Knallend fiel die Saaltür ins Schloss.
»Aber die da drüben haben auch alle einen erweiterten Wahrnehmungshorizont«, fiel Holzwanger ein.
»So what!«, kommentierte Kingfish achselzuckend. »Irgendwie muss das Leben ja spannend bleiben.«
Seltsamerweise fand Pia Gefallen an der Situation. Der bewaffnete Schweizer im Maßanzug hatte etwas derart Bizarres an sich, dass er dabei alles Bedrohliche verlor. Wenn sich hier ein Wendepunkt der Weltgeschichte ereignete, war es mit Sicherheit einer der surrealsten überhaupt. Obwohl: Bei anderen Wendepunkten war Pia nicht dabei gewesen, und Historiker schrieben sich alles schön.
»Also noch mal zum besseren Verständnis«, wandte sie sich an Jewgenij

Jacob Fünfgeld. »Meine dreizehnjährige Tochter Olga ist Mitglied bei Myface –«
»Sehr gut!«, lobte der Oligarch.
»… und sie ist es, weil ihre Freundinnen auch dort sind. Das schafft noch kein besonders starkes Band. Irgendwann jedoch gibt es bei Myface etwas, das man sonst nirgendwo bekommt. Also *muss* man Mitglied werden.« Sie gewann an Fahrt. »Wenn man nun Stück um Stück Zuteilungen aus der realen Welt in die digitale verlegt, entsteht ein unwiderstehlicher Sog. Plötzlich gibt es günstige Versicherungen nur noch für Myface-Mitglieder. Stimmt's? Dann existieren bestimmte medizinische Angebote überhaupt nicht mehr außerhalb der Community. Der Außenstehende bekommt nichts davon, der Teilnehmer bezahlt alles mit seinen Daten … weil sie wertvoll sind.«
»Nein, das wäre das geldbasierte alte Modell«, widersprach der Oligarch. »Darauf kann man verzichten. Die Daten werden an niemanden verkauft, sie selbst regulieren den Zugang. Nehmen wir an, Sie bräuchten eine Nierentransplantation. Äußerst knappe Ware! Dann wird nach Maßgabe der Knappheit ein Menschenwert errechnet, bei dem alle verfügbaren Transplantate die Bedürftigen erreichen. Diese müssen ihren Wert eben zuvor erdient haben, um die rettende Niere zu erhalten. Erdient heißt nicht erkauft! Einfach als reicher Mann Geld auf den Tisch zu blättern funktioniert dann nicht mehr.«
»Abgrundtief beschissener Opportunismus«, wiederholte Reimar Dijkerhoff seine Einschätzung.
»Das ist perfide!«, schloss sich Alexandre Ranchin an.
»Perfide? Es ist gerechter als alles, was heute an Zuteilungskriterien existiert – weil es die Menschen im sozialen Zusammenhang bewertet.«
»Perfide, weil man in dem Moment, in dem man etwas braucht, keinen Einfluss mehr auf den eigenen Wert hat. Das kettet einen an die Vergangenheit.«
»Das tut die Digitalisierung ohnehin«, entgegnete Fünfgeld kalt. »So ziehen wir wenigstens einen kollektiven Nutzen daraus.«
»Auf lange Sicht«, fuhr Pia unbeirrt fort, »sammeln Sie alle Menschen bei Myface ein, dann modifizieren Sie die Toggle-Formel, indem Sie jede Aktion, jede Bewegung, jede Äußerung bei Myface protokollieren und mathematisch operationalisieren. Zusätzlich beginnen Sie, die Güter

der Welt aus dem Geldsystem herauszunehmen, um sie nur noch anhand der individuellen Menschenwerte zu verteilen … soll es so werden? Das wäre monströser als alles, was mein Kusin in seinem Buch über den digitalen Schatten vorhergesehen hat.«
Jewgenij Jacob Fünfgeld schüttelte den Kopf: »Ich würde sagen: Nur realistisch … 600 Millionen Menschen haben sich schon jetzt bei Myface angemeldet, zehn Prozent der Weltbevölkerung! Das ist ein gewaltiges Potenzial. Vergessen Sie nicht, wie sehr es sich noch vergrößern wird, wenn sich das Verhältnis von Teilnehmern zu Außenstehenden weiter verschiebt.«
»Es werden immer Außenstehende bleiben!«, mischte sich Joachim Sterzel nach langer Schweigepause wieder ins Gespräch.
»Tatsächlich? Dann gibt es also heutzutage noch Menschen, die sich ein Leben außerhalb der Geldzusammenhänge leisten? Autarke Selbstversorger auf dem Lande? Nein, niemand wird sich abseits stellen können. Nicht in der industrialisierten Welt! Schließlich will jeder an den Segnungen einer hochproduktiven Warenwirtschaft teilhaben.«
Sterzel verstummte eingeschüchtert.
»Aber wer überwacht Ihr System?«, fragte Pia. »Doch wieder eine Führungselite?«
Fünfgeld schüttelte den Kopf. »Das System erzeugt alle entscheidungsrelevanten Daten selbst. Stellt es eine gegebene Menge von Gütern fest, der ein bestimmter Bedarf gegenübersteht, kann es den ›Preis‹ wie auf einem klassischen Markt errechnen. Nur eben nicht mit Geld als Tauschmittel, sondern mit Menschenwert als Zuteilungskriterium. Es weiß immer, wie hoch ein Menschenwert sein muss, um eine Zuteilung zu erlauben.«
Pia hörte nicht mehr richtig hin. Irgendetwas in ihrem unmittelbaren Umfeld lenkte sie ab. Etwas in der Größenordnung einer umherschwirrenden Mücke.
»Und welchen Stellenwert nimmt die Intelligenz dabei ein?«, polterte Ranchin.
»Denselben wie im Leben«, entgegnete der Oligarch ungerührt. »Den einer unwillkommenen Störvariablen.«
Im äußersten Winkel ihres Wahrnehmungshorizonts registrierte Pia eine Bewegung. Ein Display blinkte unruhig auf. Absichtlich unbeholfen

schlug sie die Beine übereinander und stieß an die Tischplatte, damit der Hörer des Bibliothekstelefons verrutschte. »’tschuldigung!«, machte sie und legte ihn wieder auf.
Die Anweisung im Display war eindeutig.
formel durch selbstbefragung zerstören
»Sie entnehmen meinen Worten«, resümierte Jewgenij Jacob Fünfgeld, »dass sich meine Ziele mit denen der *International Association of Supremacy* nicht decken. Einer von beiden muss zurückstecken, und da Sie meine Autorität freundlicherweise anerkennen«, er deutete mit einem leisen Lächeln in Richtung seines Sekretärs, »werde ich die Vereinigung jetzt auflösen. Das lässt sich an diesem Ort natürlich nur symbolisch vollziehen, indem wir den Computer stilllegen. Bitte, Flüeli!«
Der Schweizer umfasste seine Gyurza-Pistole mit beiden Händen, als stelle er einen schwerbewaffneten Gegner, und richtete die Mündung auf das Notebook.
formel durch selbstbefragung zerstören
Unerwarteterweise kam Reimar Dijkerhoff Pia zu Hilfe. Der Starphilosoph wuchtete sich aus seinem Lederfauteuil hervor, fixierte Urs-Albert Flüeli mit einem Blick, der jeden Studenten hätte in den Boden versinken lassen, und donnerte: »Giving up the gun!«
Die Professorenrunde blickte irritiert drein.
»Da hatten Sie mal einen lichten Moment!«, rief Dijkerhoff laut und spießte Alexandre Ranchin mit seinem Zeigefinger auf. »Sie erinnern sich? Dieser kleine, fade Triumph Ihres historischen Wissens über meine anthropologische Fundamentalanalyse! Jetzt ist der Zeitpunkt gekommen, Ihr Wissen für die Gegenwart fruchtbar zu machen.«
»Giving up … Toggle?«, fragte Ranchin zweifelnd.
»Allerdings! Wenn *téchne* sich anschickt, die Menschheit zu versklaven, muss niemand vor ihr kapitulieren! Ihre Worte, Ranchin! Offen gestanden bin ich sehr gespannt, ob sich Ihr Samurai-Beispiel in der Gegenwart wiederholen lässt. Eine wirkliche Herausforderung für die IAS! Gelingt es der Bruderschaft, die Geister, die sie rief, wieder in die Unterwelt zurückzujagen? Mal im Ernst, Collegae: War das hier wirklich unser Ziel? Nein, das war es nicht!«
Auf den Gesichtern der Professoren zeichnete sich Zustimmung zu seinen Worten ab.

»Aber warum sollte ich darin einwilligen?«, fragte Jewgenij Jacob Fünfgeld, sanft wie eine Raubkatze. »Ich halte alle Machtmittel in der Hand. Warum sollte ich freiwillig mein neues Instrument zur Disposition stellen?«
»Weil Sie Galiani verpflichtet sind. Wie wir alle!«
In Joachim Sterzels Stimme war wieder ein Teil der alten Selbstsicherheit zurückgekehrt. Die anderen Professoren nickten, und Reimar Dijkerhoff nahm diese Zustimmung als Ansporn. Unverzüglich redete er sich in Rage: »Oh, ich ziehe meinen Hut vor Ihnen, Fünfgeld! Sie haben etliche Dinge sehr gut erkannt. Zum Beispiel, dass Machtfragen Resonanzfragen sind, weil Machthaber ohne Resonanz im Volk ganz schnell machtlos werden, und dass sich Resonanzwellen im Internet viel schneller fortbewegen als in früheren Medien. Sie sind wahrlich kein unbegabter Hightech-Lenin! Aber Ihr System beruht auf freiwilliger Zustimmung – so wie Galianis Urkonzept auch. Wenn es durch äußere Gewaltmittel etabliert wird, wie es sich hier gerade ankündigt, enthält es wie alle anderen Zwangsbeglückungssysteme einen Konstruktionsfehler. Dann wäre sein Scheitern vorprogrammiert. Schicken Sie also Ihren heroischen Oberst Bluntschli hinaus und lassen Sie uns abstimmen, ob wir nicht Toggle Democracy aufgeben wollen wie einst die Samurai ihre Schusswaffen.«
Fünfgeld gab Flüeli ein Zeichen. Der wollte protestieren, verschwand dann aber mit mürrischer Miene in den Flur. Als sich die Tür hinter ihm geschlossen hatte, hob der Oligarch seine Hände: »Ganz wie Sie meinen! Ich kämpfe nur mit den Waffen des Geistes.«
»Wer für die sofortige Beendigung des Projekts Toggle Democracy ist, eingedenk aller Möglichkeiten, die uns dieser Herr vor Augen geführt hat«, fragte Dijkerhoff in die Runde, »der hebe –«
formel durch selbstbefragung zerstören
»So geht das nicht!«, rief Pia laut. »Die Entscheidung *über* Toggle Democracy muss *mit* Toggle Democracy fallen!«
Sie eilte zum Notebook, weckte den Bildschirm mit einem Tastendruck aus seinem Ruhezustand. Die Eingabemaske des Abstimmungsprogramms war schon geöffnet. *Beteiligte? Neun*, tippte sie ein. *Wortlaut der strittigen Frage?* Einen kurzen Moment zögerte sie. Dann schrieb sie auf Englisch: *Should we use Toggle Democracy to*

decide about Toggle Democracy?
Das war nicht ganz korrekt, nämlich nur eine vorgeschaltete Verfahrensfrage, und sie hoffte, dass der Trick nicht auffiel. Doch Dijkerhoffs Erwähnung der Resonanz hatte ihr eine Ahnung eingegeben: *Versetze das System in Schwingungen!* Denn was schwingt, zerstört sich irgendwann von selbst. Genauer erschloss sich ihr der Hinweis ›Formel durch Selbstbefragung zerstören‹ nicht.
»Haben Sie alles vorbereitet, Susanna aus dem Bade?«, fragte Reimar Dijkerhoff. Pia nickte. »Wer ist also für die Beendigung?«
Zögerlich gingen nacheinander acht Hände der IAS – Mitglieder in die Höhe. Ohne garantiertes Intelligenzprivileg mochte niemand Galianis Modell weiter unterstützen.
»Ihre Stimme verbuche ich mit einem Nein«, sagte Pia zum Oligarchen und wartete dessen Bestätigung gar nicht erst ab. Sie hieb auf die Return-Taste.
Eine Partei würde gewinnen. Das lag in der Logik des Systems.
Der russische Oligarch war hinter sie getreten. Gespannt wartete er auf das Ergebnis. Plötzlich zeichnete sich auf seinem Gesicht Verblüffung ab: »Professor Ranchin, Sie sind ja eine komplette Nullnummer bei Tod!«, rief er aus und strahlte über das ganze Gesicht. »Nicht zuletzt deswegen bleibt es bei meinen Plänen. Meine Damen und Herren Akademiker, ich habe den stärksten Stimmenwert, stärker als Sie alle zusammen! Der Antrag auf Abschaltung von Toggle Democracy ist hiermit abgeschmettert. Obwohl … Moment!«
Er blickte Pia scharf an: »Was haben Sie denn da als Frage eingegeben? Da, dort oben! Das ist doch nicht, was wir eigentlich entscheiden wollten. Oder?«
Durch die Computernetze der Welt jagte ein Impuls. Nicht ungewöhnlich, millionenmal am Tag rasten Bits und Bytes Hunderttausende Kilometer die Glasfaser- und Kupferkabel entlang und schufen zusammen jenes elektronische Imperium, das sich anschickte, wirklicher als die Wirklichkeit zu werden.
Doch dieser Impuls war anders.
Wie ein kranker Keim, der sich unaufhörlich vermehrte, überschwemmte er das Netz mit einer Welle von Kopien seiner selbst, infolgedessen sich das elektronische Imperium minimal, doch merklich veränderte.

Etwas fehlte.

111

Mittwoch, 5. August, 15 : 00

Steve aus der IT steckte seinen kurzgeschorenen Kopf in Samyia Prakeshs Büro: »Kommst du mal? Ich brauche deinen Rat.«
Er schien ein bisschen verwirrt. Die Inderin stand von ihrem Schreibtisch auf, wo sie sich gerade ein paar Filme auf Toggle Video angesehen hatte, und folgte ihm zwei Treppen hinab in sein Technikreich.
»Es ist weg!«, sagte er. »Vor drei Minuten vom Bildschirm verschwunden.« Er hackte hektisch auf seiner Tastatur herum. »Nicht nur übers Internet weg, sondern auch komplett aus unserem Hausnetz verschwunden.«
»Was, Steve?«, fragte Samyia Prakesh.
»Na, dein Ding! Deine hinduistische Weltformel.«
»Toggle Democracy?«
»Unauffindbar! Gelöscht ist gar kein Wort! Es ist, als hätte es das Programm auf unseren Servern nie gegeben.«
Die Inderin musste lachen: »Das ist lustig! Ich bin nämlich seit gestern bei Vanish eingesetzt, unserer noch ziemlich bescheidenen Anstrengung, Dokumente auf fremden Servern so zu maskieren, dass sie der Suchmaschine wie gelöscht vorkommen.«
Der IT – Verantwortliche schüttelte den Kopf. »Hör mal, das geht nicht mit rechten Dingen –«
»Steve, das war eine Betaversion! Du weißt, wie viele Betaversionen wir im Jahr verheizen. Mach dir keine Gedanken darüber!«
Sie klopfte ihm aufmunternd auf den Rücken. Dann ging sie zurück an ihre Arbeit.*Vanish!*
Komisch, dass es so etwas schon gab.

Epilog

Eine Stelle

Von keiner Wolkenformation behindert schossen die Erdbeobachtungssatelliten Ikonos und Quickbird 2 randscharfe Aufnahmen der Häuser, Heuschober und Hütten im Hochtal von Mellau. Obwohl sich dort die Feinsten, Kultiviertesten und Reichsten versammelten, bot sich den Kameralinsen nur ein unspektakuläres Bild. Professor Dr. Reimar Dijkerhoff lag unter einem orangefarbenen Sonnenschirm im Liegestuhl und durchblätterte – wie so oft – eines seiner eigenen Werke und war von dessen Formulierungskunst entzückt: »Die Demokratie ist ihre eigene Visionsquelle«, las er halblaut. »Sie bringt die Korrektive ihrer Zustände aus sich selbst hervor.«
Er nickte voller Zustimmung. Ihm konnte man nichts vormachen.
In seinem Rücken näherten sich Nikolaus und Pia Holzwanger, beide ausnehmend guter Dinge. Ein schlecht informierter Headhunter hatte den vermeintlichen Toggle-Personalchef beim Frühstück auf dem Handy erwischt und ihn mit großspurigen Worten zu einem Vorstellungsgespräch bei einer Wasserfirma überredet. »Wasser ist ausgezeichnet«, schwärmte Holzwanger. »Abseits aller Politik und bar jeden Verschwörungspotenzials.«
»Gut geschlafen?«, frage Pia den schnauzbärtigen Philosophen. »Oder von grässlichen Vereinigungen geträumt?«
Dijkerhoff fuhr erschrocken hoch. »Jede Vereinigung, die sich nicht mit dem anderen Geschlecht vollzieht, ist grässlich«, knurrte er dann. »Aber werfen Sie mir bitte nicht vor, dass ich bei den Idioten aus Selbstgefälligkeit eingetreten bin. Sie sind es auch!«
»Ich werfe Ihnen gar nichts vor, ich bin voller Bewunderung! Wie konnten Sie nur ahnen, dass die Infragestellung der Formel zu ihrer Selbstzerstörung führt?«
»Erstens ist das eine gängige Schlaufe«, erklärte der Philosoph. »Man kann auch die Demokratie demokratisch infrage stellen, so dass sie danach abgeschafft ist. Zweitens habe ich – entgegen dem albernen Geck Ranchin! – Ferdinando Galianis Biografie wirklich studiert. Es gibt da eine Notiz auf dem Sterbebett, die an Fermats letzten Satz erinnert, eine

hingeworfene Bemerkung, man könne das Unfehlbare System vor Missbrauch schützen, indem man eine Selbstauflösungsklausel einbaut. Tja und wenn einer eine Idee hatte, dann beflügelt das andere, diese Idee ein zweites Mal auszubrüten. Natürlich nur, wenn man ähnliche Geisteskräfte besitzt, das ist klar!«
Er strich sich selbstgefällig über den Bart.
»Aber Fünfgeld hatte ein klares Stimmenübergewicht«, wandte Pia ein. »Warum verschwand die Formel trotzdem? Gut, es war nur eine vorgelagerte Abstimmung über das Verfahren, aber immerhin, er blieb klarer Sieger.«
»Das ist Dialektik!«, triumphierte Dijkerhoff. »Die Auslöschung erfolgt, wenn überhaupt nur die Frage nach der Legitimität gestellt wird! Die Antwort spielt dann keine Rolle mehr. In einem perfekten Gemeinwesen, wie es Ferdinando Galiani vorschwebte, verbietet sich die Anwendung von Regeln, wenn diese auch nur von einem Betroffenen abgelehnt werden. Schon der Abstimmungsantrag besiegelt dann ihr Ende.«
»Darauf hätte dein Kusin auch kommen können«, warf Holzwanger ein.
»Hätte er«, entgegnete Pia, »aber immerhin begriff er zuletzt, wie gefährlich diese überhebliche Spielerei mit dem Menschenwert ist.«
»Hätte er nicht«, grummelte Dijkerhoff. »Denn als Informatiker fehlt ihm dazu der philosophische Hintergrund. Wer denkt, es ginge bei IT nur um Algorithmen, hat nichts begriffen! Übrigens bin ich übergangsweise der neue Vorsitzende der IAS. So lange, bis der Verein ordnungsgemäß abgewickelt ist.«
»O Himmel!«, entfuhr es Pia. »Dann wickeln Sie mich bitte als Erste ab!«
»Ja, löschen Sie Pia!«, befahl Holzwanger.
»Löschen? Löschen kann nicht mal der Herrgott im Himmel, weil er die Programmierung nicht kennt. Das jedenfalls hab ich begriffen. Auf uns lasten Hightech-Irrtümer, keine Heiligtümer.« Er senkte seine Stimme: »Fürchten Sie nicht, dass wir genau in diesem Augenblick von irgendeinem verteufelten Satelliten belauscht werden, der unsere Worte aufzeichnet und auf ewig konserviert?«
Doch die Erdbeobachtungssatelliten Ikonos und Quickbird 2 waren längst nach München weitergezogen. Im Englischen Garten nahe des Monopteros hielt Anna-Katharina Loibl ein Buch aus dem

Brandenburger Antiquariat auf den Knien und konzentrierte sich auf dessen Text. Seine äußere Gestalt war unansehnlich, ein hellblaues, westliches Paperback aus den Siebzigern, doch Anna-Katharina hatte es wegen seines Stempels behalten: Geheim! Ausschliesslich für den internen Dienstgebrauch! Hochschule des MfS, Potsdam.
Bis zum Ende ihrer Ferien wollte sie es durchgearbeitet haben. Bücher waren Wegweiser, und sie suchte noch im Leben. Zum Glück fielen die einzelnen Textstellen im Sammelband Französische Moralisten schmal aus. Aphorismen und Notate, mehr nicht. Dieses hier war mit einem roten Ausrufezeichen versehen:
Ein Wechsel in der Verfassung ist etwas sehr Schönes, wenn er stattgefunden hat. Aber es ist unangenehm, ihn herbeizuführen. Zwei oder drei Generationen plagen sich damit, und erst die Nachwelt findet sich in den neuen Zustand hinein. Aber die Nachwelt gehört zu den möglichen Dingen, und wir sind wirkliche Wesen. Sollen sich die Wirklichen für die Möglichen so quälen, dass sie unglücklich werden?
Warum das geheim gehalten werden musste, verstand Anna-Katharina nicht. Doch wer verstand schon die Welt der Erwachsenen?

Nachbemerkung

Ferdinando Galiani, Abbé von San Lorenzo im Bistum Centola, lebte von 1728 bis 1787, schrieb bereits in jungen Jahren weithin beachtete Bücher und Pamphlete, verbrachte die wichtigste Zeit seines Lebens unter Ludwig XV. in der damaligen Welthauptstadt Paris und darf mit Fug und Recht als Prototyp des modernen Intellektuellen gelten – mit allen Begleiterscheinungen mangelnder Gottesfurcht, sexueller Libertinage und ungebremster Eitelkeit. Sein Blick war scharfsinnig, seine politische Analyse illusionslos. Auf welche Seite der kurz nach seinem Tode ausgebrochenen Französischen Revolution er sich geschlagen hätte, mag man nur vermuten – seine lebenslang geäußerten Sottisen gegen Adel *und* Volk legen nahe, dass sein Abstand zu beiden Kontrahenten etwa gleich weit gewesen wäre. Spätere Historiker haben aus seiner Schrift über den Getreidepreis immerhin die Vorstellung eines »Regierungssozialismus« herausgelesen, während die Gegner totalitärer Staatsformen reichlich Stellen in Galianis Werk finden, die ihn als klassischen Liberalen ausweisen. Mit heutigen Kategorien ist er wohl nicht zu fassen.

Obwohl der kleinwüchsige Mann viel schrieb, finden sich nirgendwo Hinweise auf eine apokryphe Schrift. Auch die Teilnahme am *Prix de morale* der Senfstadt Dijon 1754 wird keineswegs überliefert. Wohl aber ein seltsamer Umstand: Von den zwölf damaligen Einsendungen sind zehn Schriftstücke auf uns gekommen. Ein elftes, im Original heute verschollenes, stammte aus der Feder Jean-Jacques Rousseaus und gilt als Keimzelle der europäischen Gleichheitsphilosophie. Rousseau bekam den Preis nicht, der Sieger ist längst vergessen, was all jene trösten mag, die von Jurys übergangen werden.

Was aber geschah mit der zwölften Preisschrift? Sie wurde auf Wunsch des Autors vor Ablauf der Einreichfrist zurückgesandt. Kein Juror hat sie gelesen, kein Historiker kennt ihren Inhalt. Naturgemäß kann dabei nicht ausgeschlossen werden, dass die Rücksendeadresse Neapel gelautet hatte …

Dies zur Vergangenheit. Und die Gegenwart?

So wie hier beschrieben, sind die Konzerne Toggle und Myface

undenkbar. Was man zur Denkbarkeit und Undenkbarkeit wissen muss, sagt der CIA – Researcher auf Seite 325. Cum grano salis lautet darum die Empfehlung: Wer bestimmte Risiken fürchtet, etwa das der totalen Offenlegung seines Privatlebens und der damit zu befürchtenden Repressionen, muss sich von bestimmten Orten fernhalten. Dies gilt für die Wirklichkeit wie fürs Land Digitalien. Dieses Land nicht zu betreten, sperrt einen allerdings von vielen Genüssen aus.
Berlin, den 1. 8. 2011
Florian Felix Weyh